Deutsche Märchen

Werner Heinz.

10.–

Marienkind
D. Polster

Deutsche Märchen

gesammelt durch die Brüder Grimm

Herausgegeben von M. Thilo-Luyken

Mit vielen Bildern
von Dora Polster

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München 1911

Der Frau Bettina von Arnim

haben vor fast einem Jahrhundert Jakob und Wilhelm Grimm, über die das Nachwort einiges aussagt, ihre Märchensammlung gewidmet. Der Name dieser unvergessenen Frau schmücke daher auch den Eingang des vorliegenden Buches, werden darin doch die Märchen fast vollzählig und in ihrer schönen ursprünglichen Form den jugendlich empfänglichen Herzen jedes Alters dargeboten.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau, der hatte nur ein einziges Kind, das war ein Mädchen von drei Jahren. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Eines Morgens ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „Ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins: du bist arm und dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen." Der Holzhacker gehorchte, holte sein Kind und übergab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuckerbrot und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold, und die Englein spielten mit ihm. Als es nun vierzehn Jahr alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu sich und sprach: „Liebes Kind, ich habe

eine große Reise vor, da nimm die Schlüssel zu den dreizehn Türen des Himmelreichs in Verwahrung: zwölf davon darfst du aufschließen und die Herrlichkeiten darin betrachten, aber die dreizehnte, wozu dieser kleine Schlüssel gehört, die ist dir verboten: hüte dich, daß du sie nicht aufschließest, sonst wirst du unglücklich." Das Mädchen versprach, gehorsam zu sein, und als nun die Jungfrau Maria weg war, fing sie an und besah die Wohnungen des Himmelreichs: jeden Tag schloß es eine auf, bis die zwölfe herum waren. In jeder aber saß ein Apostel, und war von großem Glanz umgeben, und es freute sich über all die Pracht und Herrlichkeit, und die Englein, die es immer begleiteten, freuten sich mit ihm. Nun war die verbotene Tür allein noch übrig, da empfand es eine große Lust, zu wissen, was dahinter verborgen wäre, und sprach zu den Englein: „Ganz aufmachen will ich sie nicht und will auch nicht hineingehen, aber ich will sie aufschließen, damit wir ein wenig durch den Ritz sehen." — „Ach nein," sagten die Englein, „das wäre Sünde: die Jungfrau Maria hat's verboten, und es könnte leicht dein Unglück werden." Da schwieg es still, aber die Begierde in seinem Herzen schwieg nicht still, sondern nagte und pickte ordentlich daran und ließ ihm keine Ruhe. Und als die Englein einmal alle hinausgegangen waren, dachte es: „Nun bin ich ganz allein und könnte hineingucken, es weiß es ja niemand, wenn ich's tue." Es suchte den Schlüssel heraus und als es ihn in der Hand hielt, steckte es ihn auch in das Schloß, und als es ihn hineingesteckt hatte, drehte es auch um. Da sprang die Türe auf, und es sah da die Dreieinigkeit im Feuer und Glanz sitzen. Es blieb ein Weilchen stehen und betrachtete alles mit Erstaunen, dann rührte es ein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward der Finger ganz golden. Alsbald empfand es eine gewaltige Angst, schlug die Türe heftig zu und lief fort. Die Angst wollte auch nicht wieder weichen, es mochte anfangen, was es wollte, und das Herz klopfte in einem fort und wollte nicht ruhig werden: auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waschen und reiben, so viel es wollte.

Gar nicht lange, so kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück. Sie rief das Mädchen zu sich und forderte ihm die Himmelsschlüssel wieder ab. Als es den Bund hinreichte, blickte ihm die Jungfrau in die Augen und sprach: „Hast du auch nicht die dreizehnte Tür geöffnet?" — „Nein," antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, fühlte wie es klopfte und klopfte, und merkte wohl, daß es ihr Gebot übertreten und die Türe aufgeschlossen hatte. Da sprach sie noch einmal: „Hast du es gewiß nicht getan?" — „Nein," sagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte sie den Finger, der von der Berührung des himmlischen Feuers golden geworden war, sah wohl, daß es gesündigt hatte und sprach zum drittenmal: „Hast du es nicht getan?" — „Nein," sagte das Mädchen zum drittenmal. Da sprach die Jungfrau Maria: „Du hast mir nicht gehorcht und hast noch dazu gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu sein."

Da versank das Mädchen in einen tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde, mitten in einer Wildnis. Es wollte rufen, aber es konnte keinen Laut hervorbringen. Es sprang auf und wollte fortlaufen, aber wo es sich hinwendete, immer ward es von dichten Dornhecken zurückgehalten, die es nicht durchbrechen konnte. In der Einöde, in welche es eingeschlossen war, stand ein alter hohler Baum, das mußte seine Wohnung sein. Da kroch es hinein, wenn die Nacht kam, und schlief darin, und wenn es stürmte und regnete, fand es darin Schutz: aber es war ein jämmerliches Leben, und wenn es daran dachte, wie es im Himmel so schön gewesen war und die Engel mit ihm gespielt hatten, so weinte es bitterlich. Wurzeln und Waldbeeren waren seine einzige Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es die herabgefallenen Nüsse und Blätter und trug sie in die Höhle, die Nüsse waren im Winter seine Speise und wenn Schnee und Eis kam, so kroch es wie ein armes Tierchen in die Blätter, daß es nicht fror. Nicht lange, so zerrissen seine Kleider und fiel ein Stück nach dem andern vom Leibe herab. Sobald dann die Sonne wieder warm

schien, ging es heraus und setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es ein Jahr nach dem andern und fühlte den Jammer und das Elend der Welt.

Einmal, als die Bäume wieder in frischem Grün standen, jagte der König des Landes in dem Walde und verfolgte ein Reh, und weil es in das Gebüsch geflohen war, das den Waldplatz einschloß, stieg er vom Pferd, riß das Gestrüppe auseinander und hieb sich mit seinem Schwert einen Weg. Als er endlich hindurchgedrungen war, sah er unter dem Baum ein wunderschönes Mädchen sitzen, das saß da und war von seinem goldenen Haar bis zu den Fußzehen bedeckt. Er stand still und betrachtete es voll Erstaunen, dann redete er es an und sprach: „Wer bist du? Warum sitzest du hier in der Einöde?" Es gab aber keine Antwort, denn es konnte seinen Mund nicht auftun. Der König sprach weiter: „Willst du mit mir auf mein Schloß gehen?" Da nickte es nur ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf seinen Arm, trug es auf sein Pferd und ritt mit ihm heim, und als er auf das königliche Schloß kam, ließ er ihm schöne Kleider anziehen und gab ihm alles im Überfluß. Und ob es gleich nicht sprechen konnte, so war es doch schön und holdselig, daß er es von Herzen lieb gewann, und es dauerte nicht lange, da vermählte er sich mit ihm.

Als etwa ein Jahr verflossen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, wo sie allein in ihrem Bette lag, erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Willst du die Wahrheit sagen und gestehen, daß du die verbotene Tür aufgeschlossen hast, so will ich deinen Mund öffnen und dir die Sprache wiedergeben, verharrst du aber in der Sünde und leugnest hartnäckig, so nehm ich dein neugebornes Kind mit mir." Da war der Königin verliehen zu antworten, sie blieb aber verstockt und sprach: „Nein, ich habe die verbotene Tür nicht aufgemacht," und die Jungfrau Maria nahm das neugeborne Kind ihr aus den Armen und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind

nicht zu finden war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menschenfresserin und hätte ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles und konnte nichts dagegen sagen, der König aber wollte es nicht glauben, weil er sie so lieb hatte.

Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn. In der Nacht trat auch wieder die Jungfrau Maria zu ihr herein und sprach: „Willst du gestehen, daß du die verbotene Tür geöffnet hast, so will ich dir dein Kind wiedergeben und deine Zunge lösen: verharrst du aber in der Sünde und leugnest, so nehme ich auch dieses neugeborne mit mir." Da sprach die Königin wiederum: „Nein, ich habe die verbotene Tür nicht geöffnet," und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen weg und mit sich in den Himmel. Am Morgen, als das Kind abermals verschwunden war, sagten die Leute ganz laut, die Königin hätte es verschlungen, und des Königs Räte verlangten, daß sie sollte gerichtet werden. Der König aber hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte, und befahl den Räten bei Leibes- und Lebensstrafe, nichts mehr darüber zu sprechen.

Im nächsten Jahre gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr zum drittenmal nachts die Jungfrau Maria und sprach: „Folge mir." Sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel, und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und spielten mit der Weltkugel. Als sich die Königin darüber freute, sprach die Jungfrau Maria: „Ist dein Herz noch nicht erweicht? Wenn du eingestehst, daß du die verbotene Tür geöffnet hast, so will ich dir deine beiden Söhnlein zurückgeben." Aber die Königin antwortete zum drittenmal: „Nein, ich habe die verbotene Tür nicht geöffnet." Da ließ sie die Jungfrau wieder zur Erde hinabsinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als es ruchbar ward, riefen alle Leute laut: „Die Königin ist eine Menschenfresserin, sie muß verurteilt werden," und der König konnte seine Räte nicht mehr zurückweisen. Es ward ein Gericht über sie gehalten,

und weil sie nicht antworten und sich nicht verteidigen konnte, ward sie verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen, und als sie an einen Pfahl festgebunden war und das Feuer rings umher zu brennen anfing, da schmolz das harte Eis des Stolzes und ihr Herz ward von Reue bewegt, und sie dachte: „Könnt ich nur noch vor meinem Tode gestehen, daß ich die Tür geöffnet habe," da kam ihr die Stimme, daß sie laut ausrief: „Ja, Maria, ich habe es getan!" Und alsbald fing der Himmel an zu regnen und löschte die Feuerflammen, und über ihr brach ein Licht hervor, und die Jungfrau Maria kam herab und hatte die beiden Söhnlein zu ihren Seiten und das neugeborne Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zu ihr: „Wer seine Sünde bereut und eingesteht, dem ist sie vergeben," und reichte ihr die drei Kinder, löste ihr die Zunge und gab ihr Glück für das ganze Leben.

Erstes Märchen.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb, als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächsten Morgen in Arbeit nehmen; und weil er ein gutes Gewissen hatte, so legte er sich ruhig zu Bett, befahl sich dem lieben Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit niedersetzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig

auf seinem Tisch. Er verwunderte sich und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten. Sie waren so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch war, gerade als wenn es ein Meisterstück sein sollte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, so bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür, und der Schuster konnte von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln. Er schnitt sie abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Mut an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht die Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, daß er das Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand frühmorgens auch die vier Paar fertig; und so ging's immer fort, was er abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward. Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeschnitten hatte, daß er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leistet?" Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken, hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine niedliche nackte Männlein, setzten sich vor des Schuster Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, zu nähen, zu klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müßten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen so herum, haben nichts am Leib und müssen frieren. Weißt du was? Ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar

Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu." Der Mann sprach: „Das bin ich wohl zufrieden," und abends, wie sie alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit zusammen auf den Tisch und versteckten sich dann, um mit anzusehen, wie sich die Männlein dazu anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen, als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeigten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen:

„Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was sollen wir länger Schuster sein!"

Dann hüpften und tanzten sie und sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Tür hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder, dem Schuster aber ging es wohl, solang er lebte, und es glückte ihm alles, was er unternahm.

Zweites Märchen.

Es war einmal ein armes Dienstmädchen, das war fleißig und reinlich, kehrte alle Tage das Haus und schüttete den Kehricht auf einen großen Haufen vor die Türe. Eines Morgens, als es eben wieder an die Arbeit gehen wollte, fand es einen Brief darauf, und weil es nicht lesen konnte, so stellte es den Besen in die Ecke und brachte den Brief seiner Herrschaft, und da war es eine Einladung von den Wichtelmännern, die baten das Mädchen, ihnen ein Kind aus der Taufe zu heben. Das Mädchen wußte nicht, was es tun sollte, endlich, auf vieles Zureden und weil sie ihm sagten, so etwas dürfte man nicht abschlagen, so willigte es ein. Da kamen drei Wichtelmänner und führten es in einen hohlen Berg, wo die Kleinen lebten. Es war da alles klein, aber so zierlich und prächtig, daß es nicht zu sagen ist. Die Kindbetterin lag in einem Bett von schwarzem Ebenholz mit Knöpfen von Perlen, die Decken waren mit Gold gestickt, die Wiege war

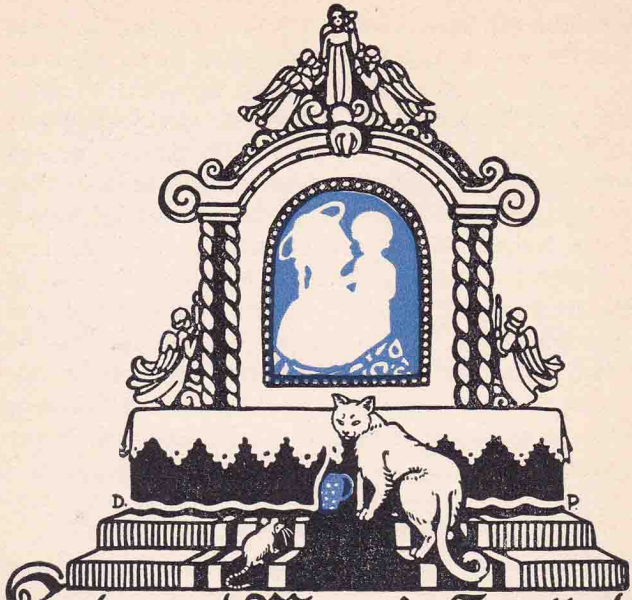
von Elfenbein, die Badewanne von Gold. Das Mädchen stand nun Gevatter und wollte dann wieder nach Haus gehen, die Wichtelmännlein baten es aber inständig, drei Tage bei ihnen zu bleiben. Es blieb also und verlebte die Zeit in Lust und Freude, und die Kleinen taten ihm alles zuliebe. Endlich wollte es sich auf den Rückweg machen, da steckten sie ihm die Taschen erst ganz voll Gold und führten es hernach wieder zum Berge heraus. Als es nach Haus kam, wollte es seine Arbeit beginnen, nahm den Besen in die Hand, der noch in der Ecke stand, und fing an zu kehren. Da kamen fremde Leute aus dem Haus, die fragten wer es wäre und was es da zu tun hätte. Da war es nicht drei Tage, wie es gemeint hatte, sondern sieben Jahre bei den kleinen Männern im Berge gewesen, und seine vorige Herrschaft war in der Zeit gestorben.

Drittes Märchen.

Einer Mutter war ihr Kind von den Wichtelmännern aus der Wiege geholt und ein Wechselbalg mit dickem Kopf und starren Augen hineingelegt, der nichts als essen und trinken wollte. In ihrer Not ging sie zu ihrer Nachbarin und fragte sie um Rat. Die Nachbarin sagte, sie sollte den Wechselbalg in die Küche tragen, auf den Herd setzen, Feuer anmachen und in zwei Eierschalen Wasser kochen. Das bringe den Wechselbalg zum Lachen, und wenn er lache, dann sei es aus mit ihm. Die Frau tat alles, wie die Nachbarin gesagt hatte. Wie sie die Eierschalen mit Wasser über das Feuer setzte, sprach der Klotzkopf:

„Nun bin ich so alt
wie der Westerwald,
und hab nicht gesehen, daß jemand in Schalen kocht."

Und fing an darüber zu lachen. Indem er lachte, kam auf einmal eine Menge von Wichtelmännerchen, die brachten das rechte Kind, setzten es auf den Herd und nahmen den Wechselbalg wieder mit fort.



Katze und Maus in Gesellschaft

Eine Katze hatte Bekanntschaft mit einer Maus gemacht und ihr so viel von der großen Liebe und Freundschaft vorgesagt, die sie zu ihr trüge, daß die Maus endlich einwilligte, mit ihr zusammen in einem Hause zu wohnen und gemeinschaftliche Wirtschaft zu führen. „Aber für den Winter müssen wir Vorsorge tragen, sonst leiden wir Hunger," sagte die Katze, „du, Mäuschen, kannst dich nicht überall hinwagen und gerätst mir am Ende in eine Falle." Der gute Rat ward also befolgt und ein Töpfchen mit Fett angekauft. Sie wußten aber nicht, wo sie es hinstellen sollten, endlich nach langer Überlegung sprach die Katze: „Ich weiß keinen Ort, wo es besser aufgehoben wäre, als die Kirche, da getraut sich niemand etwas wegzunehmen: wir stellen es unter den Altar und rühren es nicht eher an, als bis wir es nötig haben." Das Töpfchen ward also in Sicherheit gebracht, aber es

dauerte nicht lange, so trug die Katze Gelüsten danach und sprach zur Maus: „Was ich dir sagen wollte, Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten: sie hat ein Söhnchen zur Welt gebracht, weiß mit braunen Flecken, das soll ich über die Taufe halten. Laß mich heute ausgehen und besorge du das Haus allein." — „Ja, ja," antwortete die Maus, „geh in Gottes Namen, wenn du was Gutes issest, so denk an mich: von dem süßen roten Kindbetterwein tränk ich auch gerne ein Tröpfchen." Es war aber alles nicht wahr, die Katze hatte keine Base, und war nicht zu Gevatter gebeten. Sie ging geradeswegs nach der Kirche, schlich zu dem Fettöpfchen, fing an zu lecken und leckte die fette Haut ab. Dann machte sie einen Spaziergang auf den Dächern der Stadt, besah sich die Gelegenheit, streckte sich hernach in der Sonne aus und wischte sich den Bart, so oft sie an das Fettöpfchen dachte. Erst als es Abend war, kam sie wieder nach Hause. „Nun, da bist du ja wieder," sagte die Maus, „du hast gewiß einen lustigen Tag gehabt." — „Es ging wohl an," antwortete die Katze. „Was hat denn das Kind für einen Namen bekommen?" fragte die Maus. „Hautab," sagte die Katze ganz trocken. „Hautab," rief die Maus, „das ist ja ein wunderlicher und seltsamer Name, ist der in eurer Familie gebräuchlich?" — „Was ist da weiter," sagte die Katze, „er ist nicht schlechter als Bröseldieb, wie deine Paten heißen."

Nicht lange danach überkam die Katze wieder ein Gelüsten. Sie sprach zur Maus: „Du mußt mir den Gefallen tun und nochmals das Hauswesen allein besorgen, ich bin zum zweitenmal zu Gevatter gebeten, und da das Kind einen weißen Ring um den Hals hat, so kann ich's nicht absagen." Die gute Maus willigte ein, die Katze aber schlich hinter der Stadtmauer zu der Kirche und fraß den Fetttopf halb aus. „Es schmeckt nichts besser," sagte sie, „als was man selber ißt," und war mit ihrem Tagewerk ganz zufrieden. Als sie heimkam, fragte die Maus: „Wie ist denn dieses Kind getauft worden?" — „Halbaus," antwortete die Katze. „Halbaus!

Was du sagst! Den Namen hab ich mein Lebtag noch nicht gehört, ich wette, der steht nicht in dem Kalender."

Der Katze wässerte das Maul bald wieder nach dem Leckerwerk. „Aller guten Dinge sind drei," sprach sie zu der Maus, „da soll ich wieder Gevatter stehen, das Kind ist ganz schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal: du lässest mich doch ausgehen?" — „Hautab! Halbaus!" antwortete die Maus, „es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam." — „Da sitzest du daheim in deinem dunkelgrauen Flausrock und deinem langen Haarzopf," sprach die Katze, „und fängst Grillen: das kommt davon, wenn man bei Tage nicht ausgeht." Die Maus räumte während der Abwesenheit der Katze auf und brachte das Haus in Ordnung, die naschhafte Katze aber fraß den Fetttopf rein aus. „Wenn erst alles aufgezehrt ist, so hat man Ruhe," sagte sie zu sich selbst und kam satt und dick erst in der Nacht nach Hause. Die Maus fragte gleich nach dem Namen, den das dritte Kind bekommen hätte. „Er wird dir wohl auch nicht gefallen," sagte die Katze, „er heißt Ganzaus." — „Ganzaus!" rief die Maus, „gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen. Ganzaus! was soll das bedeuten?" Sie schüttelte den Kopf, rollte sich zusammen und legte sich schlafen.

Von nun an wollte niemand mehr die Katze zu Gevatter bitten, als aber der Winter herangekommen und draußen nichts mehr zu finden war, gedachte die Maus ihres Vorrats und sprach: „Komm, Katze, wir wollen zu unserm Fetttopfe gehen, den wir uns aufgespart haben, der wird uns schmecken." — „Jawohl," antwortete die Katze, „der wird dir schmecken, als wenn du deine feine Zunge zum Fenster hinausstreckst." Sie machten sich auf den Weg, und als sie anlangten, stand zwar der Fetttopf noch an seinem Platz, er war aber leer. „Ach," sagte die Maus, „jetzt merke ich, was geschehen ist, jetzt kommt's an den Tag, du bist mir die wahre Freundin! Aufgefressen hast du alles, wie du zu Gevatter gestanden hast: erst Haut ab, dann halb aus, dann . . ." —

„Willſt du ſchweigen," rief die Katze, „noch ein Wort, und ich freſſe dich auf." — „Ganz aus" hatte die arme Maus ſchon auf der Zunge; kaum war es heraus, ſo tat die Katze einen Satz nach ihr, packte ſie und ſchluckte ſie hinunter. Siehſt du, ſo geht's in der Welt.

Der treue Johannes

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte: „Es wird wohl das Totenbett ſein, auf dem ich liege." Da ſprach er: „Laßt mir den getreuen Johannes kommen." Der getreue Johannes war ſein liebſter Diener, und hieß ſo, weil er ihm ſein lebelang ſo treu geweſen war. Als er nun vor das Bett kam, ſprach der König zu ihm: „Getreueſter Johannes, ich fühle, daß mein Ende herannaht, und da habe ich

keine andere Sorge als um meinen Sohn: er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu raten weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe schließen." — Da antwortete der getreue Johannes: „Ich will ihn nicht verlassen, und will ihm mit Treue dienen, wenn's auch mein Leben kostet." — Da sagte der alte König: „So sterb' ich getrost und in Frieden." Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tode sollst du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und alle Schätze, die darin liegen: aber die letzte Kammer in dem langen Gange sollst du ihm nicht zeigen, worin das Bild der Königstochter vom goldenen Dache verborgen steht. Wenn er das Bild erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihretwegen in große Gefahren geraten; davor sollst du ihn hüten." Und als der treue Johannes nochmals dem alten König die Hand darauf gegeben hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen hatte, und sagte: „Das will ich gewißlich halten, und will dir treu sein, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten." Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „Es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst: ich will dir dein väterliches Schloß zeigen." Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichtümer und prächtigen Kammern sehen: nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das gefährliche Bild stand. Das Bild war aber so gestellt, daß, wenn die Türe aufging, man gerade darauf sah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es leibte und lebte, und es gäbe nichts Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an einer Tür vorüberging und sprach: „Warum schließest du mir diese niemals auf?" — „Es ist

etwas darin," antwortete er, „vor dem du erschrickst." Aber der König antwortete: „Ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist," ging und wollte die Türe mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurück und sagte: „Ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht: es könnte dir und mir zu großem Unglück ausschlagen." — „Ach nein," antwortete der junge König, „wenn ich nicht heineinkomme, so ist's mein sicheres Verderben: ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben, bis ich's mit meinen Augen gesehen hätte. Nun gehe ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschlossen hast."

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bund den Schlüssel heraus. Als er die Türe geöffnet hatte, trat er zuerst hinein und dachte, er wolle das Bildnis bedecken, daß es der König vor ihm nicht sähe: aber was half das? der König stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildnis der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold und Edelsteinen glänzte, da fiel er ohnmächtig zur Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf, trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „Das Unglück ist geschehen, Herr Gott, was will daraus werden!" Dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam. Das erste Wort, das er sprach, war: „Ach! wer ist das schöne Bild?" — „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache," antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „Meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten's nicht ausjagen; mein Leben setze ich daran, daß ich sie erlange. Du bist mein getreuster Johannes, du mußt mir beistehen."

Der treue Diener besann sich lange, wie die Sache anzufangen wäre, denn es hielt schwer, nur vor das Angesicht der Königstochter zu kommen. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „Alles, was sie um hat,

ist von Gold, Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgerät: in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes, laß eine von den Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Gerätschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Tieren, das wird ihr gefallen, wir wollen damit hinfahren und unser Glück versuchen." Der König hieß alle Goldschmiede herbeiholen, die mußten Tag und Nacht arbeiten, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Als alles auf ein Schiff geladen war, zog der getreue Johannes Kaufmannskleider an, und der König mußte ein gleiches tun, um sich ganz unkenntlich zu machen. Dann fuhren sie über das Meer, und fuhren so lange, bis sie zur Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiffe zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht," sprach er, „bring ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß alles in Ordnung ist, laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken." Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das blinkende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte, wer er wäre? Da antwortete er: „Ich bin ein Kaufmann," und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „Ei, was für schönes Goldzeug!" setzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „Das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie Euch alles abkauft." Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Ware sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „Es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will." Aber der getreue Johannes sprach: „Ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann: was ich hier habe, ist nichts gegen das, was mein Herr auf

seinem Schiffe stehen hat, und das ist das Künstlichste und Köstlichste, was je in Gold ist gearbeitet worden." Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „Dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle, um es aufzustellen, daß Euer Haus nicht Raum dafür hat." Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „Führe mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten."

Da führte sie der treue Johannes zu dem Schiffe hin und war ganz freudig, und der König, als er sie erblickte, sah, daß ihre Schönheit noch größer war, als das Bild sie dargestellt hatte, und meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerspringen. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen, „spannt alle Segel auf, daß es fliegt, wie ein Vogel in der Luft". Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild, und die wunderbaren Tiere. Viele Stunden gingen herum, während sie alles besah, und in ihrer Freude merkte sie nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem sie das letzte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim, als sie aber an des Schiffes Rand kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meer ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach," rief sie erschrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns geraten; lieber wollt ich sterben!" Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „Ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt als du bist: aber daß ich dich mit List entführt habe, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erstemal, als ich dein Bildnis gesehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen." Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet, und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gern einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie auf dem hohen Meere

dahinführen, daß der treue Johannes, als er vorn auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Der eine rief: „Ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim." — „Ja," antwortete der zweite, „er hat sie noch nicht." Sprach der dritte: „Er hat sie doch, sie sitzt bei ihm im Schiffe." Da fing der erste wieder an und rief: „Was hilft ihm das! Wenn sie ans Land kommen, wird ihm ein fuchsrotes Pferd entgegenspringen: da wird er sich aufschwingen wollen, und tut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmermehr seine Jungfrau wiedersieht." Sprach der zweite: „Ist gar keine Rettung?" — „O ja, wenn ein anderer schnell aufsitzt, das Feuergewehr, das in den Halftern stecken muß, herausnimmt, und das Pferd damit totschießt, so ist der junge König gerettet. Aber wer weiß das! Und wer's weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie." Da sprach der zweite: „Ich weiß noch mehr, wenn das Pferd auch getötet wird, so behält der junge König doch nicht seine Braut: wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemd in einer Schüssel und sieht aus, als wär's von Gold und Silber gewebt, ist aber nichts als Schwefel und Pech: wenn er's antut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen." Sprach der dritte: „Ist da gar keine Rettung?" — „O ja," antwortete der zweite, „wenn einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's! Wer's weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen." Da sprach der dritte: „Ich weiß noch mehr, wird das Brauthemd auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht: wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt, und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie tot hinfallen, und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber

D. Polster.

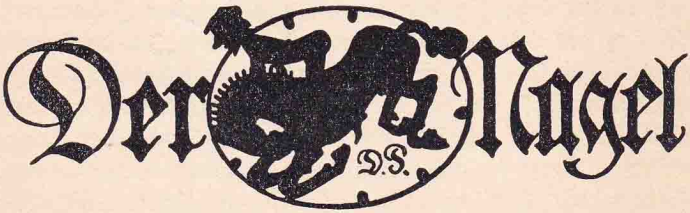
verrät das einer, der es weiß, so wird er ganzen Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe." Als die Raben das miteinander gesprochen hatten, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich: entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: „Meinen Herrn will ich retten, und sollt ich selbst darüber zugrunde gehen."

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es, wie der Rabe vorhergesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsroter Gaul daher. „Wohlan," sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen," und wollte sich aufsetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern und schoß den Gaul nieder. Da riefen die andern Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren, „wie schändlich, das schöne Tier zu töten, das den König in sein Schloß tragen sollte!" Aber der König sprach: „Schweigt und laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes, wer weiß, wozu das gut ist!" Nun gingen sie ins Schloß und da stand im Saal eine Schüssel, und das gemachte Brauthemd lag darin und sah aus nicht anders, als wäre es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollte es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es schnell ins Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht, nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd." Aber der junge König sprach: „Wer weiß, wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes." Nun ward die Hochzeit gefeiert: der Tanz hub an, und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie tot zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und sog die drei Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und speite sie aus. Alsbald

atmete sie wieder und erholte sich, aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes getan hatte, ward zornig darüber und rief: „Werft ihn ins Gefängnis.“ Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurteilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand, und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden, soll ich das Recht auch haben?“ — „Ja,“ antwortete der König, „es soll dir vergönnt sein.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurteilt und bin dir immer treu gewesen,“ und er erzählte, wie er auf dem Meer das Gespräch der Raben gehört, und wie er, um seinen Herrn zu retten, das alles hätte tun müssen. Da rief der König: „O, mein treuester Johannes, Gnade! Gnade! Führt ihn herunter.“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, leblos herabgefallen, und war ein Stein.

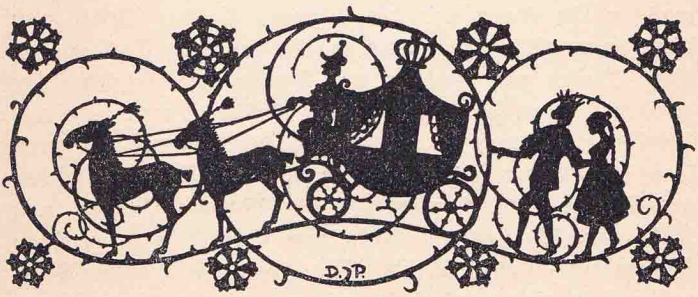
Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „Ach, was hab ich große Treue so übel belohnt!“ und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und sprach: „Ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes.“ Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildnis voll Trauer an, seufzte und rief: „Ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes.“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „Ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst.“ Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „Wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst töten

sollte, doch dachte er an die große Treue, und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab. Und als er mit ihrem Blute den Stein bestrichen hatte, so kehrte das Leben zurück, und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er sprach zum König: „Deine Treue soll nicht unbelohnt bleiben," und nahm die Häupter der Kinder, setzte sie auf, und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblick wieder heil, sprangen herum und spielten fort, als wär ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, versteckte er den getreuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „Hast du gebetet in der Kirche?" — „Ja," antwortete sie, „aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist." Da sprach er: „Liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnlein, die müssen wir opfern." Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen, doch sprach sie: „Wir sind's ihm schuldig wegen seiner großen Treue." Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf, holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst und unsere Söhnlein haben wir auch wieder," und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.



Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldtatze mit Gold und Silber

gespickt. Er wollte jetzt heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete er in einer Stadt; als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber: „Herr, am linken Hinterfuß fehlt im Hufeisen ein Nagel." — „Laßt ihn fehlen," erwiderte der Kaufmann, „die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl festhalten. Ich habe Eile." Nachmittags, als er wieder abgestiegen war und dem Roß Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr, Eurem Pferd fehlt am linken Hinterhuf ein Hufeisen. Soll ich's zum Schmied führen?" — „Laß es fehlen," erwiderte der Herr, „die paar Stunden, die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile." Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abschnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er erst spät in der Nacht anlangte. „An allem Unglück," sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld." Eile mit Weile.



Die Drei Männlein im Walde

Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter, und

die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren miteinander bekannt und gingen zusammen spazieren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „Hör, sage deinem Vater, ich wollt ihn heiraten, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken.“ Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesagt hatte. Der Mann sprach: „Was soll ich tun? Das Heiraten ist eine Freude und ist auch eine Qual.“ Endlich, weil er keinen Entschluß fassen konnte, zog er seinen Stiefel aus und sagte: „Nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, so will ich nicht.“ Das Mädchen tat, wie ihm geheißen war. Aber das Wasser zog das Loch zusammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Es verkündete seinem Vater, wie's ausgefallen war. Da stieg er selbst hinauf, und als er sah, daß es seine Richtigkeit hatte, ging er zu der Witwe und freite sie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich war, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und

Berg und Tal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief das Mädchen und sprach: „Da zieh das Kleid an, geh hinaus in den Wald und hol mir ein Körbchen voll Erdbeeren; ich habe Verlangen danach." — „Du lieber Gott," sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleide gehen? Es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert. Da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mir's vom Leib." — „Willst du mir noch widersprechen?" sagte die Stiefmutter, „mach daß du fortkommst und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." — Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach: „Davon kannst du den Tag über essen," und dachte: „Draußen wird's erfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen."

Nun war das Mädchen gehorsam, tat das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haulemännerchen. Es wünschte ihnen die Tageszeit und klopfte bescheidentlich an die Tür. Sie riefen herein, und es trat in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen, da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haulemännerchen sprachen: „Gib uns auch etwas davon." — „Gerne," sprach es, teilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten: „Was willst du zur Winterszeit in deinem dünnen Kleidchen hier im Wald?" — „Ach," antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen, und darf nicht eher nach Hause kommen als bis ich es mitbringe." Als es sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „Kehre damit an der Hintertür den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns geteilt hat?"

— Da sagte der erste: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag schöner wird.“ — Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht.“ — Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin nimmt.“

Das Mädchen aber tat wie die Haulemännerchen gesagt hatten, kehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, daß es gefunden hat? Lauter reife Erdbeeren, die ganz dunkelrot aus dem Schnee hervorkamen. Da raffte es in seiner Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, gab jedem die Hand und lief nach Haus, und wollte der Stiefmutter das Verlangte bringen. Wie es eintrat und „guten Abend“ sagte, fiel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald die ganze Stube damit bedeckt ward. „Nun sehe einer den Übermut,“ rief die Stiefschwester, „das Geld so hinzuwerfen,“ aber heimlich war sie neidisch darüber und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren suchen. Die Mutter: „Nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu kalt, du könntest mir erfrieren.“ Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, gab sie endlich nach, nähte ihm einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihm Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Häuschen zu. Die drei kleinen Haulemänner guckten wieder, aber es grüßte sie nicht, und, ohne sich nach ihnen umzusehen und ohne sie zu grüßen, stolperte es in die Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gib uns etwas davon,“ riefen die Kleinen, aber es antwortete: „Es schickt mir selber nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?“ Als es nun fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „Da hast du einen Besen, kehr uns draußen vor der Hintertür rein.“ — „Ei, kehrt euch selber,“ antwortete es, „ich bin

eure Magd nicht." Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Türe hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt?" — Der erste sprach: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird." — Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es spricht, eine Kröte aus dem Mund springt." — Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß es eines unglücklichen Todes stirbt." Das Mädchen suchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und es den Mund auftat und seiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, hing sie es dem armen Mädchen auf die Schulter, und gab ihm eine Axt dazu, damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn schlittern. Es war gehorsam, ging hin und hackte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Hacken war, kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der Wagen hielt still und der König fragte: „Mein Kind, wer bist du und was machst du da?" — „Ich bin ein armes Mädchen und schlittere Garn." Da fühlte der König Mitleiden, und als er sah, wie es so gar schön war, sprach er: „Willst du mit mir fahren?" — „Ach ja, von Herzen gern," antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen

Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die Stiefmutter von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter ins Bett, und die Alte deckte sie zu bis über den Kopf. Als der König wieder zurückkam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „Still, still, jetzt geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen." Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach, und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem starken Schweiß gekriegt, und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse geschwommen kam, die sprach:

„König, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?"

Und als er keine Antwort gab, sprach sie:

„Was machen meine Gäste?"

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste."

Fragte sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?"

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein."

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei

Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „Geh und sage dem König, daß er sein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir schwingt.“ Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang es dreimal über dem Geist; und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude, er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft?“ — „Nichts Besseres,“ antwortete die Alte, „als daß man den Bösewicht in ein Faß steckt, das mit Nägeln ausgeschlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser rollt.“ — Da sagte der König: „Du hast dein Urteil gesprochen,“ ließ ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, bis es in den Fluß rollte.

Das Lumpengesindel

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das

Eichhorn alle wegholt." — „Ja," antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Luft miteinander machen." Da gingen fie zufammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben fie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob fie fich fo dick gegeffen hatten, oder ob fie übermütig geworden waren, kurz, fie wollten nicht zu Fuß nach Hauſe gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußſchalen bauen. Als er fertig war, ſetzte ſich Hühnchen hinein und ſagte zum Hähnchen: „Du kannſt dich nur immer vorſpannen." — „Du kommſt mir recht," ſagte das Hähnchen, „lieber geh ich zu Fuß nach Hauſe, als daß ich mich vorſpannen laſſe: nein, ſo haben wir nicht gewettet. Kutſcher will ich wohl ſein und auf dem Bock ſitzen, aber ſelbſt ziehen, das tu ich nicht."

Wie ſie ſo ſtritten, ſchnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen? Wartet, das ſoll euch ſchlecht bekommen!" ging alſo mit aufgeſperrtem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und ſtieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit ſeinen Sporen ſo gewaltig auf ſie los, daß ſie um Gnade bat und ſich gern zur Strafe vor den Wagen ſpannen ließ. Hähnchen ſetzte ſich nun auf den Bock und war Kutſcher, und darauf ging es fort in einem Jagen, „Ente lauf zu, was du kannſt!" Als ſie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten ſie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Sie riefen: „Halt! halt!" und ſagten, es würde gleich ſtichdunkel werden, da könnten ſie keinen Schritt weiter, auch wäre es ſo ſchmutzig auf der Straße, ob ſie nicht ein wenig einſitzen könnten. Sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Tor geweſen und hätten ſich beim Bier verſpätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ ſie beide einſteigen, doch mußten ſie verſprechen, ihm und ſeinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen ſie zu einem Wirtshaus, und weil ſie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und

von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er endlich, sie möchten die Nacht über bleiben. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh morgens, als es dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief und im Hof geblieben war, hörte sie fort schnurren, machte sich munter, und fand einen Bach, auf dem sie hinab schwamm; und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich von einem Ohr zum andern. Dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken; wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf," sagte er und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und schrie: „Auweh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern abend gekommen waren; und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt, und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich

D.P.

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen: wenn nun der Tag sehr heiß war, so ging das Königskind hinaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens: und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder; und das war ihr liebstes Spielwerk.

Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe gehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ins Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen war tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie an zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar nicht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Was hast du vor, Königstochter, du schreist ja, daß sich

ein Stein erbarmen möchte." Sie sah sich um, woher die Stimme käme, da erblickte sie einen Frosch, der seinen dicken häßlichen Kopf aus dem Wasser streckte. „Ach, du bist's, alter Wasserpatscher," sagte sie, „ich weine über meine goldene Kugel, die mir in den Brunnen hinabgefallen ist." — „Sei still und weine nicht," antwortete der Frosch, „ich kann wohl Rat schaffen, aber was gibst du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heraufhole?" — „Was du haben willst, lieber Frosch," sagte sie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage." Der Frosch antwortete: „Deine Kleider, deine Perlen und Edelsteine, und deine goldene Krone, die mag ich nicht: aber wenn du mich lieb haben willst, und ich soll dein Geselle und Spielkamerad sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerlein essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Bettlein schlafen: wenn du mir das versprichst, so will ich hinuntersteigen und dir die goldene Kugel wieder heraufholen." — „Ach ja," sagte sie, „ich verspreche dir alles, was du willst, wenn du mir nur die Kugel wiederbringst." Sie dachte aber: „Was der einfältige Frosch schwätzt, der sitzt im Wasser bei seinesgleichen und quakt, und kann keines Menschen Geselle sein."

Der Frosch, als er die Zusage erhalten hatte, tauchte seinen Kopf unter, sank hinab und über ein Weilchen kam er wieder herauf gerudert; hatte die Kugel im Maul und warf sie ins Gras. Die Königstochter war voll Freude, als sie ihr schönes Spielwerk wieder erblickte, hob es auf und sprang damit fort. „Warte, warte," rief der Frosch, „nimm mich mit, ich kann nicht so laufen wie du." Aber was half es ihm, daß er ihr sein quak quak so laut nachschrie als er konnte; sie hörte nicht darauf, eilte nach Hause und hatte bald den armen Frosch vergessen, der wieder in seinen Brunnen hinabsteigen mußte.

Am andern Tage, als sie mit dem König und allen Hofleuten sich zur Tafel gesetzt hatte und von ihrem goldenen Tellerlein aß, da kam, plitsch platsch, plitsch platsch, etwas

die Marmortreppe heraufgekrochen, und als es oben angelangt war, klopfte es an die Tür und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf.“ Sie lief und wollte sehen, wer draußen wäre, als sie aber aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Tür hastig zu, setzte sich wieder an den Tisch, und war ihr ganz angst. Der König sah wohl, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: „Mein Kind, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Tür und will dich holen?“ — „Ach nein,“ antwortete sie, „es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch.“ — „Was will der Frosch von dir?“ — „Ach, lieber Vater, als ich gestern im Wald bei dem Brunnen saß und spielte, da fiel meine goldene Kugel ins Wasser. Und weil ich so weinte, hat sie der Frosch wieder heraufgeholt, und weil er es durchaus verlangte, so versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte. Nun ist er draußen und will zu mir herein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf.“

Da sagte der König: „Was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh nur und mach ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Türe, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „Heb mich herauf zu dir.“ Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Als der Frosch erst auf dem Stuhl war, wollte er auf den Tisch, und als er da saß, sprach er: „Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen.“ Das tat sie zwar, aber man sah wohl, daß sie's nicht gerne tat. Der Frosch ließ sich's gutschmecken, aber ihr blieb fast jedes Bißlein im Halse. Endlich sprach

er: „Ich habe mich satt gegessen und bin müde, nun trag mich in dein Kämmerlein und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen." Die Königstochter fing an zu weinen und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute, und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte. Der König aber ward zornig und sprach: „Wer dir geholfen hat, als du in der Not warst, den sollst du hernach nicht verachten." Da packte sie ihn mit zwei Fingern, trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bette lag, kam er gekrochen und sprach: „Ich bin müde, ich will schlafen so gut wie du: heb mich herauf, oder ich sag's deinem Vater." Da ward sie erst bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand, „nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch."

Als er aber herabfiel, war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen freundlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Geselle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden, und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schliefen sie ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht,“
„nein, Herr, der Wagen nicht,
es iſt ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als Ihr in dem Brunnen ſaßt,
als Ihr eine Fretſche waſt.“

Doch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königsſohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich abſprangen, weil ſein Herr erlöſt und glücklich war.

Der Wolf und die ſieben Jungen Geisslein

Es war einmal eine alte Geiß, die hatte ſieben junge Geißlein, und hatte ſie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte ſie in den Wald gehen und Futter holen, da rief ſie alle ſieben herbei und ſprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, ſeid auf eurer Hut vor dem Wolf; wenn er hereinkommt, ſo frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Böſewicht verſtellt ſich oft, aber an ſeiner rauhen Stimme und an ſeinen ſchwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“ — Die Geißlein ſagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns ſchon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte ſich getroſt auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war, „wir machen nicht auf,“ riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf.“ Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte seine Stimme damit fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß: wie du: du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.“ Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: „Der will einen betrügen,“ und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustür, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf

fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Urkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten." Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott," dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?" Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben, und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter, und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tiere den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißlein in aller

Eile die Steine herbei und ſteckten ſie ihm in den Bauch, ſo viel ſie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geſchwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und ſich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeſchlafen hatte, machte er ſich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen ſo großen Durſt erregten, ſo wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und ſich hin und her zu bewegen, ſo ſtießen die Steine in ſeinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
in meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären ſechs Geißlein,
ſo ſind's lauter Wackerſtein."

Und als er an den Brunnen kam und ſich über das Waſſer bückte und trinken wollte, da zogen ihn die ſchweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich erſaufen. Als die ſieben Geißlein das ſahen, da kamen ſie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf iſt tot! der Wolf iſt tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Der Haſe und der Igel

Diſſe Geſchicht is lögenhaft ſo vertellen, Jungens, aver wahr is ſe doch, denn mien Grootvader, von den ick ſe hew, plegg jümmer, wenn he ſe mie vortüerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to ſeggen: „Wahr mutt ſe doch ſien, mien Söhn, anners kunn man ſe jo nicht vertellen." De Geſchicht hett ſick aber ſo todragen.

Et wöör an enen Sündagmorgen tor Harvesttied, jüst as de Bookweeten bloihde; de Sünn wöör hellig upgaen am Hewen, de Morgenwind güng warm över de Stoppeln, de Larken süngen inn'r Lucht (Luft), de Immen sumsten in den Bookweeten un de Lühde güngen in ehren Sündagsstaht nah'r Kerken, un alle Kreatur wöör vergnögt, un de Swinegel ook.

De Swinegel aver stünd vor siener Döhr, harr de Arm ünnerslagen, keek dabi in den Morgenwind hinut un quinkeleerde en lütjet Leedken vör sick hin, so good un so slecht, as nu eben am leewen Sündagmorgen en Swinegel to singen pleggt. Indem he nu noch so half liese vör sick hin sung, füll em up eenmal in, he künn ook wol, mittlerwiel sien Fro de Künner wüsch un antröcke, en beeten in't Feld spazeeren un tosehen, wie sien Stähkröwen stünden. De Stähkröwen wöören aver de nöchsten bi sienem Huuse, un he pleggte mit siener Familie davon to eten, darüm sahg he se as de sienigen an. Gesagt, gedahn. De Swinegel makte de Huusdöör achter sick to un slög den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich gans wiet von Huuse un wull jüst um den Slöbusch (Schlehenbusch), de dar vörm Felde liggt, nah den Stähkröwenacker hinup dreien, as em de Haas bemött, de in ähnlichen Geschäften uutgahn wöör, nämlich um sienen Kohl to besehn. As de Swinegel den Haasen ansichtig wöör, so böhd he em en fründlichen go'n Morgen. De Haas aver, de up siene Wies en vörnehmer Herr was, un grausahm hochfahrtig dabi, antwoorde nicks up den Swinegel sienen Gruß, sondern segte tom Swinegel, wobi he en gewaltig höhnische Miene annöhm: „Wie kummt et denn, dat du hier all bi so fröhem Morgen im Felde rumlöppst?" — „Ick gah spazeeren," segt de Swinegel. — „Spazeeren?" lachte de Haas, „mi ducht, du kunnst de Been ook wol to betern Dingen gebruuken." Disse Antword verdröötden Swinegel ungeheuer, denn alles kunn he verdregen, aver up siene Been laet he nicks komen, eben weil se von Natuhr scheef wöören. „Du bildst di wol in," seggt nu de Swinegel tom Haasen, „as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kunnst?" — „Dat denk ick," seggt de Haas. — „Dat kummt

up'n Verſööt an," meent de Swinegel, „ick pareer, wenn wi in de Wett loopt, ick loop die vörbi." — „Dat is tum Lachen, du mit diene ſcheefen Been," ſeggt de Haas; „aver mienetwegen mach't ſien, wenn du ſo övergroote Luſt heſt. Wat gilt de Wett?" — „En goldne Lujedor un'n Buddel Branwien," ſeggt de Swinegel. „Angenahmen," ſpröök de Haas, „ſla in, un denn kann't gliek los gahn." — „Nä, ſo groote Ihl hett et nich," meen de Swinegel, „ick bün noch gans nüchdern; eerſt will ick to Huus gahn un en beeten fröhſtücken, inner halwen Stünd bün ick wedder hier upp'n Platz."

Damit güng de Swinegel, denn de Haas wöör et tofreeden. Ünnerweges dachte de Swinegel bi ſick: „De Haas verlett ſick up ſiene langen Been, aver ick will em wol kriegen. He is zwar ehn vörnehm Herr, aver doch man'n dummen Keerl, un betahlen ſall he doch." As nu de Swinegel to Huuſe anköom, ſpröök he to ſien Fro: „Fro, treck die gau (ſchnell) an, du muſt mit mi nah'n Felde hinuut." — „Wat givt et denn?" ſeggt ſien Fro. „Ick hew mit'n Haaſen wett't üm'n golden Lujedor un'n Buddel Branwien, ick will mit em inn Wett loopen und da ſalſt du mit dabi ſien." — „O mien Gott, Mann," füng nu den Swinegel ſien Fro an to ſchreen, „büſt do nich klook, heſt du denn ganz den Verſtand verlaaren? Wie kannſt du mit den Haaſen in de Wett loopen wollen?" — „Holt dat Muul, Wief," ſeggt de Swinegel, „dat is mien Saak. Reſonehr nicht in Männergeſchäfte. Marſch, treck di an un denn kumm mit." Wat ſull den Swinegel ſien Fro maken? Se mußt wol folgen, ſe mugg nu wollen oder nich.

As ſe nu mit eenander ünnerswegs wöören, ſpröök de Swinegel to ſien Fro: „Nu paſſ up, wat ick ſeggen will. Sühſt du, up den langen Acker dar wüll wi unſen Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Föhr (Furche) un ick inner andern, un von baben (oben) fang wi an to loopen. Nu haſt du wieder nicks to dohn, als du ſtellſt di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas up de andere Siet ankummt, ſo röpſt du em entgegen: „Ick bün all (ſchon) hier."

Damit wöören ſe bi den Acker anlangt, de Swinegel wiesde

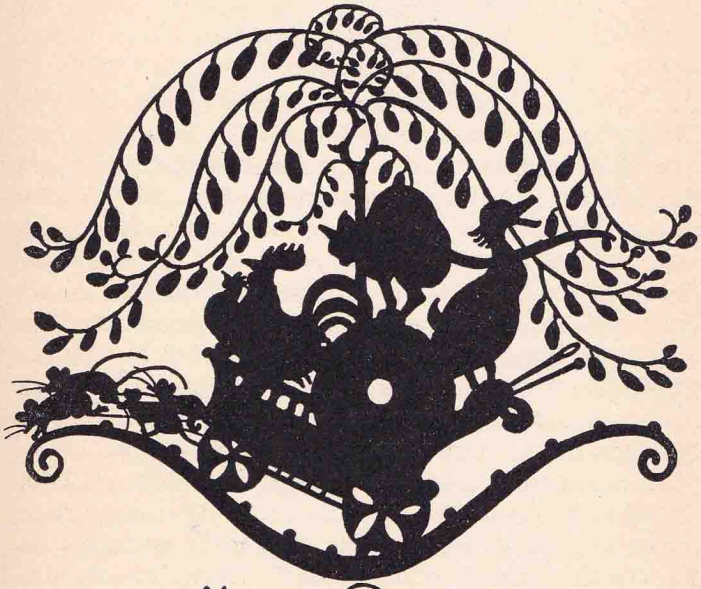
ſiener Fro ehren Platz an un gung nu den Acker hinup. As he baben ankööm, wöör de Haas all da. „Kann et losgahn?“ ſeggt de Haas. „Ja wol,“ ſeggt de Swinegel. „Denn man to!“ Und damit ſtellde jeder ſick in ſiene Föhr. De Haas tellde (zählte): „Hahl een, hahl twee, hahl dree,“ un los güng he wie en Stormwind den Acker hindahl (hinab). De Swinegel aver lööp ungefähr man dree Schritt, dann duhkde he ſick dahl (herab) in de Föhr un bleev ruhig ſitten.

As nu de Haas in vullen Loopen ünnen am Acker ankööm, rööp em den Swinegel ſien Fro entgegen: „Ick bün all hier.“ De Haas ſtutzd un verwunderde ſick nich wenig; he meende nich anders, as et wöör de Swinegel ſülvſt, de em dat toröop, denn bekanntlich ſüht den Swienegel ſien Fro jüſt ſo uut wie ehr Mann. De Haas aver meende: „Datt geiht nich to mit rechten Dingen.“ He rööp: „Nochmal geloopen, wedder üm!“ Un fort güng he wedder wie en Stormwind, dat em de Ohren am Koppe flögen. Den Swinegel ſien Fro aver blev ruhig up ehren Platze. As nu de Haas baben ankööm, rööp em de Swinegel entgegen: „Ick bün all hier.“ De Haas aver, ganz uuter ſick vör Jhwer (Ärger), ſchreede: „Nochmal geloopen, wedder üm!“ — „Mi nich to ſchlimm,“ antwoorde de Swinegel, „mienetwegen ſo oft as du Luſt heſt.“ So löp de Haas noch dreeunſöbentigmal, un de Swinegel höhl (hielt) et ümmer mit em uut. Jedesmal, wenn de Haas ünnen oder baben ankööm, ſeggten de Swinegel oder ſien Fro: „Ick bün all hier.“

Tum verunſöbentigſtenmal aver köm de Haas nich mehr to ende. Midden am Acker ſtört he tor Eerde, datt Blohd flög em utn Halſe un he bleev doot upn Platze. De Swinegel awer nöhm ſiene gewunnene Lujedor un den Buddel Branwien, rööp ſiene Fro uut der Föhr aff, un beide güngen vergnögt miteenanner nah Huus; un wenn ſe nich ſtorben ſünd, lewt ſe noch.

So begev et ſick, dat up der Buxtehuder Haid de Swinegel den Haaſen dodt lopen hett, un ſied jener Tied hatt et ſick keen Haas wedder infallen laten mit'n Buxtehuder Swinegel in de Wett to lopen.

De Lehre aver uut disser Geschicht is erstens, datt keener, un wenn he sick ook noch so vörnehm dücht, sick sall bikommen laten, övern geringen Mann sick lustig to maken, un wöört ook man'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden is, wenn eener frett, datt he sick 'ne Fro uut sienem Stande nimmt, un de jüst so uutsüht as he sülwst. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn, datt siene Fro ook en Swinegel is, un so wieder.



Herr Korbes

D.P.

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die wollten zusammen eine Reise machen. Da baute das Hähnchen einen schönen Wagen, der vier rote Räder hatte, und spannte vier Mäuschen davor. Das Hühnchen setzte sich mit dem Hähnchen auf, und sie fuhren miteinander fort. Nicht lange, so be-

gegnete ihnen eine Katze, die sprach: „Wo wollt ihr hin?“ Hähnchen antwortete:

„Als hinaus
nach des Herrn Korbes seinem Haus.“

„Nehmt mich mit,“ sprach die Katze. Hähnchen antwortete: „Recht gerne, setz dich hinten auf, daß du vornen nicht herabfällst.

Nehmt euch wohl in acht,
daß ihr meine roten Räderchen nicht schmutzig macht.
Ihr Räderchen schweift,
ihr Mäuschen pfeift,
als hinaus
nach des Herrn Korbes seinem Haus.“

Danach kam ein Mühlstein, dann ein Ei, dann eine Ente, dann eine Stecknadel und zuletzt eine Nähnadel, die setzten sich alle auf den Wagen und fuhren mit. Wie sie aber zu des Herrn Korbes Haus kamen, so war der Herr Korbes nicht da. Die Mäuschen fuhren den Wagen in die Scheune, das Hühnchen flog mit dem Hähnchen auf eine Stange, die Katze setzte sich ins Kamin, die Ente in die Bornstange, das Ei wickelte sich ins Handtuch, die Stecknadel steckte sich ins Stuhlkissen, die Nähnadel sprang aufs Bett mitten ins Kopfkissen, und der Mühlstein legte sich über die Türe. Da kam der Herr Korbes nach Haus, ging ans Kamin und wollte Feuer anmachen, da warf ihm die Katze das Gesicht voll Asche. Er lief geschwind in die Küche und wollte sich abwaschen, da spritzte ihm die Ente Wasser ins Gesicht. Er wollte sich an dem Handtuch abtrocknen, aber das Ei rollte ihm entgegen, zerbrach und klebte ihm die Augen zu. Er wollte sich ruhen und setzte sich auf den Stuhl, da stach ihn die Stecknadel. Er geriet in Zorn und warf sich aufs Bett, wie er aber den Kopf aufs Kissen niederlegte, stach ihn die Nähnadel, so daß er aufschrie und ganz wütend in die weite Welt laufen wollte. Wie er aber an die Haustür kam, sprang der Mühlstein herunter und schlug ihn tot. Der Herr Korbes muß ein recht böser Mann gewesen sein.

Die Fiſche waren ſchon lange unzufrieden, daß keine Ordnung in ihrem Reich herrſchte. Keiner kehrte ſich an den andern, ſchwamm rechts und links, wie es ihm einfiel, fuhr zwiſchen denen durch, die zuſammenbleiben wollten, oder ſperrte ihnen den Weg, und der ſtärkere gab dem ſchwächeren einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr, oder er verſchlang ihn ohne weiteres. „Wie ſchön wäre es, wenn wir einen König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei uns übte," ſagten ſie und vereinigten ſich, den zu ihrem Herrn zu wählen, der am ſchnellſten die Fluten durchſtreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte.

Sie ſtellten ſich alſo am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf ſie alle zuſammen aufbrachen. Wie ein Pfeil ſchoß der Hecht dahin und mit ihm der Hering, der Gründling, der Barſch, der Karpfen und wie ſie alle heißen. Auch die Scholle ſchwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen.

Auf einmal ertönte der Ruf: „Der Hering iſt vor! Der Hering iſt vor!" — „Wen is vör?" ſchrie verdrießlich die platte mißgünſtige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wen is vör?" — „Der Hering, der Hering," war die Antwort. „De nackte Hiering?" rief die neidiſche, „de nackte Hiering?" Seit der Zeit ſteht der Scholle zur Strafe das Maul ſchief.

Daumesdick

Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den andern Häusern ist's so laut und lustig." — „Ja," antwortete die Frau und seufzte, „wenn's nur ein einziges wäre, und wenn's auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein; wir hätten's doch von Herzen lieb." Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein," und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfing.

Der Bauer machte sich eines Tages fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen, da sprach er so vor sich hin: „Nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nach-

brächte." — „O Vater," rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt Euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein." Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten." — „Das tut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll." — „Nun," antwortete der Vater, „einmal wollen wir's versuchen." Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte Daumesdick ins Ohr des Pferdes, und dann rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, „jüh und joh! hott und har!" Da ging es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine „har, har!" rief, daß zwei fremde Männer daher kamen. „Mein," sprach der eine, „was ist das? Da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu, und ist doch nicht zu sehen." — „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält." Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen ward. Als Daumesdick seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter." Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten sein Söhnlein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niedersetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Da nahm der eine den andern beiseite und sprach: „Hör, der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld sehen ließen. Wir wollen ihn kaufen. Sie gingen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er soll's gut bei uns haben." — „Nein," antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt und ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil." Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten seines Vaters hinaufgekrochen,

ſtellte ſich ihm auf die Schulter und wiſperte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will ſchon wieder zurückkommen.“ Da gab ihn der Vater für ein ſchönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willſt du ſitzen?“ ſprachen ſie zu ihm. „Ach, ſetzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab ſpazieren und die Gegend betrachten und falle doch nicht herunter.“ Sie taten ihm den Willen, und als Daumesdick Abſchied von ſeinem Vater genommen hatte, machten ſie ſich mit ihm fort. So gingen ſie, bis es dämmrig ward, da ſprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es iſt nötig.“ — „Bleib nur droben,“ ſprach der Mann, auf deſſen Kopf er ſaß, „ich will mir nichts draus machen, die Vögel laſſen mir auch manchmal was drauf fallen.“ — „Nein,“ ſprach Daumesdick, „ich weiß auch, was ſich ſchickt; hebt mich nur geſchwind herab.“ Der Mann nahm den Hut ab, und ſetzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da ſprang und kroch er ein wenig zwiſchen den Schollen hin und her, dann ſchlüpfte er plötzlich in ein Mausloch, das er ſich ausgeſucht hatte. „Guten Abend, ihr Herren, geht nur ohne mich heim,“ rief er ihnen zu und lachte ſie aus. Sie liefen herbei und ſtachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe. Daumesdick kroch immer weiter zurück, und da es bald ganz dunkel ward, ſo mußten ſie mit Ärger und mit leerem Beutel wieder heim wandern.

Als Daumesdick merkte, daß ſie fort waren, kroch er aus dem unterirdiſchen Gang wieder hervor. „Es iſt auf dem Acker in der Finſternis ſo gefährlich gehen,“ ſprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!“ Zum Glück ſtieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob,“ ſagte er, „da kann ich die Nacht ſicher zubringen,“ und ſetzte ſich hinein. Nicht lange, als er eben einſchlafen wollte, ſo hörte er zwei Männer vorüber gehen, davon ſprach der eine: „Wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer ſein Geld und ſein Silber zu holen?“ — „Das könnt ich dir ſagen,“ rief Daumesdick dazwiſchen. „Was war das?“ ſprach der eine Dieb erſchrocken, „ich hörte jemand ſprechen.“ Sie blieben ſtehen und horchten,

da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“ — „Wo bist du denn?“ — „Sucht nur auf der Erde und merkt, wo die Stimme herkommt,“ antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen!“ sprachen sie. „Seht,“ antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.“ — „Wohlan,“ sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst.“ Als sie bei dem Pfarrhaus ankamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick tat als hätte er sie nicht verstanden und schrie von neuem: „Was wollt ihr? Wollt ihr alles haben, was hier ist?“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bett auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut und dachten: „Der kleine Kerl will uns necken.“ Sie kamen zurück und flüsterten ihm zu: „Nun mach Ernst und reich uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein.“ Das hörte die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Tür herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen. Die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzünden. Wie sie damit herbeikam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune. Die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden. Da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heim gehen. Aber er mußte andere Dinge

erfahren! Ja, es gibt viel Trübsal und Not auf der Welt! Die Magd stieg, als der Tag graute, schon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte, und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewahr ward, und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott," rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!" merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zermalmt ward, und hernach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen," sprach er, „und scheint keine Sonne hinein; ein Licht wird auch nicht gebracht." Überhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Türe hinein, und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." — „Du bist verrückt," antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall und wollte nachsehen, was es da gäbe. Kaum aber hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist in die Kuh gefahren und hieß sie töten. Sie ward geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, auf den Mist geworfen. Daumesdick hatte große Mühe, sich hindurch zu arbeiten und hatte große Mühe damit, doch brachte er's so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück. Ein hungriger Wolf

lief heran und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht: „Vielleicht," dachte er, „läßt der Wolf mit sich reden," und rief ihm aus dem Wanste zu, „lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß." — „Wo ist der zu holen?" sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gosse hineinkriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, soviel du essen willst," und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er sich gesättigt hatte, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet und fing nun an in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein," sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf." — „Ei was," antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen," und fing von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte endlich sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und der Mann holte die Axt und die Frau die Sense. „Bleib dahinten," sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe und er davon noch nicht tot ist, so mußt du auf ihn einhauen und ihm den Leib zerschneiden." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs." Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden," und hieß der Frau die Sense wegtun, damit Daumesdick nicht beschädigt würde. Danach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte, dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach," sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!" — „Ja, Vater, ich bin viel

in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!" — „Wo bist du denn all gewesen?" — „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst; nun bleib ich bei euch." — „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder," sprachen die Eltern, herzten und küßten ihren lieben Daumesdick. Sie gaben ihm zu essen und trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

Ein Schneider hatte einen Sohn, der war klein geraten und nicht größer als ein Daumen, darum hieß er auch der Daumerling. Er hatte aber Courage im Leibe und sagte zu seinem Vater: „Vater, ich soll und muß in die Welt hinaus." — „Recht, mein Sohn," sprach der Alte, nahm eine lange Stopfnadel und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran, „da hast du auch einen Degen mit auf den Weg." Nun wollte das Schneiderlein noch einmal miteſſen und hüpfte in die Küche, um zu sehen, was die Frau Mutter

zu guter Letzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet, und die Schüssel stand auf dem Herd. Da sprach es: „Frau Mutter, was gibt's heute zu essen?" — „Sieh du selbst zu," sagte die Mutter. Da sprang Daumerling auf den Herd und guckte in die Schüssel. Weil er aber den Hals zu weit hineinstreckte, faßte ihn der Dampf von der Speise und trieb ihn zum Schornstein hinaus. Eine Weile ritt er auf dem Dampf in der Luft herum, bis er endlich wieder auf die Erde herabsank. Nun war das Schneiderlein draußen in der weiten Welt, zog umher, ging auch bei einem Meister in die Arbeit, aber das Essen war ihm nicht gut genug. „Frau Meisterin, wenn Sie uns kein besser Essen gibt," sagte Daumerling, „so gehe ich fort und schreibe morgen früh mit Kreide an Ihre Haustüre: Kartoffel zu viel, Fleisch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig." — „Was willst du wohl, Grashüpfer?" sagte die Meisterin, ward bös, ergriff einen Lappen und wollte nach ihm schlagen. Mein Schneiderlein kroch behende unter den Fingerhut, guckte unten hervor und streckte der Frau Meisterin die Zunge heraus. Sie hob den Fingerhut auf und wollte ihn packen, aber der kleine Daumerling hüpfte in die Lappen, und wie die Meisterin die Lappen auseinander warf und ihn suchte, machte er sich in den Tischritz. „He, he, Frau Meisterin," rief er und steckte den Kopf in die Höhe, und wenn sie zuschlagen wollte, sprang er in die Schublade hinunter. Endlich aber erwischte sie ihn doch und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald. Da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor, des Königs Schatz zu bestehlen. Als sie das Schneiderlein sahen, dachten sie: „So ein kleiner Kerl kann durch ein Schlüsselloch kriechen und uns als Dietrich dienen." — „Heda," rief einer, „du Riese Goliath, willst du mit zur Schatzkammer gehen? Du kannst dich hineinschleichen und das Geld herauswerfen." Der Daumerling besann sich, endlich sagte er „ja" und ging mit zu der Schatzkammer. Da besah er die Türe oben und unten, ob kein Ritz darin wäre. Nicht

lange, so entdeckte er einen, der breit genug war, um ihn einzulassen. Er wollte auch gleich hindurch, aber eine von den beiden Schildwachen, die vor der Tür standen, bemerkte ihn und sprach zu der andern: „Was kriecht da für eine häßliche Spinne? Ich will sie tot treten." — „Laß das arme Tier gehen," sagte die andere, „es hat dir ja nichts getan." Nun kam der Daumerling durch den Ritz glücklich in die Schatzkammer, öffnete das Fenster, unter welchem die Räuber standen, und warf ihnen einen Taler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der besten Arbeit war, hörte es den König kommen, der seine Schatzkammer besehen wollte, und verkroch sich eilig. Der König merkte, daß viele harte Taler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer sie sollte gestohlen haben, da Schlösser und Riegel in gutem Stand waren und alles wohl verwahrt schien. Da ging er wieder fort und sprach zu den zwei Wachen: „Habt acht, es ist einer hinter dem Geld." Als der Daumerling nun seine Arbeit von neuem anfing, hörten sie das Geld drinnen sich regen und klingen klipp, klapp, klipp, klapp. Sie sprangen geschwind hinein und wollten den Dieb greifen. Aber das Schneiderlein, das sie kommen hörte, war noch geschwinder, sprang in eine Ecke und deckte einen Taler über sich, so daß nichts von ihm zu sehen war, dabei neckte es noch die Wachen und rief: „Hier bin ich." Die Wachen liefen dahin, wie sie aber ankamen, war es schon in eine andere Ecke unter einen Taler gehüpft und rief: „He, hier bin ich." Die Wachen sprangen eilends herbei, Daumerling war aber längst in einer dritten Ecke und rief: „He, hier bin ich." Und so hatte es sie zu Narren und trieb sie so lange in der Schatzkammer herum, bis sie müde waren und davongingen. Nun warf es die Taler nach und nach alle hinaus. Den letzten schnellte es mit aller Macht, hüpfte dann selber noch behendiglich darauf und flog mit ihm durchs Fenster hinab. Die Räuber machten ihm große Lobsprüche. „Du bist ein gewaltiger Held," sagten sie, „willst du unser Hauptmann werden?" Daumerling bedankte sich aber und sagte, er wollte erst die Welt sehen. Sie

teilten nun die Beute, das Schneiderlein aber verlangte nur einen Kreutzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf schnallte es seinen Degen wieder um den Leib, sagte den Räubern guten Tag und nahm den Weg zwischen die Beine. Es ging bei einigen Meistern in Arbeit, aber sie wollte ihm nicht schmecken. Endlich verdingte es sich als Hausknecht in einem Gasthof. Die Mägde aber konnten es nicht leiden, denn ohne daß sie ihn sehen konnten, sah er alles, was sie heimlich taten, und gab bei der Herrschaft an, was sie sich von den Tellern genommen und aus dem Keller für sich weggeholt hatten. Da sprachen sie: „Wart, wir wollen dir's eintränken", und verabredeten untereinander, ihm einen Schabernack anzutun. Als die eine Magd bald hernach im Garten mähte und den Daumerling da herumspringen und an den Kräutern auf und ab kriechen sah, mähte sie ihn mit dem Gras schnell zusammen, band alles in ein großes Tuch und warf es heimlich den Kühen vor. Nun war eine große schwarze darunter, die schluckte ihn mit hinab, ohne ihm weh zu tun. Unten gefiel's ihm aber schlecht, denn es war da ganz finster und brannte auch kein Licht. Als die Kuh gemelkt wurde, da rief er:

„Strip, strap, stroll,
ist der Eimer bald voll."

Doch bei dem Geräusch des Melkens wurde er nicht verstanden. Hernach trat der Hausherr in den Stall und sprach: „Morgen soll die Kuh geschlachtet werden." Da war dem Daumerling angst, daß er mit heller Stimme rief: „Laßt mich erst heraus, ich sitze ja drin." Der Herr hörte das wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme herkam. „Wo bist du?" fragte er. „In der schwarzen," antwortete er, aber der Herr verstand nicht, was das heißen sollte und ging fort.

Am andern Morgen ward die Kuh geschlachtet. Glücklicherweise traf bei dem Zerhacken und Zerlegen den Daumerling kein Hieb, aber er geriet unter das Wurstfleisch. Wie nun der Metzger herbeitrat und seine Arbeit anfing, schrie er aus Leibeskräften: „Hackt nicht zu tief, hackt nicht

zu tief, ich stecke ja drunter." Vor dem Lärmen der Hackmesser hörte das kein Mensch. Nun hatte der arme Daumerling seine Not, aber die Not macht Beine, und da sprang er so behend zwischen den Hackmessern durch, daß ihn keins anrührte und er mit heiler Haut davon kam. Aber entspringen konnte er auch nicht. Es war keine andere Auskunft, er mußte sich mit den Speckbrocken in eine Blutwurst hinunter stopfen lassen. Da war das Quartier etwas enge, und dazu ward er noch in den Schornstein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Zeit und Weile gewaltig lang wurde. Endlich im Winter wurde er heruntergeholt, weil die Wurst einem Gast sollte vorgesetzt werden. Als nun die Frau Wirtin die Wurst in Scheiben schnitt, nahm er sich in acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorstreckte, damit ihm nicht etwa der Hals mit abgeschnitten würde. Endlich ersah er seinen Vorteil, machte sich Luft und sprang heraus.

In dem Hause aber, wo es ihm so übel ergangen war, wollte das Schneiderlein nicht länger mehr bleiben, sondern begab sich gleich wieder auf die Wanderung. Doch seine Freiheit dauerte nicht lange. Auf dem offenen Feld kam es einem Fuchs in den Weg, der schnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs," riefs Schneiderlein, „ich bin's ja, der in Eurem Hals steckt, laßt mich wieder frei." — „Du hast recht," antwortete der Fuchs, „an dir habe ich doch soviel als nichts; versprichst du mir die Hühner in deines Vaters Hof, so will ich dich loslassen." — „Von Herzen gern," antwortete der Daumerling, „die Hühner sollst du alle haben, das gelobe ich dir." Da ließ ihn der Fuchs wieder los und trug ihn selber heim. Als der Vater sein liebes Söhnlein wieder sah, gab er dem Fuchs gern alle die Hühner, die er hatte. „Dafür bring ich dir auch ein schön Stück Geld mit," sprach der Daumerling und reichte ihm den Kreuzer, den er auf seiner Wanderschaft erworben hatte.

„Warum hat aber der Fuchs die armen Piephühner zu fressen kriegt?" — „Ei, du Narr, deinem Vater wird ja wohl sein Kind lieber sein, als die Hühner auf dem Hof."

Das tapfere Schneiderlein

D. S.

An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab, und rief: „Gut Mus feil! Gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, er steckte sein zartes Haupt zum Fenster hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, hier wird Sie ihre Ware los.“ Die Frau stieg die drei Treppen mit ihrem schweren Korbe zu dem Schneider herauf und mußte die Töpfe sämtlich vor ihm auspacken. Er besah sie alle, hob sie in die Höhe, hielt die Nase dran und sagte endlich: „Das Mus scheint mir gut, wieg Sie mir doch vier Lot ab, liebe Frau, wenn's auch ein Viertelpfund ist, kommt es mir nicht darauf an.“ Die Frau, welche gehofft hatte, einen guten Absatz zu finden, gab ihm, was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig fort. „Nun das Mus soll mir Gott gesegnen,“ rief das Schneiderlein, „und soll mir Kraft und Stärke geben,“ holte das Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und

ſtrich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter ſchmecken," ſprach er, „aber erſt will ich den Wams fertig machen, eh ich anbeiße." Er legte das Brot neben ſich, nähte weiter und machte vor Freude immer größere Stiche. Indes ſtieg der Geruch von dem ſüßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge ſaßen, ſo daß ſie herangelockt wurden und ſich ſcharenweis darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?" ſprach das Schneiderlein und jagte die ungebetenen Gäſte fort. Die Fliegen aber, die kein Deutſch verſtanden, ließen ſich nicht abweiſen, ſondern kamen in immer größerer Geſellſchaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man ſagt, die Laus über die Leber, es langte aus ſeiner Hölle nach einem Tuchlappen und: „Wart, ich will es euch geben!" ſchlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, ſo lagen nicht weniger als ſieben vor ihm tot und ſtreckten die Beine. „Biſt du ſo ein Kerl?" ſprach er, und mußte ſelbſt ſeine Tapferkeit bewundern, „das ſoll die ganze Stadt erfahren." Und in der Haſt ſchnitt ſich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn und ſtickte mit großen Buchſtaben darauf: „Siebene auf einen Streich!" — „Ei, was Stadt!" ſprach er weiter, „die ganze Welt ſoll's erfahren!" und ſein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerſchwänzchen.

Der Schneider band ſich den Gürtel um den Leib und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkſtätte ſei zu klein für ſeine Tapferkeit. Eh er abzog, ſuchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte, er fand aber nichts als einen alten Käs, den ſteckte er ein. Vor dem Tore bemerkte er einen Vogel, der ſich im Geſträuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käſe in die Taſche. Nun nahm er den Weg tapfer zwiſchen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchſten Gipfel erreicht hatte, ſo ſaß da ein gewaltiger Rieſe und ſchaute ſich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und ſprach: „Guten Tag, Kamerad,

gelt, du sitzest da und besiehst dir die weitläufige Welt? Ich bin eben auf dem Wege dahin und will mich versuchen. Hast du Lust, mitzugehen?" Der Riese sah den Schneider verächtlich an und sprach: „Du Lump! du miserabler Kerl!" — „Das wäre!" antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf und zeigte dem Riesen den Gürtel, „da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin." Der Riese las: „Siebene auf einen Streich," meinte, das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das mach mir nach," sprach der Riese, „wenn du Stärke hast." — „Ist's weiter nichts?" sagte das Schneiderlein, „das ist bei unsereinem Spielwerk," griff in die Tasche, holte den weichen Käs und drückte ihn, daß der Saft herauslief. „Gelt," sprach er, „das war ein wenig besser?" Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte, und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Riese einen Stein auf und warf ihn so hoch, daß man ihn mit Augen kaum noch sehen konnte: „Nun, du Erpelmännchen, das tu mir nach." — „Gut geworfen," sagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müssen, ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wieder kommen," griff in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über seine Freiheit, stieg auf, flog fort und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?" fragte der Schneider. „Werfen kannst du wohl," sagte der Riese, „aber nun wollen wir sehen, ob du imstande bist, etwas Ordentliches zu tragen." Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „Wenn du stark genug bist, so hilf mir den Baum aus dem Walde heraustragen." — „Gerne," antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Äste mit dem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch das schwerste." Der Riese nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider

aber setzte sich auf einen Ast, und der Riese, der sich nicht umsehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war da hinten ganz lustig und guter Dinge, pfiff das Liedchen: „Es ritten drei Schneider zum Tore hinaus," als wäre das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs die schwere Last fortgeschleppt hatte, konnte nicht weiter und rief: „Hör, ich muß den Baum fallen lassen." Der Schneider sprang behendiglich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte, und sprach zum Riesen: „Du bist ein so großer Kerl und kannst den Baum nicht einmal tragen."

Sie gingen zusammen weiter, und als sie an einem Kirschbaum vorbeikamen, faßte der Riese die Krone des Baums, wo die zeitigsten Früchte hingen, bog sie herab, gab sie dem Schneider in die Hand und hieß ihn essen. Das Schneiderlein aber war viel zu schwach, um den Baum zu halten, und als der Riese los ließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geschnellt. Als er wieder ohne Schaden herabgefallen war, sprach der Riese: „Was ist das, hast du nicht Kraft, die schwache Gerte zu halten?" — „An der Kraft fehlt es nicht," antwortete das Schneiderlein, „meinst du, das wäre etwas für einen, der siebene mit einem Streich getroffen hat? Ich bin über den Baum gesprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüsch schießen. Spring nach, wenn du's vermagst." Der Riese machte den Versuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, sondern blieb in den Ästen hängen, also, daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt.

Der Riese sprach: „Wenn du ein so tapferer Kerl bist, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns." Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als sie in der Höhle anlangten, saßen da noch andere Riesen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und aß davon. Das Schneiderlein sah sich um und dachte: „Es ist doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkstatt." Der

Rieſe wies ihm ein Bett an und ſagte, er ſollte ſich hineinlegen und ausſchlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, er legte ſich nicht hinein, ſondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war und der Rieſe meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, ſo ſtand er auf, nahm eine große Eiſenſtange und ſchlug das Bett mit einem Schlag durch und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem früheſten Morgen gingen die Rieſen in den Wald und hatten das Schneiderlein ganz vergeſſen, da kam es auf einmal ganz luſtig und verwegen daher geſchritten. Die Rieſen erſchraken, fürchteten, es ſchlüge ſie alle tot und liefen in einer Haſt fort.

Das Schneiderlein zog weiter, immer ſeiner ſpitzen Naſe nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palaſtes, und da es Müdigkeit empfand, ſo legte es ſich ins Gras und ſchlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten und laſen auf dem Gürtel: „Siebene auf einen Streich.“ — „Ach,“ ſprachen ſie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein mächtiger Herr ſein.“ Sie gingen und meldeten es dem König und meinten, wenn Krieg ausbrechen ſollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlaſſen dürfte. Dem König gefiel der Rat, und er ſchickte einen von ſeinen Hofleuten an das Schneiderlein ab, der ſollte ihm, wenn es aufgewacht wäre, Kriegsdienſte anbieten. Der Abgeſandte blieb bei dem Schläfer ſtehen, wartete, bis er ſeine Glieder ſtreckte und die Augen aufſchlug, und brachte dann ſeinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hierher gekommen,“ antwortete er, „ich bin bereit, in des Königs Dienſte zu treten.“ Alſo ward er ehrenvoll empfangen und ihm eine beſondere Wohnung angewieſen.

Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgeſeſſen und wünſchten, es wäre tauſend Meilen weit weg. „Was ſoll daraus werden?“ ſprachen ſie untereinander, „wenn wir Zank mit ihm kriegen und er haut zu, ſo fallen auf jeden Streich ſiebene. Da kann unſereiner nicht beſtehen.“ Alſo

faßten sie einen Entschluß, begaben sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht," sprachen sie, „neben einem Mann auszuhalten, der siebene auf einen Streich schlägt." Der König war traurig, daß er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, daß seine Augen ihn nie gesehen hätten, und wäre ihn gerne wieder losgewesen. Aber er getraute sich nicht, ihm den Abschied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn samt seinem Volke totschlagen und sich auf den königlichen Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rat. Er schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden stifteten, niemand dürfte sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu setzen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tötete, so wollte er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Ehesteuer; auch sollten hundert Reiter mit ziehen und ihm Beistand leisten. „Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist," dachte das Schneiderlein, „eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich wird einem nicht alle Tage angeboten." — „O ja," gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen, und habe die hundert Reiter dabei nicht nötig. Wer siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten."

Das Schneiderlein zog aus, und die hundert Reiter folgten ihm. Als er zu dem Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern: „Bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden." Dann sprang er in den Wald hinein und schaute sich rechts und links um. Über ein Weilchen erblickte er beide Riesen: sie lagen unter einem Baume und schliefen und schnarchten dabei, daß sich die Äste auf und nieder bogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einen Ast, bis es ge-

rade über die Schläfer zu sitzen kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, doch endlich wachte er auf, stieß seinen Gesellen an und sprach: „Was schlägst du mich?" — „Du träumst," sagte der andere, „ich schlage dich nicht." Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?" rief der andere, „warum wirfst du mich." — „Ich werfe dich nicht," antwortete der erste und brummte. Sie zankten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sie's gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fing sein Spiel von neuem an, suchte den dicksten Stein aus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg!" schrie er, sprang wie ein Unsinniger auf und stieß seinen Gesellen wider den Baum, daß dieser zitterte. Der andere zahlte mit gleicher Münze, und sie gerieten in solche Wut, daß sie Bäume ausrissen, aufeinander losschlugen, so lang, bis sie endlich beide zugleich tot auf die Erde fielen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur," sprach es, „daß sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben, sonst hätte ich wie ein Eichhörnchen auf einen andern springen müssen; doch unsereiner ist flüchtig!" Es zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust, dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach: „Die Arbeit ist getan, ich habe beiden den Garaus gemacht. Aber hart ist es hergegangen, sie haben in der Not Bäume ausgerissen und sich gewehrt, doch das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der siebene auf einen Streich schlägt." — „Seid Ihr denn nicht verwundet?" fragten die Reiter. „Das hat gute Wege," antwortete der Schneider, kein Haar haben sie mir gekrümmt." Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen und ritten in den Wald hinein: da fanden sie die Riesen in ihrem Blute schwimmend, und rings herum lagen die ausgerissenen Bäume.

Das Schneiderlein verlangte von dem König die ver-

ſprochene Belohnung, den aber reute ſein Verſprechen und er ſann aufs neue, wie er ſich den Helden vom Halſe ſchaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältſt," ſprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldentat vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet, das mußt du erſt einfangen." — „Vor einem Einhorne fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Rieſen; ſiebene auf einen Streich, das iſt meine Sache." Er nahm ſich einen Strick und eine Axt mit, ging hinaus in den Wald, und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu ſuchen, das Einhorn kam bald daher und ſprang geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umſtände aufſpießen. „Sachte, ſachte," ſprach er, „ſo geſchwind geht das nicht," blieb ſtehen und wartete, bis das Tier ganz nahe war, dann ſprang er behendiglich hinter den Baum. Das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum und ſpießte ſein Horn ſo feſt in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder herauszuziehen, und ſo war es gefangen. „Jetzt hab ich das Vöglein," ſagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick erſt um den Hals, dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum, und als alles in Ordnung war, führte er das Tier ab und brachte es dem König.

Der König wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren und machte eine dritte Forderung. Der Schneider ſollte ihm vor der Hochzeit erſt ein Wildſchwein fangen, das in dem Wald großen Schaden tat; die Jäger ſollten ihm Beiſtand leiſten. „Gerne," ſprach der Schneider, „das iſt ein Kinderſpiel." Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und ſie waren's wohl zufrieden, denn das Wildſchwein hatte ſie ſchon mehrmals ſo empfangen, daß ſie keine Luſt hatten, ihm nachzuſtellen. Als das Schwein den Schneider erblickte, lief es mit ſchäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zur Erde werfen. Der flüchtige Held aber ſprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und gleich

oben zum Fenster in einem Satze wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm hergelaufen, er aber hüpfte außen herum und schlug die Türe hinter ihm zu; da war das wütende Tier gefangen, das viel zu schwer und unbehilflich war, um zu dem Fenster hinauszuspringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen sehen. Der Held aber begab sich zum Könige, der nun, er mochte wollen oder nicht, sein Versprechen halten mußte und ihm seine Tochter und das halbe Königreich übergab. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld, sondern ein Schneiderlein vor ihm stand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume sprach: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen." Da merkte sie, in welcher Gasse der junge Herr geboren war, klagte am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts anders als ein Schneider wäre. Der König sprach ihr Trost zu und sagte: „Laß in der nächsten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener sollen außen stehen und, wenn er eingeschlafen ist, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt." Die Frau war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, der alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Ding will ich einen Riegel vorschieben," sagte das Schneiderlein. Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett. Als sie glaubte, er sei eingeschlafen, stand sie auf, öffnete die Türe und legte sich wieder. Das Schneiderlein, das sich nur stellte, als wenn es schlief, fing an mit heller Stimme zu rufen: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen! Ich habe siebene mit einem Streich getroffen, zwei

Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt und ein Wildschwein gefangen, und sollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der Kammer stehen!" Als diese den Schneider also sprechen hörten, überkam sie eine große Furcht, sie liefen, als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein sein Lebtag ein König.

Märchen von einem der auszog das Fürchten zu lernen

Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit, und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen: und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu tun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten: hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach nein, Vater, ich gehe nicht dahin, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an, und konnte nicht begreifen, was es heißen

sollte. „Immer sagen sie, es gruselt mir! Es gruselt mir! Mir gruselt's nicht: das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater auch einmal zu ihm sprach: „Hör du, in der Ecke dort, du wirst groß und stark, du mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie dein Bruder sich Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren." — „Ei, Vater," antwortete er, ich will gerne was lernen; ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts." Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird sein Lebtag nichts: was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen." Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen."

Bald danach kam der Küster zum Besuch ins Haus, da klagte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wollte, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen." — „Wenn's weiter nichts ist," antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; tut ihn nur zu mir, ich werde ihn schon abhobeln." Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: „Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt." Der Küster nahm ihn also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Du sollst schon lernen, was Gruseln ist," dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte, und das Glockenseil fassen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schalloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?" rief er, aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort," rief der Junge, „oder mache daß du fortkommst, du hast hier in der Nacht nichts zu schaffen." Der Küster aber blieb unbeweglich stehen, damit

der Junge glauben sollte, es wäre ein Gespenst. Der Junge rief zum zweitenmal: „Was willst du hier? Sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, oder ich werfe dich die Treppe hinab.“ Der Küster dachte: „Das wird so schlimm nicht gemeint sein,“ gab keinen Laut von sich und stand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als das auch vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst die Treppe hinab, daß es zehn Stufen hinabfiel und in einer Ecke liegen blieb. Darauf läutete er die Glocke, ging heim, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann, aber er wollte nicht wiederkommen. Da ward ihr endlich angst, sie weckte den Jungen und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? Er ist vor dir auf den Turm gestiegen.“ — „Nein,“ antwortete der Junge, „aber da hat einer dem Schallloch gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, so habe ich ihn für einen Spitzbuben gehalten und hinuntergestoßen. Geht nur hin, so werdet Ihr sehen, ob er's gewesen ist, es sollte mir leid tun.“ Die Frau sprang fort, und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte, und ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn herab und eilte dann mit lautem Geschrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge,“ rief sie, „hat ein großes Unglück angerichtet, meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein gebrochen hat: schafft den Taugenichts aus unserm Hause.“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen aus. „Was sind das für gottlose Streiche, die muß dir der Böse eingegeben haben.“ „Vater,“ antwortete er, „hört nur an, ich bin ganz unschuldig: er stand da in der Nacht, wie einer, der Böses im Sinne hat. Ich wußte nicht, wer's war, und habe ihn dreimal ermahnt, zu reden oder wegzugehen.“ — „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr ansehen.“ — „Ja, Vater, recht gerne, wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so

verſteh ich doch eine Kunſt, die mich ernähren kann." — „Lerne, was du willſt," ſprach der Vater, „mir iſt alles einerlei. Da haſt du fünfzig Taler, damit geh in die weite Welt und ſage keinem Menſchen, wo du her biſt und wer dein Vater iſt, denn ich muß mich deiner ſchämen." — „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt, wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten."

Als nun der Tag anbrach, ſteckte der Junge ſeine fünfzig Taler in die Taſche, ging hinaus auf die große Landſtraße und ſprach immer vor ſich hin: „Wenn mir's nur gruſelte! wenn mir's nur gruſelte!" Da kam ein Mann heran, der hörte das Geſpräch, das der Junge mit ſich ſelber führte, und als ſie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen ſehen konnte, ſagte der Mann zu ihm: „Siehſt du, dort iſt der Baum, wo ſiebene mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen: ſetz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, ſo wirſt du ſchon das Gruſeln lernen." — „Wenn weiter nichts dazu gehört," antwortete der Junge, „das iſt leicht getan; lerne ich aber ſo geſchwind das Gruſeln, ſo ſollſt du meine fünfzig Taler haben: komm nur morgen früh wieder zu mir." Da ging der Junge zu dem Galgen, ſetzte ſich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er ſich ein Feuer an: aber um Mitternacht ging der Wind ſo kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinander ſtieß, daß ſie ſich hin und her bewegten, ſo dachte er: „Du frierſt unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erſt frieren und zappeln." Und weil er mitleidig war, legte der die Leiter an, ſtieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los, und holte ſie alle ſieben herab. Darauf ſchürte er das Feuer, blies es an und ſetzte ſie ringsherum, daß ſie ſich wärmen ſollten. Aber ſie ſaßen da und regten ſich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da ſprach er: „Nehmt euch in acht, ſonſt häng ich euch wieder hinauf." Die Toten aber hörten nicht, ſchwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er bös und ſprach: „Wenn ihr nicht

acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Taler haben und sprach: „Nun, weißt du, was gruseln ist?" — „Nein," antwortete er, „woher sollte ich's wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgetan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, brennen ließen." Da sah der Mann, daß er die fünfzig Taler heute nicht davontragen würde, ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen."

Der Junge ging auch seines Wegs und fing wieder an, vor sich hin zu reden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! ach, wenn mir's nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herschritt, und fragte: „Wer bist du?" — „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: Wo bist du her?" — „Ich weiß nicht." — „Wer ist dein Vater?" — „Das darf ich nicht sagen." — „Was brummst du beständig in den Bart hinein?" — „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruselte, aber niemand kann mir's lehren." — „Laß dein dummes Geschwätz," sprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Der Junge ging mit dem Fuhrmann, und abends gelangten sie in ein Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich danach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." — „Ach, schweig stille," sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn's noch so schwer wäre, ich will's einmal lernen, deshalb bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, wo einer wohl lernen könnte, was gruseln wäre, wenn

er nur drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien: in dem Schlosse steckten auch große Schätze, von bösen Geistern bewacht, die würden dann frei und könnten einen Armen reich genug machen. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schlosse wachen." Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber es müssen leblose Dinge sein, und das darfst du mit ins Schloß nehmen." Da antwortete er: „So bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

Der König ließ ihm das alles bei Tage in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte!" sprach er, „aber hier werde ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternach wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren: wie er so hineinblies, das schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! Was uns friert!" — „Ihr Narren," rief er, „was schreit ihr? Wenn ihr friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" — „Warum nicht?" antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her." Da streckten sie die Krallen aus. „Ei," sagte er, „was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen," sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel," schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser.

Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte: die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser und rief: „Fort mit dir, du Gesindel," und haute auf sie los. Ein Teil sprang weg, die andern schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, „das ist mir eben recht," sprach er, und legte sich hinein. Als er aber die Augen zutun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren, und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so," sprach er, „nur besser zu." Da rollte das Bett fort, als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab: auf einmal hopp, hopp! warf es um, das unterste zu oberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat," legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht, und er wäre tot. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen." Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!" Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut," antwortete er „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen." Als er zum Wirt kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht," sprach er, „daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?" — „Nein," sagte er, „es ist alles vergeblich: wenn mir's nur einer sagen könnte!"

Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an, „wenn mir's nur gruselte!" Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepolter hören, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihn hin. „Heda!" rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig." Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart," sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen." Wie er das getan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren, und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So haben wir nicht gewettet," sprach der Junge, „die Bank ist mein." Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, einer nach dem andern, die holten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?" — „Ja, wenn du Geld hast." — „Geld genug," antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund." Da nahm er die Totenköpfe, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln," sprach er, „heida! nun geht's lustig!" Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld, als es aber zwölf schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden. Er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen. „Wie ist dir's diesmal gegangen?" fragte er. — „Ich habe gekegelt," antwortete er, „und ein paar Heller verloren." — „Hat dir denn nicht gegruselt?" — „Ei, was," sprach er, „lustig hab ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruseln wäre?"

In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!" Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine

Totenlade hereingetragen. Da ſprach er: „Ha, ha, das iſt gewiß mein Vetterchen, das erſt vor ein paar Tagen geſtorben iſt," winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!" Sie ſtellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab: da lag ein toter Mann darin. Er fühlte ihm ans Geſicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart," ſprach er, „ich will dich ein bißchen wärmen," ging ans Feuer, wärmte ſeine Hand und legte ſie ihm aufs Geſicht, aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, ſetzte ſich ans Feuer und legte ihn auf ſeinen Schoß, und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in Bewegung kommen ſollte. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein, „wenn zwei zuſammen im Bett liegen, ſo wärmen ſie ſich", brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte ſich neben ihn. Über ein Weilchen ward auch der Tote warm und fing an ſich zu regen. Da ſprach der Junge: „Siehſt du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Tote aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen." — „Was," ſagte er, „iſt das mein Dank? Gleich ſollſt du wieder in deinen Sarg," hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die ſechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruſeln," ſagte er, „hier lerne ich's mein Lebtag nicht."

Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern und ſah fürchterlich aus; er war aber alt und hatte einen langen weißen Bart. „O, du Wicht," rief er, „nun ſollſt du bald lernen was Gruſeln iſt, denn du ſollſt ſterben." — „Nicht ſo ſchnell," antwortete der Junge, „ſoll ich ſterben, ſo muß ich auch dabei ſein." — „Dich will ich ſchon packen," ſprach der Unhold. — „Sachte, ſachte, mach dich nicht ſo breit; ſo ſtark wie du bin ich auch, und wohl noch ſtärker." — „Das wollen wir ſehn," ſprach der Alte, „biſt du ſtärker als ich, ſo will ich dich gehn laſſen; komm, wir wollen's verſuchen." Da führte er ihn durch dunkle Gänge, zu einem Schmiedefeuer, nahm eine Axt und ſchlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch beſſer," ſprach der Junge, und ging zu dem andern Amboß: der

Alte ſtellte ſich neben hin und wollte zuſehen, und ſein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt, ſpaltete den Amboß auf einen Hieb und klemmte den Bart des Alten mit hinein. „Nun hab' ich dich," ſprach der Junge, „jetzt iſt das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eiſenſtange und ſchlug auf den Alten los, bis er wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt raus und ließ ihn los. Der Alte führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm in einem Keller drei Kaſten voll Gold. „Davon," ſprach er „iſt ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem ſchlug es zwölfe, und der Geiſt verſchwand, alſo daß der Junge im Finſtern ſtand. „Ich werde mir doch heraushelfen können," ſprach er, tappte herum, fand den Weg in die Kammer und ſchlief dort bei ſeinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und ſagte: „Nun wirſt du gelernt haben, was Gruſeln iſt?" — „Nein," antwortete er, „was iſt's nur? Mein toter Vetter war da, und ein bärtiger Mann iſt gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber was Gruſeln iſt, hat mir keiner geſagt." Da ſprach der König: „Du haſt das Schloß erlöſt und ſollſt meine Tochter heiraten." — „Das iſt all recht gut," antwortete er, „aber ich weiß noch immer nicht, was Gruſeln iſt."

Da ward das Gold heraufgebracht und die Hochzeit gefeiert, aber der junge König, ſo lieb er ſeine Gemahlin hatte und ſo vergnügt er war, ſagte doch immer: „Wenn mir nur gruſelte, wenn mir nur gruſelte." Das verdroß ſie endlich. Ihr Kammermädchen ſprach: „Ich will Hilfe ſchaffen, das Gruſeln ſoll er ſchon lernen." Sie ging hinaus zum Bach, der durch den Garten floß, und ließ ſich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Nachts, als der junge König ſchlief, mußte ſeine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Waſſer mit den Gründlingen über ihn herſchütten, daß die kleinen Fiſche um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruſelt mir, was gruſelt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruſeln iſt."

Die Bremer Stadtmusikanten

D.P.

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?" fragte der Esel. — „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden

Tag ſchwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totſchlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit ſoll ich nun mein Brot verdienen?" — „Weißt du was," ſprach der Eſel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmuſikant, geh mit und laß dich auch bei der Muſik annehmen. Ich ſpiele die Laute, und du ſchlägſt die Pauken." Der Hund war's zufrieden, und ſie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, ſo ſaß da eine Katze an dem Weg und machte ein Geſicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was iſt dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?" ſprach der Eſel. — „Wer kann da luſtig ſein, wenn's einem an den Kragen geht," antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne ſtumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen ſitze und ſpinne, als nach Mäuſen herumjage, hat mich meine Frau erſäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun iſt guter Rat teuer; wo ſoll ich hin?" — „Geh mit uns nach Bremen, du verſtehſt dich doch auf die Nachtmuſik, da kannſt du ein Stadtmuſikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da ſaß auf dem Tor der Haushahn und ſchrie aus Leibeskräften. „Du ſchreiſt einem durch Mark und Bein," ſprach der Eſel, „was haſt du vor?" — „Da hab ich gut Wetter prophezeit," ſprach der Hahn, „weil unſerer lieben Frauen Tag iſt, wo ſie dem Chriſtkindlein die Hemdchen gewaſchen hat und ſie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäſte kommen, ſo hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin geſagt, ſie wollte mich morgen in der Suppe eſſen, und da ſoll ich mir heut abend den Kopf abſchneiden laſſen. Nun ſchrei ich aus vollem Hals, ſolang ich noch kann." — „Ei was, du Rotkopf," ſagte der Eſel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Beſſeres als den Tod findeſt du überall; du haſt eine gute Stimme, und wenn wir zuſammen muſizieren, ſo muß es eine Art haben." Der Hahn ließ ſich den Vorſchlag gefallen, und ſie gingen alle viere zuſammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran, täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." — „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinauszujagen und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an ihre Musik zu machen. Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und

aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten. Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken. Und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt. Und vor der Türe steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen. Und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief, bringt mir den Schelm her. Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wünschten sich schon lange vergeblich ein Kind, endlich machte sich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Die Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen, der voll der schönsten Blumen und Kräuter stand; er war aber von einer hohen Mauer umgeben, und niemand wagte hineinzugehen, weil er einer Zauberin gehörte, die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet ward. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah in den Garten hinab, da erblickte sie ein Beet, das mit den schönsten Rapunzeln bepflanzt war; und sie sahen so frisch und grün aus, daß sie lüstern ward und das größte Verlangen empfand von den Rapunzeln zu essen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da sie wußte, daß sie keine davon bekommen konnte, so fiel sie ganz ab, sah blaß und elend

aus. Da erschrak der Mann und fragte: „Was fehlt dir, liebe Frau!“ — „Ach,“ antwortete sie, „wenn ich keine Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Hause zu essen kriege, so sterbe ich.“ Der Mann, der sie lieb hatte, dachte: „Eh du deine Frau sterben lässest, holst du ihr von den Rapunzeln, es mag kosten was es will.“ In der Abenddämmerung stieg er also über die Mauer in den Garten der Zauberin, stach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln und brachte sie seiner Frau. Sie machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Sollte sie Ruhe haben, so mußte der Mann noch einmal in den Garten steigen. Er machte sich also in der Abenddämmerung wieder hinab, als er aber die Mauer herabgeklettert war, erschrak er gewaltig, denn er sah die Zauberin vor sich stehen. „Wie kannst du es wagen,“ sprach sie mit zornigem Blick, „in meinen Garten zu steigen und wie ein Dieb mir meine Rapunzeln zu stehlen? Das soll dir schlecht bekommen.“ — „Ach,“ antwortete er, „laßt Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entschlossen. Meine Frau hat Eure Rapunzeln aus dem Fenster erblickt, und empfindet ein so großes Gelüsten, daß sie sterben würde, wenn sie nicht davon zu essen bekäme.“ Da ließ die Zauberin in ihrem Zorne nach und sprach zu ihm: „Verhält es sich so, wie du sagst, so will ich dir gestatten Rapunzeln mitzunehmen soviel du willst, allein ich mache eine Bedingung: du mußt mir das Kind geben, das deine Frau zur Welt bringen wird. Es soll ihm gut gehen, und ich will für es sorgen wie eine Mutter.“ Der Mann sagte in der Angst alles zu, und als die Frau in Wochen kam, so erschien sogleich die Zauberin, gab dem Kinde den Namen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Rapunzel ward das schönste Kind unter der Sonne. Als es zwölf Jahr alt war, schloß es die Zauberin in einen Turm, der in einem Walde lag, und weder Treppe noch

Türe hatte, nur ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn die Zauberin hinein wollte, so stellte sie sich unten hin und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß mir dein Haar herunter."

Rapunzel hatte lange prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold. Wenn sie nun die Stimme der Zauberin vernahm, so band sie ihre Zöpfe los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken, und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief herunter, und die Zauberin stieg daran hinauf.

Nach ein paar Jahren trug es sich zu, daß der Sohn des Königs durch den Wald ritt und an dem Turm vorüber kam. Da hörte er einen Gesang, der war so lieblich, daß er stille hielt und horchte. Das war Rapunzel, die in ihrer Einsamkeit sich die Zeit damit vertrieb, ihre süße Stimme erschallen zu lassen. Der Königssohn wollte zu ihr hinauf steigen und suchte nach einer Türe des Turms, aber es war keine zu finden. Er ritt heim, doch der Gesang hatte ihm so sehr das Herz gerührt, daß er jeden Tag hinaus in den Wald ging und zuhörte. Als er einmal so hinter einem Baum stand, sah er, daß eine Zauberin heran kam und hörte, wie sie hinauf rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter."

Da ließ Rapunzel die Haarflechten herab, und die Zauberin stieg zu ihr hinauf. „Ist das die Leiter, auf welcher man hinauf kommt, so will ich auch einmal mein Glück versuchen." Und den folgenden Tag, als es anfing dunkel zu werden, ging er zu dem Turme und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter."

Alsbald fielen die Haare herab und der Königssohn stieg hinauf.

Anfangs erschrak Rapunzel gewaltig, als ein Mann zu ihr herein kam, wie ihre Augen noch nie einen erblickt hatten, doch der Königssohn fing an ganz freundlich mit ihr zu reden und erzählte ihr, daß von ihrem Gesang sein Herz

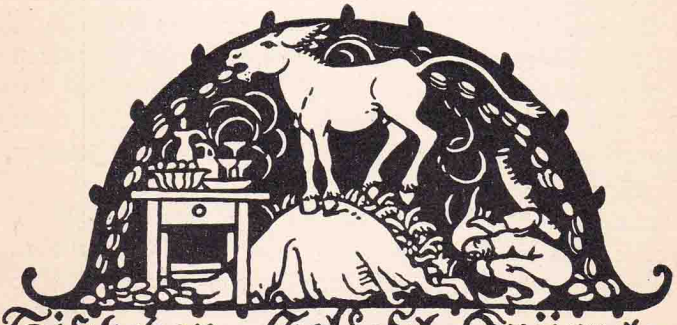
so sehr sei bewegt worden, daß es ihm keine Ruhe gelassen, und er sie selbst habe sehen müssen. Da verlor Rapunzel ihre Angst, und als er sie fragte, ob sie ihn zum Manne nehmen wollte, und sie sah, daß er jung und schön war, so dachte sie: „Der wird mich lieber haben als die alte Frau Gothel," und sagte ja, und legte ihre Hand in seine Hand. Sie sprach: „Ich will gerne mit dir gehen, aber ich weiß nicht, wie ich herabkommen kann. Wenn du kommst, so bring jedesmal einen Strang Seide mit, daraus will ich eine Leiter flechten, und wenn die fertig ist, so steige ich herunter und du nimmst mich auf dein Pferd." Sie verabredeten, daß er bis dahin alle Abend zu ihr kommen sollte, denn bei Tag kam die Alte. Die Zauberin merkte auch nichts davon, bis einmal Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „Sag' Sie mir doch, Frau Gothel, wie kommt es nur, Sie wird mir viel schwerer heraufzuziehen, als der junge Königssohn, der ist in einem Augenblick bei mir." — „Ach, du gottloses Kind," rief die Zauberin, „was muß ich von dir hören, ich dachte, ich hätte dich von aller Welt geschieden, und du hast mich doch betrogen!" In ihrem Zorne packte sie die schönen Haare der Rapunzel, schlug sie ein paarmal um ihre linke Hand, griff eine Schere mit der rechten und ritsch, ratsch, waren sie abgeschnitten, und die schönen Flechten lagen auf der Erde. Und sie war so unbarmherzig, daß sie die arme Rapunzel in eine Wüstenei brachte, wo sie in großem Jammer und Elend leben mußte.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte abends die Zauberin die abgeschnittenen Flechten oben am Fensterhaken fest, und als der Königssohn kam und rief:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter,"

so ließ sie die Haare hinab. Der Königssohn stieg hinauf, aber er fand oben nicht seine liebste Rapunzel, sondern die Zauberin, die ihn mit bösen und giftigen Blicken ansah. „Aha," rief sie höhnisch, „du willst die Frau Liebste holen, aber der schöne Vogel sitzt nicht mehr im Nest und singt

nicht mehr, die Katze hat ihn geholt und wird dir auch noch die Augen auskratzen. Für dich ist Rapunzel verloren, du wirst sie nie wieder erblicken." Der Königssohn geriet außer sich vor Schmerzen, und in der Verzweiflung sprang er den Turm herab. Das Leben brachte er davon, aber die Dornen, in die er fiel, zerstachen ihm die Augen. Da irrte er blind im Walde umher, aß nichts als Wurzeln und Beeren, und tat nichts als jammern und weinen über den Verlust seiner liebsten Frau. So wanderte er einige Jahre im Elend umher und geriet endlich in die Wüstenei, wo Rapunzel mit den Zwillingen, die sie geboren hatte, einem Knaben und Mädchen, kümmerlich lebte. Er vernahm eine Stimme, und sie deuchte ihm so bekannt. Da ging er darauf zu, und wie er heran kam, erkannte ihn Rapunzel und fiel ihm um den Hals und weinte. Zwei von ihren Tränen aber benetzten seine Augen, da wurden sie wieder klar, und er konnte damit sehen wie sonst. Er führte sie in sein Reich, wo er mit Freude empfangen ward, und sie lebten noch lange glücklich und vergnügt.



D.P.

Vorzeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter

haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden. Die Söhne taten das auch nach der Reihe. Einmal brachte sie der älteste auf den Kirchhof, wo die schönsten Kräuter standen, ließ sie da fressen und herumspringen. Abends, als es Zeit war, heimzugehen, fragte er: „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sprach der Junge, faßte sie am Strickchen, führte sie in den Stall und band sie fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" — „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Vater aber wollte sich selbst überzeugen, ging hinab in den Stall, streichelte das liebe Tier und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Wovon sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Was muß ich hören?" rief der Schneider, lief hinauf und sprach zu dem Jungen: „Ei, du Lügner, sagst die Ziege wäre satt und hast sie hungern lassen?" Und in seinem Zorne nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus.

Am andern Tag war die Reihe am zweiten Sohn, der suchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter standen, und die Ziege fraß sie rein ab. Abends als er heim wollte, fragte er: „Ziege, bist du satt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sprach der Junge, zog sie heim und band sie im Stall fest. „Nun," sagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" — „O," antwortete der Sohn, „die ist so satt, sie mag kein Blatt." Der Schneider wollte sich darauf nicht verlassen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, bist du auch satt?" Die Ziege antwortete:

„Wovon ſollt ich ſatt ſein?
Ich ſprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„Der gottloſe Böſewicht!" ſchrie der Schneider, „ſo ein frommes Tier hungern zu laſſen!" lief hinauf und ſchlug mit der Elle den Jungen zur Haustüre hinaus.

Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn, der wollte ſeine Sache gut machen, ſuchte Buſchwerk mit dem ſchönſten Laube aus und ließ die Ziege daran freſſen. Abends, als er heim wollte, fragte er: „Ziege, biſt du auch ſatt?" Die Ziege antwortete:

„Ich bin ſo ſatt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," ſagte der Junge, führte ſie in den Stall und band ſie feſt . „Nun," ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?" — „O," antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt." Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte: „Ziege, biſt du auch ſatt?" Das boshafte Tier antwortete:

„Wovon ſollt ich ſatt ſein?
Ich ſprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

„O die Lügenbrut!" rief der Schneider, „einer ſo gottlos und pflichtvergeſſen wie der andere! Ihr ſollt mich nicht länger zum Narren haben!" Und vor Zorn ganz außer ſich, ſprang er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken ſo gewaltig, daß er zum Haus hinaus ſprang.

Der alte Schneider war nun mit ſeiner Ziege allein. Am andern Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoſte die Ziege und ſprach: „Komm, mein liebes Tierlein, ich will dich ſelbſt zur Weide führen." Er nahm ſie am Strick und brachte ſie zu grünen Hecken und unter Schafrippe und was ſonſt die Ziegen gerne freſſen. „Da kannſt du dich einmal nach Herzensluſt ſättigen," ſprach er zu ihr, und ließ ſie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?" Sie antwortete:

„Ich bin so satt,
ich mag kein Blatt: meh! meh!"

„So komm nach Haus," sagte der Schneider, führte sie in den Stall und band sie fest. Als er wegging, kehrte er sich noch einmal um und sagte: „Nun bist du doch einmal satt!" Aber die Ziege machte es mit ihm nicht besser und rief:

„Wie sollt ich satt sein?
Ich sprang nur über Gräbelein,
und fand kein einzig Blättelein: meh! meh!"

Als der Schneider das hörte, stutzte er und sah wohl, daß er seine drei Söhne ohne Ursache verstoßen hatte. „Wart," rief er, „du undankbares Geschöpf, dich fortzujagen, ist noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfst sehen lassen." In einer Hast sprang er hinauf, holte sein Bartmesser, seifte der Ziege den Kopf ein und schor sie so glatt wie seine flache Hand. Und weil die Elle zu ehrenvoll gewesen wäre, holte er die Peitsche und versetzte ihr solche Hiebe, daß sie in gewaltigen Sprüngen davon lief.

Der Schneider, als er so ganz einsam in seinem Hause saß, verfiel in große Traurigkeit und hätte seine Söhne gerne wieder gehabt, aber niemand wußte, wo sie hingeraten waren. Der älteste war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen, da lernte er fleißig und unverdrossen, und als seine Zeit herum war, daß er wandern sollte, schenkte ihm der Meister ein Tischchen, das gar kein besonderes Ansehen hatte und von gewöhnlichem Holz war: aber es hatte eine gute Eigenschaft. Wenn man es hinstellte und sprach: „Tischchen, deck dich," so war das gute Tischchen auf einmal mit einem saubern Tüchlein bedeckt und stand da ein Teller und Messer und Gabel daneben und Schüsseln mit Gesottenem und Gebratenem, soviel Platz hatten, und ein großes Glas mit rotem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Geselle dachte: „Damit hast du genug für dein Lebtag," zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte sich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus

gut oder schlecht und ob etwas darin zu finden war oder nicht. Wenn es ihm gefiel, so kehrte er gar nicht ein, sondern im Felde, im Wald, auf einer Wiese, wo er Lust hatte, nahm er sein Tischchen vom Rücken, stellte es vor sich und sprach: „Deck dich," so war alles da, was sein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu seinem Vater zurückkehren, sein Zorn würde sich gelegt haben, und mit dem Tischchen deck dich würde er ihn gerne wieder aufnehmen. Es trug sich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gästen angefüllt war. Sie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, sich zu ihnen zu setzen und mit ihnen zu essen, sonst würde er schwerlich noch etwas bekommen. „Nein," antwortete der Schreiner, „die paar Bissen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber sollt ihr meine Gäste sein." Sie lachten und meinten, er triebe seinen Spaß mit ihnen. Er aber stellte sein hölzernes Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich." Augenblicklich war es mit Speisen besetzt, so gut wie sie der Wirt nicht hätte herbeischaffen können und wovon der Geruch den Gästen lieblich in die Nase stieg. „Zugegriffen, liebe Freunde," sprach der Schreiner, und die Gäste, als sie sahen, wie es gemeint war, ließen sich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Messer und griffen tapfer zu. Und was sie am meisten verwunderte, wenn eine Schüssel leer geworden war, so stellte sich gleich von selbst eine volle an ihren Platz. Der Wirt stand in einer Ecke und sah dem Dinge zu. Er wußte gar nicht, was er sagen sollte, dachte aber: „Einen solchen Koch könntest du in deiner Wirtschaft wohl brauchen." Der Schreiner und seine Gesellschaft waren lustig bis in die späte Nacht, endlich legten sie sich schlafen, und der junge Geselle ging auch zu Bett und stellte sein Wünschtischchen an die Wand. Dem Wirte aber ließen seine Gedanken keine Ruhe, es fiel ihm ein, daß in seiner Rumpelkammer ein altes Tischchen stände, das gerade so aussähe. Das holte er ganz sachte herbei und vertauschte es mit dem Wünschtischchen. Am andern Morgen zahlte der Schreiner sein Schlafgeld, packte sein Tischchen auf,

dachte gar nicht daran, daß er ein falsches hätte und ging seiner Wege. Zu Mittag kam er bei seinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was hast du gelernt?" sagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden." — „Ein gutes Handwerk," erwiderte der Alte, „aber was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" — „Vater, das beste, was ich mitgebracht habe, ist das Tischchen." Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und sagte: „Daran hast du kein Meisterstück gemacht, das ist ein altes und schlechtes Tischchen." — „Aber es ist ein Tischchen deck dich," antwortete der Sohn, „wenn ich es hinstelle und sage ihm, es solle sich decken, so stehen gleich die schönsten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die sollen sich einmal laben und erquicken, denn das Tischchen macht sie alle satt." Als die Gesellschaft beisammen war, stellte er sein Tischchen mitten in die Stube und sprach: „Tischchen, deck dich." Aber das Tischchen regte sich nicht und blieb so leer wie ein anderer Tisch, der die Sprache nicht versteht. Da merkte der arme Geselle, daß ihm das Tischchen vertauscht war und schämte sich, daß er wie ein Lügner da stand. Die Verwandten aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegessen wieder heim wandern. Der Vater holte seine Lappen wieder herbei und schneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meister in die Arbeit.

Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er seine Jahre herum hatte, sprach der Meister: „Weil du dich so wohl gehalten hast, so schenke ich dir einen Esel von einer besonderen Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke." — „Wozu ist er denn nütze?" fragte der junge Geselle. „Er speit Gold," antwortete der Müller, „wenn du ihn auf ein Tuch stellst und sprichst ‚Bricklebrit', so speit dir das gute Tier Goldstücke aus, hinten und vorn." — „Das ist eine schöne Sache," sprach der Geselle, dankte dem Meister und zog in die Welt. Wenn er Gold nötig hatte, brauchte er nur zu seinem Esel

„Bricklebrit" zu ſagen, ſo regnete es Goldſtücke, und er hatte weiter keine Mühe, als ſie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beſte gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er ſich eine Zeitlang in der Welt umgeſehen hatte, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufſuchen, wenn du mit dem Goldeſel kommſt, ſo wird er ſeinen Zorn vergeſſen und dich gut aufnehmen." Es trug ſich zu, daß er in dasſelbe Wirtshaus geriet, in welchem ſeinem Bruder das Tiſchchen vertauſcht war. Er führte ſeinen Eſel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden, der junge Geſelle aber ſprach: „Gebt Euch keine Mühe, meinen Grauſchimmel führe ich ſelbſt in den Stall und binde ihn auch ſelbſt an, denn ich muß wiſſen, wo er ſteht." Dem Wirt kam das wunderlich vor und er meinte, einer, der ſeinen Eſel ſelbſt beſorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren. Als aber der Fremde in die Taſche griff, zwei Goldſtücke herausholte und ſagte, er ſollte nur etwas Gutes für ihn einkaufen, ſo machte er große Augen, lief und ſuchte das beſte, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gaſt, was er ſchuldig wäre, der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht ſparen und ſagte, noch ein paar Goldſtücke müßte er zulegen. Der Geſelle griff in die Taſche, aber ſein Gold war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt," ſprach er, „ich will nur gehen und Gold holen," nahm aber das Tiſchtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen ſollte, war neugierig, ſchlich ihm nach, und da der Gaſt die Stalltüre zuriegelte, ſo guckte er durch ein Aſtloch. Der Fremde breitete unter dem Eſel das Tuch aus, rief „Bricklebrit", und augenblicklich fing das Tier an Gold zu ſpeien von hinten und vorn, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der tauſend," ſagte der Wirt, „da ſind die Dukaten bald geprägt! So ein Geldbeutel iſt nicht übel!" Der Gaſt bezahlte ſeine Zeche und legte ſich ſchlafen, der Wirt aber ſchlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeiſter weg und band einen andern Eſel an ſeine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der

Geselle mit seinem Esel ab und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah und ihn gerne aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" — „Weiter nichts als einen Esel." — „Esel gibt's hier genug," sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen." — „Ja," antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel. Wenn ich sage: ‚Bricklebrit', so speit Euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandte herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten." — „Das laß ich mir gefallen," sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen," sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht," sagte er und rief „Bricklebrit", aber es waren keine Goldstücke, was herabfiel, und es zeigte sich, daß das Tier nichts von der Kunst verstand, denn es bringt's nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heim gingen als sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen.

Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in die Lehre gegangen, und weil es ein kunstreiches Handwerk ist, mußte er am längsten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie schlimm es ihnen ergangen wäre und wie sie der Wirt noch am letzten Abend um ihre schönen Wünschdinge gebracht hätte. Als der Drechsler nun ausgelernt hatte und wandern sollte, so schenkte ihm sein Meister, weil er sich so wohl gehalten, einen Sack und sagte: „Es liegt ein Knüppel darin." — „Den Sack kann ich umhängen, und er kann mir gute Dienste leisten, aber was soll der Knüppel darin? Der macht ihn nur schwer." — „Das will ich dir sagen," ant-

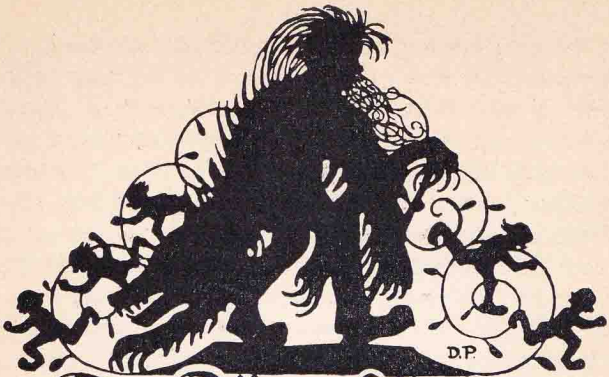
wortete der Meister, „hat dir jemand etwas zu leid getan, so sprich nur: ‚Knüppel, aus dem Sack', so springt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen so lustig auf dem Rücken herum, daß sie sich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du sagst: ‚Knüppel, in den Sack'. Der Gesell dankte ihm, hing den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, so sprach er: „Knüppel, aus dem Sack," alsbald sprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem andern den Rock oder Wams gleich auf dem Rücken aus und wartete nicht erst bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging so geschwind, daß eh sich's einer versah, die Reihe schon an ihm war. Der junge Drechsler langte zur Abendzeit in dem Wirtshaus an, wo seine Brüder waren betrogen worden. Er legte seinen Ranzen vor sich auf den Tisch und fing an zu erzählen, was er alles Merkwürdiges in der Welt gesehen habe. „Ja," sagte er, „man findet wohl ein Tischchen deck dich, einen Goldesel und dergleichen: lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das ist alles nichts gegen den Schatz, den ich mir erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe." Der Wirt spitzte die Ohren: „Was in aller Welt mag das sein?" dachte er, „der Sack ist wohl mit lauter Edelsteinen angefüllt; den sollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge sind drei." Als Schlafenszeit war, streckte sich der Gast auf die Bank und legte seinen Sack als Kopfkissen unter. Der Wirt, als er meinte, der Gast läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz sachte und vorsichtig an dem Sack. ob er ihn vielleicht wegziehen und einen andern unterlegen könnte. Der Drechsler aber hatte schon lange darauf gewartet. Wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck tun wollte, rief er: „Knüppel, aus dem Sack." Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt schrie zum Erbarmen, aber je lauter er schrie, desto kräfter schlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erschöpft zur Erde fiel. Da sprach der Drechsler: „Wo du das Tischchen deck dich

und den Goldesel nicht wieder heraus gibst, so soll der Tanz von neuem angehen." — „Ach nein," rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gerne wieder heraus, laßt nur den verwünschten Kobold wieder in den Sack kriechen." Da sprach der Geselle: „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen, aber hüte dich vor Schaden!" Dann rief er: „Knüppel, in den Sack!" und ließ ihn ruhen.

Der Drechsler zog am andern Morgen mit dem Tischchen deck dich und dem Goldesel heim zu seinem Vater. Der Schneider freute sich, als er ihn wieder sah und fragte auch ihn, was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater," antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden." — „Ein kunstreiches Handwerk," sagte der Vater, „was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" — „Ein kostbares Stück, lieber Vater," antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." — „Was!" rief der Vater, „einen Knüppel! das ist der Mühe wert! Den kannst du dir von jedem Baume abhauen." — „Aber einen solchen nicht, lieber Vater; sage ich: ‚Knüppel, aus dem Sack', so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut meint mit mir, einen schlimmen Tanz und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm." Der Müller sagte: „Bricklebrit," und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. (Ich sehe dir's an, du wärst auch gerne dabei gewesen.) Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte: „Lieber Bruder, nun

sprich mit ihm." Und kaum hatte der Schreiner „Tischchen, deck dich" gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit.

Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Haus kam, funkelten ihm ein paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurücklief. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?" — „Ach," antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt." — „Das wollen wir bald austreiben," sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an. Er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu tun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zumute war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht, wo ist deine Lustigkeit geblieben?" — „Du hast gut reden," antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen." Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär, ich bin ein armes schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch, daß ich euch helfen kann." Sie flog in die Fuchshöhle, setzte sich der Ziege auf den glatten geschorenen Kopf und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, „meh! meh!" schrie und wie toll in die Welt hineinlief; und weiß niemand auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.



Der Bärenhäuter

Es war einmal ein junger Kerl, der ließ sich als Soldat anwerben, hielt sich tapfer und war immer der vorderste, wenn es blaue Bohnen regnete. Solange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geschlossen war, erhielt er seinen Abschied, und der Hauptmann sagte, er könne gehen wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr, da ging er zu seinen Brüdern und bat, sie möchten ihm so lange Unterhalt geben, bis der Krieg wieder anfinge. Die Brüder aber waren hartherzig und sagten: „Was sollen wir mit dir? Wir können dich nicht brauchen, sieh zu, wie du dich durchschlägst." Der Soldat hatte nichts übrig als sein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Heide, auf der nichts zu sehen war als ein Ring von Bäumen; darunter setzte er sich ganz traurig nieder und sann über sein Schicksal nach. „Ich habe kein Geld," dachte er, „ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt, weil Friede geschlossen ist, brauchen sie mich nicht mehr; ich sehe voraus, ich muß verhungern." Auf einmal hörte er ein Brausen, und wie er sich umblickte, stand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht stattlich aussah, aber einen garstigen Pferdefuß hatte. „Ich weiß schon, was dir fehlt," sagte der Mann, „Geld und

Gut sollst du haben, soviel du mit aller Gewalt durchbringen kannst, aber ich muß zuvor wissen, ob du dich nicht fürchtest, damit ich mein Geld nicht umsonst ausgebe." — „Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zusammen?" antwortete er, „du kannst mich auf die Probe stellen." — „Wohlan," antwortete der Mann, „schau hinter dich." Der Soldat kehrte sich um und sah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutrabte. „Oho," rief der Soldat, „dich will ich an der Nase kitzeln, daß dir die Lust zum Brummen vergehen soll," legte an und schoß den Bär auf die Schnauze, daß er zusammenfiel und sich nicht mehr regte. „Ich sehe wohl," sagte der Fremde, „daß dir's an Mut nicht fehlt, aber es ist noch eine Bedingung dabei, die mußt du erfüllen." — „Wenn mir's an meiner Seligkeit nicht schadet," antwortete der Soldat, der wohl merkte, wen er vor sich hatte, „sonst laß ich mich auf nichts ein." — „Das wirst du selber sehen," antwortete der Grünrock, „du darfst in den nächsten sieben Jahren dich nicht waschen, dir Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht schneiden und kein Vaterunser beten. Dann will ich dir einen Rock und Mantel geben, den mußt du in dieser Zeit tragen. Stirbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, so bist du frei und bist reich dazu für dein Lebtag." Der Soldat dachte an die große Not, in der er sich befand, und da er so oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und sagte: „Wenn du den Rock an deinen Leibe hast und in die Tasche greifst, so wirst du die Hand immer voll Geld haben." Dann zog er dem Bären die Haut ab und sagte: „Das soll dein Mantel sein und auch dein Bett, denn darauf mußt du schlafen und darfst in kein anderes Bett kommen. Und dieser Tracht wegen sollst du Bärenhäuter heißen." Hierauf verschwand der Teufel.

Der Soldat zog den Rock an, griff gleich in die Tasche und fand, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. Dann hing er die Bärenhaut um, ging in die Welt, war guter Dinge und unterließ nichts, was ihm wohl und dem Gelde wehe tat. Im

ersten Jahr ging es noch leidlich, aber in dem zweiten sah er schon aus wie ein Ungeheuer. Das Haar bedeckte ihm fast das ganze Gesicht, sein Bart glich einem Stück grobem Filztuch, seine Finger hatten Krallen, und sein Gesicht war so mit Schmutz bedeckt, daß, wenn man Kresse hineingesät hätte, sie aufgegangen wäre. Wer ihn sah, lief fort; weil er aber allerorten den Armen Geld gab, damit sie für ihn beteten, daß er in den sieben Jahren nicht stürbe, und weil er alles gut bezahlte, so erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahr kam er in ein Wirtshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweisen, weil er fürchtete, seine Pferde würden scheu werden. Doch als der Bärenhäuter in die Tasche griff und eine Handvoll Dukaten herausholte, so ließ der Wirt sich erweichen und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er versprechen, sich nicht sehen zu lassen, damit sein Haus nicht in bösen Ruf käme.

Als der Bärenhäuter abends allein saß und von Herzen wünschte, daß die sieben Jahre herum wären, so hörte er in einem Nebenzimmer ein lautes Jammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Türe und erblickte einen alten Mann, der heftig weinte und die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Der Bärenhäuter trat näher, aber der Mann sprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine menschliche Stimme vernahm, ließ er sich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Bärenhäuter dahin, daß er ihm die Ursache seines Kummers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geschwunden, er und seine Töchter mußten darben, und er war so arm, daß er den Wirt nicht einmal bezahlen konnte und ins Gefängnis sollte gesetzt werden. „Wenn Ihr weiter keine Sorge habt," sagte der Bärenhäuter, „Geld habe ich genug." Er ließ den Wirt herbeikommen, bezahlte ihn und steckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Tasche.

Als der alte Mann sich aus seinen Sorgen erlöst sah, wußte er nicht, womit er sich dankbar erweisen sollte. „Komm

mit mir," sprach er zu ihm, „meine Töchter sind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn sie hört, was du für mich getan hast, so wird sie sich nicht weigern. Du siehst freilich ein wenig seltsam aus, aber sie wird dich schon wieder in Ordnung bringen." Dem Bärenhäuter gefiel das wohl und er ging mit. Als ihn die älteste erblickte, entsetzte sie sich so gewaltig vor seinem Antlitz, daß sie aufschrie und fortlief. Die zweite blieb zwar stehen und betrachtete ihn von Kopf bis zu Füßen, dann aber sprach sie: „Wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menschliche Gestalt mehr hat? Da gefiel mir der rasierte Bär noch besser, der einmal hier zu sehen war und sich für einen Menschen ausgab, der hatte doch einen Husarenpelz an und weiße Handschuhe. Wenn er nur häßlich wäre, so könnte ich mich an ihn gewöhnen." Die jüngste aber sprach: „Lieber Vater, das muß ein guter Mann sein, der Euch aus der Not geholfen hat, habt Ihr ihm dafür eine Braut versprochen, so muß Euer Wort gehalten werden." Es war schade, daß das Gesicht des Bärenhäuters von Schmutz und Haaren bedeckt war, sonst hätte man sehen können, wie ihm das Herz im Leibe lachte, als er diese Worte hörte. Er nahm einen Ring von seinem Finger, brach ihn entzwei und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine Hälfte schrieb er ihren Namen und bat sie, ihr Stück gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abschied und sprach: „Ich muß noch drei Jahre wandern, komm ich aber nicht wieder, so bist du frei, weil ich dann tot bin. Bitte aber Gott, daß er mir das Leben erhält."

Die arme Braut kleidete sich ganz schwarz, und wenn sie an ihren Bräutigam dachte, so kamen ihr die Tränen in die Augen. Von ihren Schwestern ward ihr nichts als Hohn und Spott zuteil. „Nimm dich in acht," sprach die älteste, „wenn du ihm die Hand reichst, so schlägt er dir mit der Tatze darauf." — „Hüte dich," sagte die zweite, „die Bären lieben die Süßigkeit, und wenn du ihm gefällst, so frißt er dich auf." — „Du mußt nur immer seinen Willen tun," hub die älteste

wieder an, „sonst fängt er an zu brummen." Und die zweite fuhr fort: „Aber die Hochzeit wird lustig sein, Bären die tanzen gut." Die Braut schwieg still und ließ sich nicht irremachen. Der Bärenhäuter aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, tat Gutes, wo er konnte, und gab den Armen reichlich, damit sie für ihn beteten. Endlich als der letzte Tag von den sieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Heide und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, so sauste der Wind, und der Teufel stand vor ihm und blickte ihn verdrießlich an; dann warf er ihm den alten Rock hin und verlangte seinen grünen zurück. „So weit sind wir noch nicht," antwortete der Bärenhäuter, „erst sollst du mich reinigen." Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Wasser holen, den Bärenhäuter abwaschen, ihm die Haare kämmen und die Nägel schneiden. Hierauf sah er wie ein tapferer Kriegsmann aus und war viel schöner als je vorher.

Als der Teufel glücklich abgezogen war, so war es dem Bärenhäuter ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, tat einen prächtigen Samtrock an, setzte sich in einen Wagen, mit vier Schimmeln bespannt, und fuhr zu dem Haus seiner Braut. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Feldobrist und führte ihn in das Zimmer, wo seine Töchter saßen. Er mußte sich zwischen den beiden ältesten niederlassen; sie schenkten ihm Wein ein, legten ihm die besten Bissen vor und meinten, sie hätten keinen schönern Mann auf der Welt gesehen. Die Braut aber saß in schwarzem Kleide ihm gegenüber, schlug die Augen nicht auf und sprach kein Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine seiner Töchter zur Frau geben wollte, so sprangen die beiden ältesten auf, liefen in ihre Kammer und wollten prächtige Kleider anziehen, denn eine jede bildete sich ein, sie wäre die Auserwählte. Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein war, holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Becher mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm ihn an, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring auf dem Grunde liegen fand, so schlug ihr das Herz. Sie holte

die andere Hälfte, die sie an einem Band um den Hals trug, hielt sie daran, und es zeigte sich, daß beide Teile vollkommen zueinander paßten. Da sprach er: „Ich bin dein verlobter Bräutigam, den du als Bärenhäuter gesehen hast, aber durch Gottes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wieder erhalten, und bin wieder rein geworden." Er ging auf sie zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die beiden Schwestern in vollem Putz herein, und als sie sahen, daß der schöne Mann der jüngsten zuteil geworden war, und hörten, daß das der Bärenhäuter war, liefen sie voll Zorn und Wut hinaus; die eine ersäufte sich im Brunnen, die andere erhenkte sich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an der Türe, und als der Bräutigam öffnete, so war's der Teufel im grünen Rock, der sprach: „Siehst du, nun habe ich zwei Seelen für deine eine."

Die Kornähre

Vorzeiten, als Gott noch selbst auf Erden wandelte, da war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer als sie jetzt ist; damals trugen die Ähren nicht fünfzig- oder sechzigfältig, sondern vier- bis fünfhundertfältig. Da wuchsen die Körner am Halm von unten bis oben hinauf; so lang er war, so lang war auch die Ähre. Aber wie die Menschen sind, im Überfluß achten sie des Segens nicht mehr, der von Gott kommt, werden gleichgültig und leichtsinnig. Eines Tages ging eine Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihr kleines Kind, das neben ihr sprang, fiel in eine Pfütze und beschmutzte sein Kleid-

D.
S.
Die Kornähre

chen. Da riß die Mutter eine Handvoll der schönen Ähren ab und reinigte ihm damit das Kleid. Als der Herr, der eben vorüberkam, das sah, zürnte er und sprach: „Fortan soll der Kornhalm keine Ähre mehr tragen, die Menschen sind der himmlischen Gabe nicht länger wert." Die Umstehenden, die das hörten, erschraken, fielen auf die Knie und flehten, daß er noch etwas möchte an dem Halm stehen lassen; wenn sie selbst es auch nicht verdienten, doch der unschuldigen Hühner wegen, die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihr Elend voraussah, erbarmte sich und gewährte die Bitte. Also blieb noch oben die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

Die zwölf Brüder

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden miteinander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „Wenn das dreizehnte Kind, was du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichtum groß wird und das Königreich ihm allein zufällt." Er ließ auch zwölf Särge machen, die waren schon mit Hobelspänen gefüllt, und in jedem lag das Totenkißchen, und ließ

sie in eine verschlossene Stube bringen, dann gab er der Königin den Schlüssel und gebot ihr, niemand etwas davon zu sagen.

Die Mutter aber saß nun den ganzen Tag und trauerte, so daß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war, und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „Liebe Mutter, warum bist du so traurig?" — „Liebstes Kind," antwortete sie, „ich darf dir's nicht sagen." Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß, und ihm die zwölf mit Hobelspänen schon gefüllten Totenladen zeigte. Darauf sprach sie: „Mein liebster Benjamin, diese Särge hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen, denn wenn ich ein Mädchen zu Welt bringe, so sollt ihr allesamt getötet und darin begraben werden." Und als sie weinte, während sie das sprach, so tröstete sie der Sohn und sagte: „Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns schon helfen und wollen fortgehen." — Sie aber sprach: „Geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist, und halte Wacht und schaue nach dem Turm hier im Schloß. Gebär ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen: gebär ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann flieht fort, so schnell ihr könnt, und der liebe Gott behüte euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten, im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet."

Nachdem sie also ihre Söhne gesegnet hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wacht, saß auf der höchsten Eiche und schaute nach dem Turm. Als elf Tage herum waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er, wie eine Fahne aufgesteckt wurde: Es war aber nicht die weiße, sondern die rote Blutfahne, die verkündigte, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das hörten, wurden sie zornig und sprachen: „Sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden! Wir schwören, daß

wir uns rächen wollen: wo wir ein Mädchen finden, soll sein rotes Blut fließen."

Darauf gingen sie tiefer in den Wald hinein, und mitten drein, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: „Hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten, wir andern wollen ausgehen und Essen holen." Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen und was zu essen stand: das brachten sie dem Benjamin, der mußte es ihnen zurecht machen, damit sie ihren Hunger stillen konnten In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen, und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren hatte, war nun herangewachsen, war gut von Herzen und schön von Angesicht und hatte einen goldenen Stern auf der Stirne. Einmal, als große Wäsche war, sah es darunter zwölf Mannshemden und fragte seine Mutter: „Wem gehören diese zwölf Hemden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?" Da antwortete sie mit schwerem Herzen: „Liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern." — Sprach das Mädchen: „Wo sind meine zwölf Brüder, ich habe noch niemals von ihnen gehört." — Sie antwortete: „Das weiß Gott, wo sie sind: sie irren in der Welt herum." Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf, und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspänen und den Totenkißchen. „Diese Särge", sprach sie, „waren für deine Brüder bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, eh du geboren warst," und erzählte ihm, wie sich alles zugetragen hatte. — Da sagte das Mädchen: „Liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder suchen."

Nun nahm es die zwölf Hemden und ging fort und geradezu in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" und erstaunte,

daß sie so schön war, königliche Kleider trug und einen Stern auf der Stirne hatte. — Da antwortete sie: „Ich bin eine Königstochter und suche meine zwölf Brüder und will gehen, soweit der Himmel blau ist, bis ich sie finde." Sie zeigte ihm auch die zwölf Hemden, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war und sprach: „Ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder." Und sie fing an zu weinen vor Freude, und Benjamin auch, und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da, wir hatten verabredet, daß ein jedes Mädchen, daß uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten." — Da sagte sie: „Ich will gerne sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann." — „Nein," antwortete er, „du sollst nicht sterben, setze dich unter diese Bütte, bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden." Also tat sie; und wie es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd, und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tische saßen und aßen, fragten sie: „Was gibt's Neues?" — Sprach Benjamin: „Wißt ihr nichts?" — „Nein," antworteten sie. — Sprach er weiter: „Ihr seid im Walde gewesen, und ich bin daheim geblieben, und weiß doch mehr als ihr." — „So erzähle uns," riefen sie. — Antwortete er: „Versprecht ihr mir auch, daß das erste Mädchen, das uns begegnet, nicht soll getötet werden?" — „Ja," riefen sie alle, „das soll Gnade haben, erzähl uns nur." — Da sprach er: „Unsere Schwester ist da," und hub die Bütte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern, mit dem goldenen Stern auf der Stirne, und war so schön, zart und fein. Da freueten sie sich alle, fielen ihr um den Hals und küßten sie und hatten sie vom Herzen lieb.

Nun blieb sie bei Benjamin zu Haus und half ihm in der Arbeit. Die elfe zogen in den Wald, fingen Gewild, Rehe, Vögel und Täuberchen, damit sie zu essen hatten, und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde.

Sie ſuchte das Holz zum Kochen und die Kräuter zum Gemüs, und ſtellte die Töpfe ans Feuer, alſo daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elfe kamen. Sie hielt auch ſonſt Ordnung im Häuschen, und deckte die Bettlein hübſch weiß und rein, und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beiden daheim eine ſchöne Koſt zurecht gemacht, und wie ſie nun alle beiſammen waren, ſetzten ſie ſich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein kleines Gärtchen an dem verwünſchten Häuschen, darin ſtanden zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt; nun wollte ſie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem aufs Eſſen eine zu ſchenken. Wie ſie aber die Blumen abgebrochen hatte, in demſelben Augenblick waren die zwölf Brüder in zwölf Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Haus mit dem Garten war auch verſchwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in dem wilden Wald, und wie es ſich umſah, ſo ſtand eine alte Frau neben ihm, die ſprach: „Mein Kind, was haſt du angefangen? Warum haſt du die zwölf weißen Blumen nicht ſtehen laſſen? Das waren deine Brüder, die ſind nun auf immer in Raben verwandelt?“ — Das Mädchen ſprach weinend: „Iſt denn kein Mittel, ſie zu erlöſen?“ — „Nein,“ ſagte die Alte, „es iſt keins auf der ganzen Welt als eins, das iſt aber ſo ſchwer, daß du ſie damit nicht befreien wirſt, denn du mußt ſieben Jahre ſtumm ſein, darfſt nicht ſprechen und nicht lachen, und ſprichſt du ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde an den ſieben Jahren, ſo iſt alles umſonſt, und deine Brüder werden von dem einen Wort getötet.“

Da ſprach das Mädchen in ſeinem Herzen: „Ich weiß gewiß, daß ich meine Brüder erlöſe,“ und ging und ſuchte einen hohen Baum, ſetzte ſich darauf und ſpann, und ſprach nicht und lachte nicht. Nun trug's ſich zu, daß ein König in dem Walde jagte, der hatte einen großen Windhund,

der lief zu dem Baum, wo das Mädchen darauf saß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und sah die schöne Königstochter mit dem goldenen Stern auf der Stirne, und war so entzückt über ihre Schönheit, daß er ihr zurief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopf. Da stieg er selbst auf den Baum, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd und führte sie heim. Da ward die Hochzeit mit großer Pracht und Freude gefeiert: aber die Braut sprach nicht und lachte nicht. Als sie ein paar Jahre miteinander vergnügt gelebt hatten, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu verleumden und sprach zum König: „Es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du dir mitgebracht hast, wer weiß, was für gottlose Streiche sie heimlich treibt. Wenn sie stumm ist und nicht sprechen kann, so könnte sie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen." Der König wollte zuerst nicht daran glauben, aber die Alte trieb es so lange und beschuldigte sie so viel böser Dinge, daß der König sich endlich überreden ließ und sie zum Tod verurteilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin sollte sie verbrannt werden. Und der König stand oben am Fenster und sah mit weinenden Augen zu, weil er sie noch immer so lieb hatte. Und als sie schon an den Pfahl festgebunden war und das Feuer an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte, da war eben der letzte Augenblick von den sieben Jahren verflossen. Da ließ sich in der Luft ein Geschwirr hören, und zwölf Raben kamen herangezogen und senkten sich nieder: und wie sie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die sie erlöst hatte. Sie rissen das Feuer auseinander, löschten die Flammen, machten ihre liebe Schwester frei, und küßten und herzten sie. Nun aber, da sie ihren Mund auftun und reden durfte, erzählte sie dem Könige, warum sie stumm gewesen wäre und niemals gelacht hätte. Der König freute sich, als er hörte, daß sie

unſchuldig war, und ſie lebten nun alle zuſammen in Einigkeit bis an ihren Tod. Die böſe Stiefmutter ward vor Gericht geſtellt und in ein Faß geſteckt, das mit ſiedendem Öl und giftigen Schlangen angefüllt war, und ſtarb eines böſen Todes.

Brüderchen und Schweſterchen

Brüderchen nahm ſein Schweſterchen an der Hand und ſprach: „Seit die Mutter tot iſt, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter ſchlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, ſtößt ſie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkruſten, die übrig bleiben, ſind unſere Speiſe, und dem Hündlein unter dem Tiſch geht's beſſer: dem wirft ſie doch manchmal einen guten Biſſen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unſere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen." Sie gingen den ganzen Tag über Wieſen, Felder und Steine, und wenn es regnete, ſprach das Schweſterchen: „Gott und unſere Herzen die weinen zuſammen!" Abends kamen ſie in einen großen

Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauschen." Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brünnlein im Walde verwünscht. Als sie nun einen Brunnen fanden, der so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken, aber das Schwesterchen hörte, wie er im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger, wer aus mir trinkt, wird ein Tiger." — Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich." Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle." Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf, wer aus mir trinkt, wird ein Wolf." — Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich." — Das Brüderchen trank nicht, und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß." Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh, wer aus mir trinkt, wird ein Reh." — Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort." Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem

Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen." Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals, und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter, und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: „Hier können wir bleiben und wohnen." Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Es trug sich aber zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach," sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr aushalten," und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber," sprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: mein Schwesterlein, laß mich herein. Und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Türlein nicht auf." Nun sprang das Rehchen

hinaus, und war ihm so wohl und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein." Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhete sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das ho, ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe, und sprach: „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus." Das Schwesterchen öffnete ihm die Türe und sprach: „Aber zum Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen." Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein," und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden."

Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein

im Wald und bin verlassen von aller Welt. Ich laß dich nicht hinaus." — „So sterb ich dir hier vor Betrübnis," antwortete das Rehchen, „wenn ich das Hifthorn höre, so mein ich, ich müßt aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide tut." Sobald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein." Da ging die Tür auf, und der König trat herein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann herein kam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?" — „Ach ja," antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht." Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, so lange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen." Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß

ſie ſo glücklich waren und es ihnen ſo wohlging, da wurden Neid und Mißgunſt in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und ſie hatte keinen andern Gedanken, als wie ſie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht, und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und ſprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.“ — „Sei nur ſtill,“ ſagte die Alte und ſprach ſie zufrieden, „wenn's Zeit iſt, will ich ſchon bei der Hand ſein.“ Als nun die Zeit herangerückt war, und die Königin ein ſchönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Geſtalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag und ſprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad iſt fertig, das wird Euch wohl tun und friſche Kräfte geben, geſchwind, eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, ſie trugen die ſchwache Königin in die Badeſtube und legten ſie in die Wanne. Dann ſchloſſen ſie die Tür ab und liefen davon. In der Badeſtube aber hatten ſie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die ſchöne junge Königin bald erſticken mußte.

Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, ſetzte ihr eine Haube auf und legte ſie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Geſtalt und das Anſehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte ſie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte ſie ſich auf die Seite legen, wo ſie kein Auge hatte. Am Abend, als er heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er ſich herzlich, und wollte ans Bett ſeiner lieben Frau gehen und ſehen, was ſie machte. Da rief die Alte geſchwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht ſehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falſche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles ſchlief, da ſah die Kinderfrau, die in der Kinderſtube neben der Wiege ſaß

und allein noch wachte, wie die Türe aufging, und die rechte Königin herein trat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Türe hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen." So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr."

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr."

Und pflegte dann des Kindes wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr."

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein, als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau," und hatte in dem Augenblicke durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte

sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib

fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein." Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!" sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es verdienen; hinaus mit der Küchenmagd." Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!" riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles erfinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es Aschenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte? „Schöne Kleider," sagte die eine, „Perlen und Edelsteine," die zweite. — „Aber du, Aschenputtel," sprach er, „was willst du haben?" — „Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis

und ſtieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was ſie ſich gewünſcht hatten, und dem Aſchenputtel gab er das Reis von dem Haſelbuſch. Aſchenputtel dankte ihm, ging zu ſeiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte ſo ſehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begoſſen. Es wuchs aber und ward ein ſchöner Baum. Aſchenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunſch ausſprach, ſo warf ihm das Vöglein herab, was es ſich gewünſcht hatte.

Es begab ſich aber, daß der König ein Feſt anſtellte, das drei Tage dauern ſollte und wozu alle ſchönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit ſich ſein Sohn eine Braut ausſuchen möchte. Die zwei Stiefſchweſtern, als ſie hörten, daß ſie auch dabei erſcheinen ſollten, waren guter Dinge, riefen Aſchenputtel und ſprachen: „Kämm uns die Haare, bürſte uns die Schuhe und mache uns die Schnallen feſt, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß.“ Aſchenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, ſie möchte es ihm erlauben. „Du, Aſchenputtel,“ ſprach ſie, „biſt voll Staub und Schmutz und willſt zur Hochzeit? Du haſt keine Kleider und Schuhe und willſt tanzen!“ Als es aber mit Bitten anhielt, ſprach ſie endlich, „da habe ich dir eine Schüſſel Linſen in die Aſche geſchüttet, wenn du die Linſen in zwei Stunden wieder ausgeleſen haſt, ſo ſollſt du mitgehen.“ Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir leſen,

Die guten ins Töpfchen,
die ſchlechten ins Kröpfchen.“

Da kamen zum Küchenfenſter zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich ſchwirrten und ſchwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein und ließen ſich um die Aſche nieder. Und die Täubchen nickten mit

den Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen: du wirst nur ausgelacht." — Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen," und dachte: „Das kann es ja nimmermehr." Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

Die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen."

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein, und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir alles nichts; du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich."

D. P.

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin."

Es tanzte bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich," denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam und sagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „Sollte es Aschenputtel sein," und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzwei schlagen konnte. Aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen. Da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach:

„Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich."

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab, als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der

Hochzeit erſchien, erſtaunte jedermann über ſeine Schönheit. Der Königsſohn aber hatte gewartet bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, ſprach er: „Das iſt meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königsſohn ging ihm nach und wollte ſehen, in welches Haus es ging: aber es ſprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin ſtand ein ſchöner großer Baum, an dem die herrlichſten Birnen hingen, es kletterte ſo behend wie ein Eichhörnchen zwiſchen die Äſte, und der Königsſohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber bis der Vater kam und ſprach zu ihm: „Das fremde Mädchen iſt mir entwiſcht, und ich glaube, es iſt auf den Birnbaum geſprungen.“ Der Vater dachte: „Sollte es Aſchenputtel ſein,“ ließ ſich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als ſie in die Küche kamen, lag Aſchenputtel da in der Aſche, wie ſonſt auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgeſprungen, hatte dem Vogel auf dem Haſelbäumchen die ſchönen Kleider wieder gebracht und ſein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schweſtern fort waren, ging Aſchenputtel wieder zu ſeiner Mutter Grab und ſprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel dich und ſchüttel dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war ſo prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten ſie alle nicht, was ſie vor Verwunderung ſagen ſollten. Der Königsſohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, ſprach er: „Das iſt meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Aſchenputtel fort, und der Königsſohn wollte es begleiten, aber es entſprang ihm ſo geſchwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königsſohn hatte aber eine Liſt gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech

bestreichen lassen. Da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab; wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut ist im Schuck (Schuh):
Der Schuck ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch daheim."

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester solle den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab. Wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck:
Der Schuck iſt zu klein,
die rechte Braut ſitzt noch daheim."

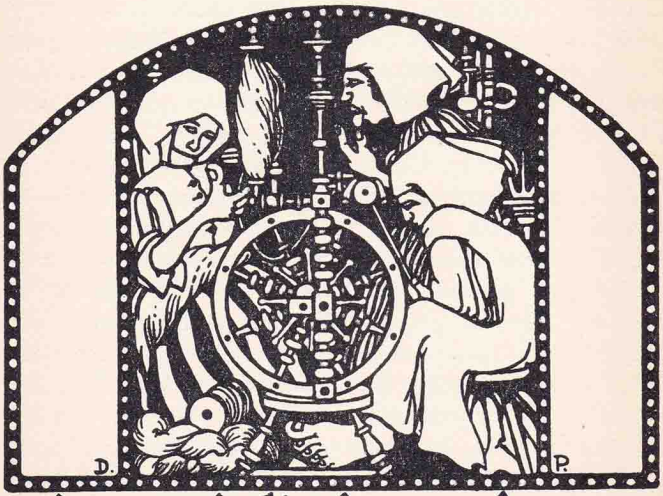
Er blickte nieder auf ihren Fuß und ſah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgeſtiegen war. Da wendete er ſein Pferd und brachte die falſche Braut wieder nach Haus. „Das iſt auch nicht die rechte," ſprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" — „Nein," ſagte der Mann, „nur von meiner verſtorbenen Frau iſt noch ein kleines verbuttetes Aſchenputtel da. Das kann unmöglich die Braut ſein." Der Königsſohn ſprach: er ſollte es heraufſchicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das iſt viel zu ſchmutzig, das darf ſich nicht ſehen laſſen." Er wollte es aber durchaus haben, und Aſchenputtel mußte gerufen werden. Da wuſch es ſich erſt Hände und Angeſicht rein, ging dann hin und neigte ſich vor dem Königsſohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann ſetzte es ſich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem ſchweren Holzſchuh und ſteckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegoſſen. Und als es ſich in die Höhe richtete und der König ihm ins Geſicht ſah, ſo erkannte er das ſchöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das iſt die rechte Braut!" Die Stiefmutter und die beiden Schweſtern erſchraken und wurden bleich vor Ärger. Er aber nahm Aſchenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

„Rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck:
Der Schuck iſt nicht zu klein,
die rechte Braut, die führt er heim."

Und als ſie das gerufen hatten, kamen ſie beide herabgeflogen und ſetzten ſich dem Aſchenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da ſitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königsſohn ſollte gehalten werden, kamen die falſchen Schweſtern, wollten ſich einſchmeicheln

und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite. Da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als sie herausgingen, war die älteste zur linken und die jüngste zur rechten. Da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.



Die Drei Spinnerinnen

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht spinnen, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei, und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schlüge, daß man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da schämte sich die Frau, daß sie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren

ſollte und ſprach: „Ich kann ſie nicht vom Spinnen abbringen, ſie will immer und ewig ſpinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeiſchaffen.“ — Da antwortete die Königin: „Ich höre nichts lieber als ſpinnen, und bin nicht vergnügter, als wenn die Räder ſchnurren. Gebt mir eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da ſoll ſie ſpinnen ſo viel ſie Luſt hat.“ Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als ſie ins Schloß gekommen waren, führte ſie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom ſchönſten Flachs. „Nun ſpinn mir dieſen Flachs,“ ſprach ſie, „und wenn du es fertig bringſt, ſo ſollſt du meinen älteſten Sohn zum Gemahl haben; biſt du gleich arm, ſo acht ich nicht darauf, dein unverdroßner Fleiß iſt Ausſtattung genug.“ Das Mädchen erſchrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht ſpinnen, und wär's dreihundert Jahr alt geworden, und hätte jeden Tag vom Morgen bis zum Abend dabei geſeſſen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen und ſaß ſo drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin, und als ſie ſah, daß noch nichts geſponnen war, verwunderte ſie ſich, aber das Mädchen entſchuldigte ſich damit, daß es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus ſeiner Mutter Hauſe noch nicht hätte anfangen können. Das ließ ſich die Königin gefallen, ſagte aber beim Weggehen: „Morgen mußt du mir anfangen zu arbeiten.“

Als das Mädchen wieder allein war, wußte es ſich nicht mehr zu raten und zu helfen, und trat in ſeiner Betrübnis vor das Fenſter. Da ſah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erſte einen breiten Platſchfuß, die zweite hatte eine ſo große Unterlippe, daß ſie über das Kinn herunterhing, und die dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenſter ſtehen, ſchauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen ſeine Not, da trugen ſie ihm ihre Hilfe an und ſprachen: „Willſt du uns zur Hochzeit einladen, dich unſer nicht zu ſchämen und uns deine

Basen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen und das in kurzer Zeit." — „Von Herzen gern," antwortete es, „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an." Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die eine zog den Faden und trat das Rad, die andere netzte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch, und so oft sie schlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war aufs feinste gesponnen. Vor der Königin verbarg sie die drei Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß diese des Lobes kein Ende fand. Als die erste Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abschied und sagten zum Mädchen: „Vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dein Glück sein."

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme und lobte sie gewaltig. „Ich habe drei Basen," sprach das Mädchen, „und da sie mir viel Gutes getan haben, so wollte ich sie nicht gern in meinem Glück vergessen; erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade und daß sie mit an dem Tisch sitzen." Die Königin und der Bräutigam sprachen: „Warum sollen wir das nicht erlauben?" Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Basen." — „Ach," sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der garstigen Freundschaft?" Darauf ging er zu der einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „Wovon habt Ihr einen solchen breiten Fuß?" — „Vom Treten," antwortete sie, „vom Treten." Da ging der Bräutigam zur zweiten und sprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?" — „Vom Lecken," antwortete sie, „vom Lecken." Da fragte er die dritte: „Wovon

habt Ihr den breiten Daumen?" — „Vom Faden drehen," antwortete sie, „vom Faden drehen." Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren." Damit war sie das böse Flachsspinnen los.

Hänsel und Gretel

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?" — „Weißt du was, Mann," antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dichsten ist. Da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen

Brot, dann gehen wir an unſere Arbeit und laſſen ſie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Hauſe und wir ſind ſie los." — „Nein, Frau," ſagte der Mann, „das tue ich nicht; wie ſollt ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu laſſen, die wilden Tiere würden bald kommen und ſie zerreißen." — „O du Narr," ſagte ſie, „dann müſſen wir alle viere hungers ſterben, du kannſt nur die Bretter für die Särge hobeln," und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch," ſagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einſchlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater geſagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und ſprach zu Hänſel: „Nun iſt's um uns geſchehen." — „Still, Gretel," ſprach Hänſel, „gräme dich nicht, ich will uns ſchon helfen." Und als die Alten eingeſchlafen waren, ſtand er auf, zog ſein Röcklein an, machte die Untertüre auf und ſchlich ſich hinaus. Da ſchien der Mond ganz helle, und die weißen Kieſelſteine, die vor dem Hauſe lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänſel bückte ſich und ſteckte ſo viel in ſein Rocktäſchlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, ſprach zu Gretel: „Sei getroſt, liebes Schweſterchen, und ſchlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlaſſen," und legte ſich wieder in ſein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam ſchon die Frau und weckte die beiden Kinder, „ſteht auf, ihr Faulenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab ſie jedem ein Stückchen Brot und ſprach: „Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänſel die Steine in der Taſche hatte. Danach machten ſie ſich alle zuſammen auf den Weg nach dem Wald. Als ſie ein Weilchen gegangen waren, ſtand Hänſel ſtill und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater ſprach: „Hänſel, was guckſt du da und bleibſt zurück, hab acht und vergiß deine

Beine nicht." — „Ach, Vater," sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen." Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert." Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab."

Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!" Hänsel aber tröstete sie, „wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden." Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen." Der Vater aber freute sich,

denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns." Dem Mann fiel's schwer aufs Herz und er dachte: „Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest." Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt muß auch B sagen, und weil er das erste Mal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen, wie das vorige Mal, aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht hinaus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen."

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Wald bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. „Hänsel, was stehst du und guckst dich um," sagte der Vater, „geh deiner Wege." — „Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir Ade sagen," antwortete Hänsel. „Narr," sagte die Frau, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint." Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr

ein wenig ſchlafen. Wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig ſind, kommen wir und holen euch ab." Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänſel, der ſein Stück auf den Weg geſtreut hatte. Dann ſchliefen ſie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erſt in der finſtern Nacht, und Hänſel tröſtete ſein Schweſterchen und ſagte: „Wart nur Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein ſehen, die ich ausgeſtreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus." Als der Mond kam, machten ſie ſich auf, aber ſie fanden kein Bröcklein mehr, denn die viel tauſend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten ſie weggepickt. Hänſel ſagte zu Gretel: „Wir werden den Weg ſchon finden," aber ſie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber ſie kamen aus dem Wald nicht heraus, und waren ſo hungrig, denn ſie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde ſtanden. Und weil ſie ſo müde waren, daß die Beine ſie nicht mehr tragen wollten, ſo legten ſie ſich unter einen Baum und ſchliefen ein.

Nun war's ſchon der dritte Morgen, daß ſie ihres Vaters Haus verlaſſen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber ſie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, ſo mußten ſie verſchmachten. Als es Mittag war, ſahen ſie ein ſchönes ſchneeweißes Vöglein auf einem Aſt ſitzen, das ſang ſo ſchön, daß ſie ſtehen blieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, ſchwang es ſeine Flügel und flog vor ihnen her, und ſie gingen ihm nach, bis ſie zu einem Häuschen gelangten, auf deſſen Dach es ſich ſetzte, und als ſie ganz nah herankamen, ſo ſahen ſie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenſter waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns dran machen," ſprach Hänſel, „und eine geſegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach eſſen, Gretel, du kannſt vom Fenſter eſſen, das ſchmeckt ſüß." Hänſel reichte in die Höhe und brach ſich ein wenig vom Dach ab, um

zu verſuchen, wie es ſchmeckte, und Gretel ſtellte ſich an die Scheiben und knuperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus:

„Knuper, knuper, kneischen,
wer knupert an meinem Häuschen?"

die Kinder antworteten:

„Der Wind, der Wind,
das himmliſche Kind,"

und aßen weiter, ohne ſich irre machen zu laſſen. Hänſel, dem das Dach ſehr gut ſchmeckte, riß ſich ein großes Stück davon herunter, und Gretel ſtieß eine ganze runde Fenſterſcheibe heraus, ſetzte ſich nieder und tat ſich wohl damit. Da ging auf einmal die Türe auf, und eine ſteinalte Frau, die ſich auf eine Krücke ſtützte, kam herausgeſchlichen. Hänſel und Gretel erſchraken ſo gewaltig, daß ſie fallen ließen, was ſie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und ſprach: „Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierher gebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geſchieht euch kein Leid." Sie faßte beide an der Hand und führte ſie in ihr Häuschen. Da ward gutes Eſſen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfel und Nüſſe. Hernach wurden zwei ſchöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänſel und Gretel legten ſich hinein und meinten, ſie wären im Himmel.

Die Alte hatte ſich nur ſo freundlich angeſtellt, ſie war aber eine böſe Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um ſie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, ſo machte ſie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Feſttag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit ſehen, aber ſie haben eine feine Witterung, wie die Tiere, und merken's, wenn Menſchen herankommen. Als Hänſel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte ſie boshaft und ſprach höhniſch: „Die habe ich, die ſollen mir nicht wieder entwiſchen." Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, ſtand ſie ſchon auf, und als ſie beide ſo lieblich ruhen ſah, mit den vollen roten Backen, ſo mur-

melte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Bissen werden." Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertüre ein. Er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen." Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist." Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen, und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da übernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel," rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trag Wasser. Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen." Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch," rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben." — „Spar nur dein Geplärre," sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts."

Frühmorgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen," sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlugen. „Kriech hinein," sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen

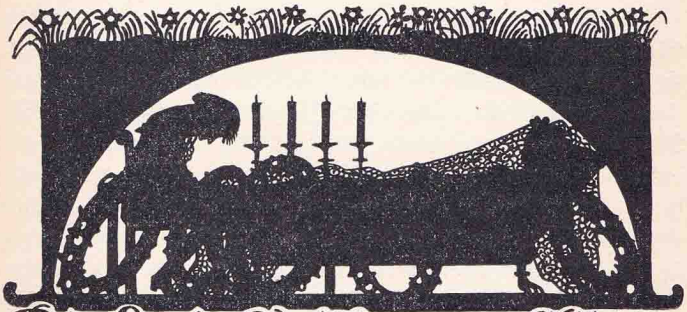
zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch aufessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte und sprach: „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?" — „Dumme Gans," sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein," krabbelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot." Da sprang Hänsel heraus, wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine," sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen," und füllte sich sein Schürzchen voll. — „Aber jetzt wollen wir fort," sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwald herauskommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber," sprach Hänsel, „ich seh keinen Steg und keine Brücke." — „Hier fährt auch kein Schiffchen," antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber." Da rief sie:

„Entchen, Entchen,
da steht Gretel und Hänsel.
Kein Steg und keine Brücke,
nimm uns auf deinen weißen Rücken."

Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen sich zu ihm zu setzen. „Nein," antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns

nacheinander hinüber bringen." Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttelte sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen. Mein Märchen ist aus, dort lauft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.



Die drei Schlangenblätter

Es war einmal ein armer Mann, der konnte seinen einzigen Sohn nicht mehr ernähren. Da sprach der Sohn: „Lieber Vater, es geht Euch so kümmerlich, ich falle Euch zur Last, lieber will ich selbst fortgehen und sehen, wie ich mein Brot verdiene." Da gab ihm der Vater seinen Segen und nahm mit großer Trauer von ihm Abschied. Zu dieser Zeit führte der König eines mächtigen Reichs Krieg, der Jüngling nahm Dienste bei ihm und zog mit ins Feld. Und als er

vor den Feind kam, so ward eine Schlacht geliefert, und es war große Gefahr und regnete blaue Bohnen, daß seine Kameraden von allen Seiten niederfielen. Und als auch der Anführer blieb, so wollten die übrigen die Flucht ergreifen, aber der Jüngling trat heraus, sprach ihnen Mut zu und rief: „Wir wollen unser Vaterland nicht zugrunde gehen lassen." Da folgten ihm die andern, und er drang ein und schlug den Feind. Der König, als er hörte, daß er ihm allein den Sieg zu danken habe, erhob ihn über alle andern, gab ihm große Schätze und machte ihn zum Ersten in seinem Reich.

Der König hatte eine Tochter, die war sehr schön, aber sie war auch sehr wunderlich. Sie hatte das Gelübde getan, keinen zum Herrn und Gemahl zu nehmen, der nicht verspräche, wenn sie zuerst stürbe, sich lebendig mit ihr begraben zu lassen. „Hat er mich von Herzen lieb," sagte sie, „wozu dient ihm dann noch das Leben?" Dagegen wollte sie ein Gleiches tun, und wenn er zuerst stürbe, mit ihm in das Grab steigen. Dieses seltsame Gelübde hatte bis jetzt alle Freier abgeschreckt, aber der Jüngling wurde von ihrer Schönheit so eingenommen, daß er auf nichts achtete, sondern bei ihrem Vater um sie anhielt. „Weißt du auch," sprach der König, „was du versprechen mußt?" — „Ich muß mit ihr in das Grab gehen," antwortete er, „wenn ich sie überlebe, aber meine Liebe ist so groß, daß ich der Gefahr nicht achte." Da willigte der König ein, und die Hochzeit ward mit großer Pracht gefeiert.

Nun lebten sie eine Zeitlang glücklich und vergnügt miteinander, da geschah es, daß die junge Königin in eine schwere Krankheit fiel und kein Arzt ihr helfen konnte. Und als sie tot da lag, da erinnerte sich der junge König, was er hatte versprechen müssen, und es grauste ihm davor, sich lebendig in das Grab zu legen, aber es war kein Ausweg. Der König hatte alle Tore mit Wachen besetzen lassen, und es war nicht möglich dem Schicksal zu entgehen. Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigesetzt

wurde, da ward er mit hinabgeführt, und dann das Tor verriegelt und verschlossen.

Neben dem Sarg stand ein Tisch, darauf vier Lichter, vier Laibe Brot und vier Flaschen Wein. Sobald dieser Vorrat zu Ende ging, mußte er verschmachten. Nun saß er da voll Schmerz und Trauer, aß jeden Tag nur ein Bißlein Brot, trank nur einen Schluck Wein, und sah doch, wie der Tod immer näher rückte. Indem er so vor sich hinstarrte, sah er aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, sie käme, um daran zu nagen, zog er sein Schwert und sprach: „Solange ich lebe, sollst du sie nicht anrühren," und hieb sie in drei Stücke. Über ein Weilchen kroch eine zweite Schlange aus der Ecke hervor, als sie aber die andere tot und zerstückt liegen sah, ging sie zurück, kam bald wieder und hatte drei grüne Blätter im Munde. Dann nahm sie die drei Stücke von der Schlange, legte sie, wie sie zusammen gehörten, und tat auf jede Wunde eins von den Blättern. Alsbald fügte sich das Getrennte aneinander, die Schlange regte sich und ward wieder lebendig, und beide eilten miteinander fort. Die Blätter blieben auf der Erde liegen, und dem Unglücklichen, der alles mit angesehen hatte, kam es in die Gedanken, ob nicht die wunderbare Kraft der Blätter, welche die Schlange wieder lebendig gemacht hatte, auch einem Menschen helfen könnte. Er hob also die Blätter auf und legte eins davon auf den Mund der Toten, die beiden andern auf ihre Augen. Und kaum war es geschehen, so bewegte sich das Blut in den Adern, stieg in das bleiche Angesicht und rötete es wieder. Da zog sie Atem, schlug die Augen auf und sprach: „Ach Gott, wo bin ich?" — „Du bist bei mir, liebe Frau," antwortete er, und erzählte ihr, wie alles gekommen war und er sie wieder ins Leben erweckt hatte. Dann reichte er ihr etwas Wein und Brot, und als sie wieder zu Kräften gekommen war, erhob sie sich, und sie gingen zu der Türe und klopften und riefen so laut, daß es die Wachen hörten und dem König meldeten. Der König

kam selbst herab und öffnete die Türe, da fand er beide frisch und gesund und freute sich mit ihnen, daß nun alle Not überstanden war. Die drei Schlangenblätter aber nahm der junge König mit, gab sie einem Diener und sprach: „Verwahr' sie mir sorgfältig und trag sie zu jeder Zeit bei dir, wer weiß, in welcher Not sie uns noch helfen können."

Es war aber in der Frau, nachdem sie wieder ins Leben war erweckt worden, eine Veränderung vorgegangen. Es war als ob alle Liebe zu ihrem Manne aus ihrem Herzen gewichen wäre. Als er nach einiger Zeit eine Fahrt zu seinem alten Vater über das Meer machen wollte und sie auf ein Schiff gestiegen waren, so vergaß sie die große Liebe und Treue, die er ihr bewiesen und womit er sie vom Tode gerettet hatte, und faßte eine böse Neigung zu dem Schiffer. Und als der junge König einmal da lag und schlief, rief sie den Schiffer herbei und faßte den Schlafenden am Kopfe, und der Schiffer mußte ihn an den Füßen fassen, und so warfen sie ihn hinab ins Meer. Als die Schandtat vollbracht war, sprach sie zu ihm: „Nun laß uns heimkehren und sagen, er sei unterwegs gestorben. Ich will dich schon bei meinem Vater so herausstreichen und rühmen, daß er mich mit dir vermählt und dich zum Erben seiner Krone einsetzt." Aber der treue Diener, der alles mit angesehen hatte, machte unbemerkt ein kleines Schifflein von dem großen los, setzte sich hinein, schiffte seinem Herrn nach und ließ die Verräter fortfahren. Er fischte den Toten wieder auf, und mit Hilfe der drei Schlangenblätter, die er bei sich trug und auf die Augen und den Mund legte, brachte er ihn glücklich wieder ins Leben.

Sie ruderten beide aus allen Kräften Tag und Nacht, und ihr kleines Schiff flog so schnell dahin, daß sie früher als das andere bei dem alten Könige anlangten. Er verwunderte sich, als er sie allein kommen sah und fragte, was ihnen begegnet wäre. Als er die Bosheit seiner Tochter vernahm, sprach er: „Ich kann's nicht glauben, daß sie so schlecht gehandelt hat, aber die Wahrheit wird bald an den

Tag kommen," und hieß beide in eine verborgene Kammer gehen und sich vor jedermann heimlich halten. Bald hernach kam das große Schiff herangefahren, und die gottlose Frau erschien vor ihrem Vater mit einer betrübten Miene. Er sprach: „Warum kehrst du allein zurück? Wo ist dein Mann?" — „Ach, lieber Vater," antwortete sie, „ich komme in großer Trauer wieder heim, mein Mann ist während der Fahrt plötzlich erkrankt und gestorben, und wenn der gute Schiffer mir nicht Beistand geleistet hätte, so wäre es mir schlimm ergangen; er ist bei seinem Tode zugegen gewesen und kann Euch alles erzählen." Der König sprach: „Ich will den Toten wieder lebendig machen," und öffnete die Kammer, und hieß die beiden herausgehen. Die Frau, als sie ihren Mann erblickte, war wie vom Donner gerührt, sank auf die Knie und bat um Gnade. Der König sprach: „Da ist keine Gnade, er war bereit mit dir zu sterben und hat dir dein Leben wiedergegeben, du aber hast ihn im Schlaf umgebracht und sollst deinen verdienten Lohn empfangen." Da ward sie mit ihrem Helfershelfer in ein durchlöchertes Schiff gesetzt und hinaus ins Meer getrieben, wo sie bald in den Wellen versanken.

Der Jude im Dorn

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine

saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte: „Das ist das gescheitste, so spare ich etwas und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst." Der Knecht schwieg auch still, tat das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach: „Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir, was mir von Rechts wegen zukommt; ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen." Da antwortete der Geizhals: „Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnet werden," griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf. „Da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herrn empfangen hättest." Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: „Nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen."

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüber kam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: „Wo hinaus, Bruder Lustig? Ich sehe, du trägst nicht schwer an deinen Sorgen." — „Was soll ich traurig sein," antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche." — „Wieviel ist denn deines Schatzes?" fragte ihn das Männchen. „Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt." — „Höre," sagte der Zwerg, „ich bin ein armer bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller; ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen." Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte

er ihm seine drei Heller und sprach: „In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen." Da sprach das Männchen: „Weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen." — „Aha," sprach der Knecht, „du bist einer, der blau pfeifen kann. Wohlan, wenn's doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziele; zweitens eine Fidel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört; und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, so darf er sie nicht abschlagen." — „Das sollst du alles haben," sprach das Männchen, griff in den Busch und, denk einer, da lag schon Fidel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach: „Was du dir immer erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir's abschlagen."

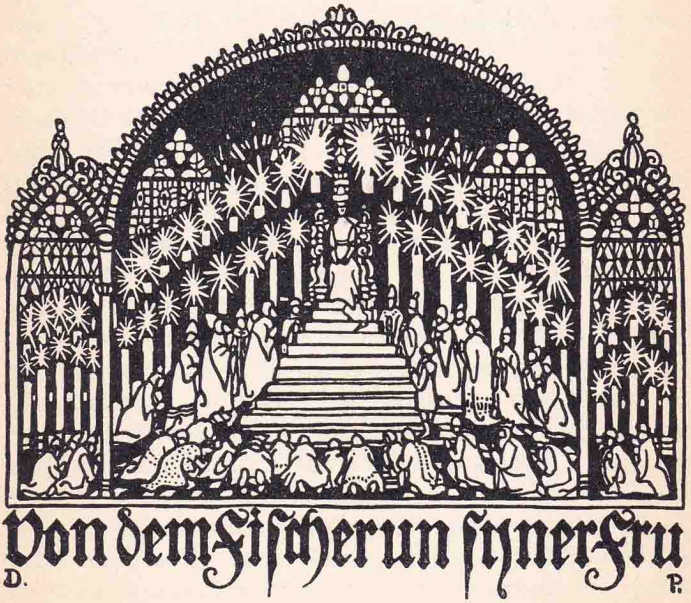
„Herz, was begehrst du nun?" sprach der Knecht zu sich selber und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. „Gottes Wunder!" rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! Wenn's doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!" — „Wenn's weiter nichts ist," sprach der Knecht, „der Vogel soll bald herunter sein," legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh, Spitzbub," sagte er zum Juden, „und hol dir den Vogel heraus." — „Mein," sprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel auflesen, weil Ihr ihn doch einmal getroffen habt," legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fidel nahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an, die Beine zu heben und in die Höhe zu springen; und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und stachen und

zwickten ihn am ganzen Leib. „Mein," rief der Jude, „was soll mir das Geigen! Laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen." Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: „Du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen," und fing von neuem an zu zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte, und die Fetzen von seinem Rock an den Stacheln hängen blieben. „Au weih geschrien!" rief der Jude, „geb ich doch dem Herrn, was Er verlangt, wenn Er nur das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold." — „Wenn du so spendabel bist," sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat;" nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still, bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war; dann schrie er aus Leibeskräften: „Du miserabler Musikant, du Bierfiedler, wart, wenn ich dich allein erwische! Ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst; du Lump, steck einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist," und schimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er sich damit etwas zugute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geschrien! Seht, wie mich auf offener Landstraße ein gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat; ein Stein auf dem Erdboden möcht sich erbarmen; die Kleider zerfetzt! der Leib zerstochen und zerkratzt! mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen! lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere; um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen." Sprach der Richter: „War's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?" — „Gott bewahr!" sagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Bösewicht ist leicht zu erkennen." Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit

Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde sagte er: „Ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte." — „Gott bewahr!" schrie der Jude, „der greift zu Lügen wie Fliegen an der Wand." Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach: „Das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude," und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu: „Du Bärenhäuter, du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn." Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter: „Gewährt mir noch eine Bitte, eh ich sterbe." — „Ja," sprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bittest." — „Nicht ums Leben," entwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guterletzt noch einmal auf meiner Geige spielen." Der Jude erhob ein Zetergeschrei: „Um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht." Allein der Richter sprach: „Warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen; es ist ihm zugestanden, und dabei soll es sein Bewenden haben." Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: „Au weih! au weih! Bindet mich an, bindet mich fest!" Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber, und die Gerichtsdiener; und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden festbinden wollte; beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig; bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander; sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf

die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfingen, jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem: „Ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte: „Spitzbube, jetzt gesteh, wo du das Geld her hast, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.“ — „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,“ schrie er, „du aber hast's redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.



Von dem Fischer un syner Fru

D. P.

Dar wöör maal eens en Fischer un syne Fru, de waanden tosamen in'n Pißputt, dicht an der See, un de Fischer güng alle Dage hen un angeld; un he angeld un angeld.

So ſeet he ook eens by de Angel un ſeeg jümmer in das blanke Water henin: un he ſeet un ſeet.

Do güng de Angel to Grund, deep ünner, un as he ſe heruphaald, ſo haald he enen grooten Butt heruut. Do ſäd de Butt to em: „Hör mal, Fiſcher, ik bidd dy, laat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün'n verwünſchten Prins. Wat helpt dy dat, dat du my doot maakſt? Ik würr dy doch nich recht ſmecken: ſett my wedder in dat Water un laat my ſwemmen." — „Nu," ſäd de Mann, „du bruukſt nich ſo veel Wöörd to maken, eenen Butt, de ſpreken kann, hadd ik doch wol ſwemmen laten." Mit des ſett't he em wedder in dat blanke Water, do güng de Butt to Grund und leet enen langen Strypen Bloot achter ſik. Do ſtünn de Fiſcher up un güng nach ſyne Fru in'n Pißputt.

„Mann," ſäd de Fru, „heſt du hüüt niks fungen?" — „Ne," ſäd de Mann, „ik füng enen Butt, de ſäd he wöör en verwünſchten Prins, da hebb ik em wedder ſwemmen laten." — „Heſt du dy denn niks wünſchd?" ſäd de Fru. „Ne," ſäd de Mann, „wat ſchull ik my wünſchen?" — „Ach," ſäd de Fru, „dat is doch ämel, hyr man jümmer in'n Pißputt to waanen, dat ſtinkt un is ſo eeklig. Du haddſt uns doch ene lüttje Hütt wünſchen kunnt. Ga noch hen un roop em: ſegg em wy wählt 'ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß." — „Ach," ſäd de Mann, „wat ſchull ik door noch hengaan?" — „J," ſäd de Fru, „du haddſt em doch fungen, un heſt em wedder ſwemmen laten, he dait dat gewiß. Ga glyk hen." De Mann wull noch nicht recht, wull awerſt ſyn Fru ook nicht to weddern ſyn un güng hen na der See.

As he door köhm, wöör de See ganß gröön un geel un goor nich mee ſo blank. So güng he ſtaan un ſäd:

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilſebill
will nich ſo as ik wol will."

Do köhm de Butt anſwemmen un ſäd: „Na, wat will ſe denn?" — „Ach," ſäd de Mann, „ik hebb dy doch fungen

hatt, nu ſäd myn Fru ik hadd my doch wat wünſchen ſchullt. Se mag nich meer in'n Pißputt wanen, ſe wull geern 'ne Hütt." — „Ga man hen," ſäd de Butt, „ſe hett ſe all."

Do güng de Mann hen, un ſyne Fru ſeet nich meer in'n Pißputt, dar ſtünn awerſt ene lüttje Hütt, un ſyne Fru ſeet vor de Döhr up ene Bänk. Do nöhm ſyne Fru em by de Hand un ſäd to em: „Kumm man herin, ſüh, nu is dat doch veel beter." Do güngen ſe henin, un in de Hütt was een lüttjen Dörplatz un ene lüttje herrliche Stuw un Kamer, wo jem eer Beed ſtünn, un Kääk un Spyſekamer, allens up dat beſte mit Geräd̃ſchoppen, un up dat ſchönnſte upgefleyt, Tinntüüg un Miſchen (Meſſing), wat ſik darin höört. Un achter was ook en lüttjen Hof mit Hönern un Aanten, un en lüttjen Goorn mit Grönigkeiten un Aaft (Obſt). „Süh," ſäd de Fru, „is dat nich nett?" — „Ja," ſäd de Mann, „ſo ſchall't blywen, nu wähl wy recht vergnögt lewen." — „Dat wähl wy uns bedenken," ſäd de Fru. Mit des eeten ſe wat un güngen to Bedd.

So güng dat wol 'n acht oder veertein Dag, do ſäd de Fru: „Hör, Mann, de Hütt is ook goor to eng, un de Hof un de Goorn is ſo kleen: de Butt hadd uns ook wol een grötter Huus ſchenken kunnt. Ich much woll in enem grooten ſtenern Slott wanen; ga hen tom Butt, he ſchall uns en Slott ſchenken." — „Ach, Fru," ſäd de Mann, „de Hütt is jo god noog, wat wähl wy in'n Slott wanen." — „I wat, ſäd de Fru, „ga du man hen, de Butt kann dat jümmer doon." — „Ne, Fru," ſäd de Mann, „de Butt hett uns eerſt de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kamen, den Butt much et vördreten." — „Ga doch," ſäd de Fru, „he kann dat recht good un dait dat geern; ga du man hen." Dem Mann wöör ſyn Hart ſo ſwoor, un wull nich; he ſäd by ſik ſülwen: „Dat is nich recht," he güng awerſt doch hen.

As he an de See köhm, wöör dat Water ganz vigelett un dunkelblau un grau un dick, und goor nich meer ſo gröön un geel, doch wöör't noch ſtill. Do güng he ſtaan un ſäd:

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilſebill
will nich ſo as ik wol will."

„Na, wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach," ſäd de Mann half bedröövt, „ſe will in'n groot ſtenern Slott wanen." — „Ga man hen, ſe ſtait vör der Döhr," ſäd de Butt.

Da güng de Mann hen un dachd he wull nach Huus gaan, as he awerſt daar köhm, ſo ſtün door 'n grooten ſtenern Pallaſt, un ſyn Fru ſtünn ewen up de Trepp un wull henin gaan. Do nöhm ſe em by de Hand und ſäd: „Kumm man herein." Mit des güng he mit ehr henin, un in dem Slott wöör ene grote Dehl mit marmelſtenern Aſters (Eſtrich), un dar wören ſo veel Bedeenters, de reten de grooten Dören up, un de Wende wören all blank un mit ſchöne Tapeten, un in de Zimmers luter gollne Stöhl un Diſchen, un kriſtallen Kroonlüchters hüngen an dem Bähn, un ſo wöör dat all de Stuwen und Kamers mit Footdeken; un dat Aeten un de allerbeſte Wyn ſtünn up den Diſchen as wenn ſe breken wullen. Un achter dem Huſe wöör ook'n grooten Hof mit Peerd- un Kohſtall, un Kutſchwagens up dat allerbeſte, ook was door en grooten herrlichen Goorn mit de ſchönnſten Blomen un fyne Aaftbömer, un en Luſtholt wol 'ne halwe Myl lang, door wören Hirſchen un Reh un Haſen drin un allens wat man ſik jümmer wünſchen mag. „Na," ſäd de Fru, „is dat nu nich ſchön?" — „Ach ja", ſäd de Mann, „ſo ſchall't ook blywen, nu wähl wy ook in das ſchöne Slott wanen un wähl tofreden ſyn." — „Dat wähl wy uns bedenken," ſäd de Fru, „un wählen't beſlapen." Mit des güngen ſe to Bedd.

Den annern Morgen waakd de Fru to eerſt up, dat was jüſt Dag, un ſeeg uut jem ehr Bedd dat herrliche Land vör ſik liggen. De Mann reckd ſik noch, do ſtödd ſe em mit dem Ellbagen in de Syd und ſäd: „Mann, ſta up un kyk mal uut dem Fenſter. Süh, kunnen wy nich König warden äwer all düt Land? Ga hen tom Butt, wy wählt König ſyn."

— „Ach, Fru," säd de Mann, „wat wähl wy König syn! Ik mag nich König syn." — „Na," säd de Fru, „wult du nich König syn, so will ik König syn. Ga hen tom Butt, ik will König syn." — „Ach, Fru," säd de Mann, „wat wullst du König syn? dat mag ik em nich seggen." — „Worüm nich?" säd de Fru, „ga stracks hen, ik mutt König syn." Do güng de Mann hen un wöör ganß beträft dat syne Fru König warden wull. „Dat is nich recht un is nich recht," dachd de Mann. He wull nich hen gaan, güng awerst doch hen.

Un as he an de See köhm, do wöör de See ganß swartgrau, un dat Water geerd so von ünnen up un stünk ook ganß fuul. Do güng he staan un säd:

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilsebill
will nich so as ik wol will."

„Na, wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd de Mann, se will König warden." — „Ga man hen, se is't all," säd de Butt.

Do güng de Mann hen, un as he na dem Pallast köhm, so wöör dat Slott veel grötter worren, mit enem grooten Toorn un herrlyken Syrat doran. Un de Schildwacht stünn vor de Döhr, un dar wören so väle Soldaten un Pauken un Trumpeten. Un as he in dat Huus köhm, so wöör allens von purem Marmelsteen mit Gold, un sammtne Deken un groote gollne Quasten. Do güngen de Dören von dem Saal up, door de ganße Hofstaat wöör, un syne Fru seet up enem hogen Troon von Gold und Demant, un hadd ene groote gollne Krone up un den Zepter in der Hand von purem Gold un Edelsteen, un up beyden Syden by ehr stünnen ses Jumpfern in ene Reeg, jümmer ene enen Kops lüttjer as de annere. Do güng he staan un säd: „Ach, Fru, büst du nu König?" — „Ja," säd de Fru, „nu bün ik König." Do stünn he un seeg se an, un as he se do een Flach (eine Zeitlang) so ansehn hadd, säd he: „Ach, Fru, wat lett dat schöön, wenn du König büst! Nu wähl wy ook niks meer

wünſchen." — „Ne, Mann," ſäd de Fru, un wöör ganß unruhig, „myn waart de Tyd un Wyl al lang, ik kann dat nich meer uthollen. Ga hen tom Butt, König bün ik, nu mutt ik ook Kaiſer warden." — „Ach, Fru," ſäd de Mann, „wat wullſt du Kaiſer warden." — „Mann," ſäd ſe, „ga tom Butt, ik will Kaiſer ſyn." — „Ach, Fru," ſäd de Mann, „Kaiſer kann he nich maken, ik mag dem Butt dat nich ſeggen; Kaiſer is man eenmal im Reich: Kaiſer kann de Butt jo nich maken, dat kann un kann he nich." — „Wat," ſäd de Fru, „ik bün König un du büſt man myn Mann, wullt du glyk hengaan? Glyk ga hen, kann he König maken, kann he ook Kaiſer maken, ik will un will Kaiſer ſyn; glyk ga hen." Do muſſd he hengaan. Do de Mann awer hengüng, wöör em ganß bang, un as he ſo güng, dachd he by ſik: „Düt gait un gait nich good: Kaiſer is to uutvörſchaamt, de Butt wart am Ende möd."

Mit des köhm he an de See, do wöör de See noch ganß ſwart und dick und fing al ſo von ünnen up to geeren, dat et ſo Blaſen ſmee un et güng ſo em Keekwind äwer hen, dat et ſik ſo köhrd; un de Mann wurr groen (grauen). Do güng he ſtaan un ſäd:

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilſebill
will nich ſo as ik wol will."

„Na wat will ſe denn?" ſäd de Butt. — „Ach, Butt," ſäd he, „myn Fru will Kaiſer warden." — „Ga man hen," ſäd de Butt, „ſe is't all."

Do güng de Mann hen, un as he door köhm, ſo wöör dat ganße Slott von poleertem Marmelſteen mit albaſternen Figuren un gollnen Zyraten. Dör de Döhr marſcheerden de Soldaten un ſe blöſen Trumpeten un ſlögen Pauken un Trummeln. Awerſt in dem Huſe da güngen de Baronen un Grawen un Herzogen man ſe as Bedeenters herüm; do makten ſe em de Dören up, de von luter Gold wören. Un as he herinköhm, door ſeet ſyne Fru up enen Troon, de wöör

von een Stück Gold, un wöör wol twe Myl hoog. Un hadd ene groote gollne Kroon up, de wöör dre Elen hoch un mit Briljanten un Karfunkelſteen beſett't. In de ene Hand hadde ſe den Zepter un in de annere Hand den Reichsappel, un up beyden Syden by eer Door ſtünnen de Trabanten ſo in twe Regen, jümmer en lüttger as de annere, von dem allergrötteſten Ryſen, de wöör twe Myl hoog, bet to dem allerlüttjeſten Dwaark, de wöör man ſo groot as min lüttje Finger. Un vör ehr ſtünnen ſo vele Fürſten un Herzogen. Door güng de Mann tüſchen ſtaan un ſäd: „Fru, büſt du nu Kaiſer?“ — „Ja,“ ſäd ſe, „ik bün Kaiſer.“ Do güng he ſtaan un beſeeg ſe ſik ſo recht, un as he ſe ſo'n Flach anſehen hadd, ſo ſäd he: „Ach, Fru, watt lett dat ſchöön, wenn du Kaiſer büſt.“ — „Mann,“ ſäd ſe, „wat ſtaiſt du door? Ik bün nu Kaiſer, nu will ik awerſt ook Paabſt warden, ga hen tom Butt.“ — „Ach, Fru,“ ſäd de Mann, „watt wulſt du man nich? Paabſt kannſt du nich warden, Paabſt is man eenmal in der Kriſtenhait, dat kann he doch nik maken.“ — „Mann,“ ſäd ſe, „ik will Paabſt warden, ga glyk hen, ik mutt hüüt noch Paabſt warden.“ — „Ne, Fru,“ ſäd de Mann, „dat mag ik em nich ſeggen, dat gait nich good, dat is to groff, tom Paabſt kann de Butt nich maken.“ — „Mann, wat Snack!“ ſäd de Fru, „kann he Kaiſer maken, kann he ook Paabſt maken. Ga foorts hen, ik bünn Kaiſer un du büſt man myn Mann, wult du wol hengaan?“ Do wurr he bang un güng hen, em wöör awerſt ganß flau, un zitterd un beewd, un de Knee un de Waden flakkerden em. Un dar ſtreek ſo'n Wind ämer dat Land, un de Wolken flögen, as dat düſter wurr gegen Awend. De Bläder waiden von den Bömern, und dat Water güng und bruuſd as kaakd dat, un platſchd an dat Aever, un von feern ſeeg he de Schepen, de ſchöten in der Noot, un danßden un ſprüngen up den Bülgen. Doch wöör de Himmel noch ſo'n bitten blau in de Midd, awerſt an den Syden door toog dat ſo recht rood up as en ſwohr Gewitter. Do güng he recht vörzufft (verzagt) ſtaan in de Angſt un ſäd:

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilſebill
will nich ſo as ik wol will."

„Na, wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach," ſäd de Mann, „ſe will Paabſt warden." — „Ga man hen, ſe is't all'," ſäd de Butt.

Do güng he hen, un as he door köhm, ſo wöör dar as en groote Kirch mit luter Pallaſtens ümgewen. Door drängd he ſik dorch dat Volk: inwendig was awer allens mit dauſend un dauſend Lichtern erleuchtet, un ſyne Fru wöör in luter Gold gekledet, un ſeet noch up enem veel högeren Troon, un hadde dre groote gollne Kronen up, un üm ehr dar ſo veel von geiſtlykem Staat, un up beyden Syden by ehr door ſtünnen twe Regen Lichter, dat gröttſte ſo dick un groot as de allergröttſte Toorn, bet to dem allerkleenſten Käkenlicht; un alle de Kaiſers un de Könige de legen vör ehr up de Kne un küßden ehr den Tüffel. „Fru," ſäd de Mann un ſeeg ſe ſo recht an, „büſt du nu Paabſt?" — „Ja," ſäd ſe, „ik bün Paabſt." Do güng he ſtaan un ſeeg ſe recht an, un dat wöör as wenn he in de hell Sunn ſeeg. As he ſe do en Flach anſehn hadd, ſo ſegt he: „Ach, Fru, wat lett dat ſchöön, wenn du Paabſt büſt!" Se ſeet awerſt ganß ſtyf as en Boom, un rüppeld un röhrd ſik nich. Do ſäd he: „Fru, nu ſy tofreden, nu du Paabſt büſt, nu kannſt du doch niks meer warden." — „Dat will ik my bedenken," ſäd de Fru. Mit des güngen ſe beyde to Bedd, awerſt ſe wöör nich tofreden, un de Girighait leet ſe nich ſlapen, ſe dachd jümmer wat ſe noch warden wull.

De Mann ſlepp recht good un faſt, he hadd den Dag veel lopen, de Fru awerſt kunn goor nicht inſlapen, un ſmeet ſik von een Syd to der annern de ganße Nacht un dachd man jümmer wat ſe noch wol warden kunn, un kunn ſik doch up niks meer beſinnen. Mit des wull de Sünn upgaan, un as ſe dat Morgenrood ſeeg, richt'd ſe ſik äwer End im Bedd un ſeeg door henin, un as ſe uut dem Fenſter de Sünn ſo

herup kamen ſeeg, „ha," dachd ſe, „kunn ik nich ook de Sünn un de Maan upgaan laten?" — „Mann," ſäd ſe un ſtöd em mit dem Ellbagen in de Ribben, „waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott." De Mann was noch meiſt in'n Slaap, awerſt he vörſchrock ſik ſo, dat he uut dem Bedd füll. He meend he hadd ſik vörhöörd un reef ſik de Ogen uut un ſäd: „Ach, Fru, wat ſäd'ſt du?" — „Mann," ſäd ſe, „wenn ik nich de Sünn un de Maan kan upgaan laten, un mutt dat ſo anſehn, dat de Sünn un de Maan upgaan, ik kann dat nich uuthollen, un hebb kene geruhige Stünd meer, dat ik ſe nich ſülwſt kann upgaan laten." Do ſeeg ſe em ſo recht gräſig an, dat em ſo'n Schudder äwerleep. „Glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott." — „Ach, Fru," ſäd de Mann, un füll vör eer up de Knee, „dat kann de Butt nich. Kaiſer un Paabſt kann he maken, ik bidd dy, ſla in dy un blyf Paabſt." Do töhm ſe in de Booshait, de Hoor flögen ehr ſo wild üm den Kopp, do reet ſe ſik dat Lyfken up, un geef em eens mit dem Foot un ſchreeb: „Ik holl dat nich uut, un holl dat nich länger uut, wult du hengaan?" Do ſlööpd he ſik de Büxen an un leep wech as unſinnig.

Buten awer güng de Storm, un bruuſde dat he kuum up de Föten ſtaan kunn: de Huſer un de Bömer waiden um, un de Baarge beewden, un de Felſenſtücken rullden in de See, un de Himmel wöör ganß pickſwart, un dat dunnerd un blitzd, un de See güng in ſo hoge ſwarte Bülgen as Kirchentöörn un as Baarge, un de hadden bawen alle ene witte Kroon von Schuum up. Do ſchre he, un kun ſyn egen Woord nich hören:

„Manntje, Manntje, Timpe Te,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru de Ilſebill
will nich ſo as ik wol will."

„Na, wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach," ſäd he, „ſe will warden as de lewe Gott." — „Ga man hen, ſe ſitt all wedder in'n Pißputt."

Door ſitten ſe noch bet up hüüt un düſſen Dag.

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene

Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: Die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Türe auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" — „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?"

ſprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch ſpinnen. Kaum hatte ſie aber die Spindel angerührt, ſo ging der Zauberſpruch in Erfüllung, und ſie ſtach ſich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo ſie den Stich empfand, fiel ſie auf das Bett nieder, das da ſtand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieſer Schlaf verbreitete ſich über das ganze Schloß. Der König und die Königin, die eben heim gekommen waren und in den Saal getreten waren, fingen an einzuſchlafen, und der ganze Hofſtaat mit ihnen. Da ſchliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward ſtill und ſchlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas verſehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und ſchlief. Und der Wind legte ſich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte ſich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachſen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu ſehen war, ſelbſt nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem ſchönen ſchlafenden Dornröschen, denn ſo ward die Königstochter genannt, alſo daß von Zeit zu Zeit Königsſöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten ſie Hände, hielten feſt zuſammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten ſich nicht wieder los machen und ſtarben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königsſohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornhecke erzählte, es ſollte ein Schloß dahinter ſtehen, in welchem eine wunderſchöne Königstochter, Dornröschen genannt, ſchon ſeit hundert Jahren ſchliefe, und mit ihr ſchliefe der König und die Königin und der ganze Hofſtaat. Er wußte auch von ſeinem Großvater, daß ſchon

viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter schöne große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld. Die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen. Der Braten fing wieder

an zu brutzeln: und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Die Geschenke des kleinen Volkes

D. S.

Ein Schneider und ein Goldschmied wanderten zusammen und vernahmen eines Abends, als die Sonne hinter die Berge gesunken war, den Klang einer fernen Musik, die immer deutlicher ward; sie tönte ungewöhnlich, aber so anmutig, daß sie aller Müdigkeit vergaßen und rasch weiterschritten. Der Mond war schon aufgestiegen, als sie zu einem Hügel gelangten, auf dem sie eine Menge kleiner Männer und Frauen erblickten, die sich bei den Händen gefaßt hatten, und mit größter Lust und Freudigkeit im Tanze herumwirbelten; sie sangen dazu auf das lieblichste; und das war die Musik, die die Wanderer gehört hatten. In der Mitte saß ein Alter, der etwas größer war als die übrigen, der einen buntfarbigen Rock trug, und dem ein eisgrauer Bart über die Brust herabhing. Die beiden blieben voll Verwunderung stehen und sahen dem Tanz zu. Der Alte winkte, sie sollten eintreten, und das kleine Volk öffnete bereitwillig seinen Kreis. Der Goldschmied, der einen

Höcker hatte und, wie alle Buckligen, keck genug war, trat herzu; der Schneider empfand zuerst einige Scheu und hielt sich zurück, doch als er sah, wie es so lustig herging, faßte er sich ein Herz und kam nach. Alsbald schloß sich der Kreis wieder und die Kleinen sangen und tanzten in den wildesten Sprüngen weiter, der Alte aber nahm ein breites Messer, das an seinem Gürtel hing, wetzte es, und als es hinlänglich geschärft war, blickte er sich nach den Fremdlingen um. Es ward ihnen angst, aber sie hatten nicht lange Zeit, sich zu besinnen, der Alte packte den Goldschmied und schor in der größten Geschwindigkeit ihm Haupthaar und Bart glatt hinweg; ein gleiches geschah hierauf dem Schneider. Doch ihre Angst verschwand, als der Alte nach vollbrachter Arbeit beiden freundlich auf die Schulter klopfte, als wollte er sagen, sie hätten es gut gemacht, daß sie ohne Sträuben alles willig hätten geschehen lassen. Er zeigte mit dem Finger auf einen Haufen Kohlen, der zur Seite lag, und deutete ihnen durch Gebärden an, daß sie ihre Taschen damit füllen sollten. Beide gehorchten, obgleich sie nicht wußten, wozu ihnen die Kohlen dienen sollten, und gingen dann weiter, um ein Nachtlager zu suchen. Als sie ins Tal gekommen waren, schlug die Glocke des benachbarten Klosters zwölf Uhr; augenblicklich verstummte der Gesang, alles war verschwunden und der Hügel lag in einsamem Mondschein.

Die beiden Wanderer fanden eine Herberge und deckten sich auf dem Strohlager mit ihren Röcken zu, vergaßen aber wegen ihrer Müdigkeit die Kohlen zuvor herauszunehmen. Ein schwerer Druck auf ihren Gliedern weckte sie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taschen und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen, daß sie nicht mit Kohlen, sondern mit reinem Gold angefüllt waren; auch Haupthaar und Bart war glücklich wieder in aller Fülle vorhanden. Sie waren nun reiche Leute geworden, doch besaß der Goldschmied, der seiner habgierigen Natur gemäß die Taschen besser gefüllt hatte, noch einmal soviel als der Schneider. Ein Habgieriger, wenn er viel hat, verlangt noch mehr, der Goldschmied machte dem

Schneider den Vorschlag, noch einen Tag zu verweilen, am Abend wieder hinauszugehen, um sich bei dem Alten auf dem Berge noch größere Schätze zu holen. Der Schneider wollte nicht und sagte: „Ich habe genug und bin zufrieden; jetzt werde ich Meister, heirate meinen angenehmen Gegenstand (wie er seine Liebste nannte) und bin ein glücklicher Mann." Doch wollte er, ihm zu Gefallen, den Tag noch bleiben. Abends hing der Goldschmied noch ein paar Taschen über die Schulter, um recht einsacken zu können, und machte sich auf den Weg zu dem Hügel. Er fand, wie in der vorigen Nacht, das kleine Volk bei Gesang und Tanz, der Alte schor ihn abermals glatt und deutete ihm an, Kohlen mitzunehmen. Er zögerte nicht einzustecken, was nur in seine Taschen gehen wollte, kehrte ganz glückselig heim und deckte sich mit dem Rock zu. „Wenn das Gold auch drückt," sprach er, „ich will das schon ertragen," und schlief endlich mit dem süßen Vorgefühl ein, morgen als steinreicher Mann zu erwachen. Als er die Augen öffnete, erhob er sich schnell, um die Taschen zu untersuchen, aber wie erstaunte er, als er nichts herauszog als schwarze Kohlen, er mochte so oft hineingreifen als er wollte. „Noch bleibt mir das Gold, das ich die Nacht vorher gewonnen habe," dachte er und holte es herbei, aber wie erschrak er, als er sah, daß es ebenfalls wieder zu Kohle geworden war. Er schlug sich mit der schwarzbestäubten Hand an die Stirne, da fühlte er, daß der ganze Kopf kahl und glatt war wie der Bart. Aber sein Mißgeschick war noch nicht zu Ende, er merkte erst jetzt, daß ihm zu dem Höcker auf dem Rücken noch ein zweiter ebenso großer auf der Brust gewachsen war. Da erkannte er die Strafe seiner Habgier und begann laut zu weinen. Der gute Schneider, der davon aufgeweckt ward, tröstete den Unglücklichen so gut es gehen wollte und sprach: „Du bist mein Geselle auf der Wanderschaft gewesen, du sollst bei mir bleiben und mit von meinem Schatz zehren." Er hielt Wort, aber der arme Goldschmied mußte sein Lebtag die beiden Höcker tragen und seinen kahlen Kopf mit einer Mütze bedecken.

Der Fuchs und die Gänse

D. P.

Der Fuchs kam einmal auf eine Wieſe, wo eine Herde ſchöner fetter Gänſe ſaß, da lachte er und ſprach: „Ich komme ja wie gerufen, ihr ſitzt hübſch beiſammen, ſo kann ich eine nach der andern auffreſſen.“ Die Gänſe gackerten vor Schrecken, ſprangen auf, fingen an zu jammern und kläglich um ihr Leben zu bitten. Der Fuchs aber wollte auf nichts hören und ſprach: „Da iſt keine Gnade, ihr müßt ſterben.“ Endlich nahm ſich eine des Herz und ſagte: „Sollen wir armen Gänſe doch einmal unſer jung friſch Leben laſſen, ſo erzeige uns die einzige Gnade und erlaub uns noch ein Gebet, damit wir nicht in unſern Sünden ſterben; hernach wollen wir uns auch in eine Reihe ſtellen, damit du dir immer die fetteſte ausſuchen kannſt. — „Ja,“ ſagte der Fuchs, „das iſt billig, und iſt eine fromme Bitte; betet, ich will ſo lange warten.“ Alſo fing die erſte ein recht langes Gebet an, immer „ga! ga!“ und weil ſie gar nicht aufhören wollte, wartete die zweite nicht, bis die Reihe an ſie kam, ſondern fing auch an „ga! ga!“ Die dritte und vierte folgte ihr, und bald gackerten ſie alle zuſammen. (Und wenn ſie ausgebetet haben, ſoll das Märchen weiter erzählt werden, ſie beten aber allerweile noch immer fort.)

Allerleirauh

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „Wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht ebenso schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen.“ Nachdem es ihr der König versprochen hatte, tat sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räte: „Es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.“ Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, eine Braut zu suchen, die an Schönheit der verstorbenen Königin ganz gleich käme. Es war aber keine in der ganzen Welt zu finden, und wenn man sie auch gefunden hätte, so war doch keine da, die solche goldene Haare gehabt hätte. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so

schön wie ihre verstorbene Mutter und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin ähnlich war und fühlte plötzlich eine heftige Liebe zu ihr. Da sprach er zu seinen Räten: „Ich will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau und sonst kann ich doch keine Braut finden, die ihr gleicht." Als die Räte das hörten, erschraken sie und sprachen: „Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirate, aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen und das Reich wird mit ins Verderben gezogen." Die Tochter erschrak noch mehr, als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm, hoffte aber, ihn von seinem Vorhaben noch abzubringen. Da sagte sie zu ihm: „Eh ich Euren Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend wie die Sterne; ferner verlang ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und Rauhwerk zusammengesetzt, und ein jedes Tier in Euerm Reich muß ein Stück von seiner Haut dazu geben." Sie dachte aber: „Das anzuschaffen, ist ganz unmöglich, und ich bringe damit meinen Vater von seinen bösen Gedanken ab." Der König ließ aber nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reiche mußten die drei Kleider weben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend wie die Sterne; und seine Jäger mußten alle Tiere im ganzen Reiche auffangen und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen; daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Endlich, als alles fertig war, ließ der König den Mantel herbeiholen, breitete ihn vor ihr aus und sprach: „Morgen soll die Hochzeit sein."

Als nun die Königstochter sah, daß keine Hoffnung mehr war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so faßte sie den Entschluß, zu entfliehen. In der Nacht, während alles schlief, stand sie auf und nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein

goldenes Haspelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat sie in eine Nußschale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befahl sie sich Gott und ging fort und ging die ganze Nacht, bis sie in einen großen Wald kam. Und weil sie müde war, setzte sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein.

Die Sonne ging auf und sie schlief fort und schlief noch immer, als es schon hoher Tag war. Da trug es sich zu, daß der König, dem dieser Wald gehörte, darin jagte. Als seine Hunde zu dem Baum kamen, schnupperten sie, liefen rings herum und bellten. Sprach der König zu den Jägern: „Seht doch, was dort für ein Wild sich versteckt hat." Die Jäger folgten dem Befehl, und als sie wieder kamen, sprachen sie: „In dem hohlen Baum liegt ein wunderliches Tier, wie wir noch niemals eins gesehen haben; an seiner Haut ist tausenderlei Pelz; es liegt aber und schläft." Sprach der König: „Seht zu, ob ihr's lebendig fangen könnt, dann bindet's auf den Wagen und nehmt's mit." Als die Jäger das Mädchen anfaßten, erwachte es voll Schrecken und rief ihnen zu: „Ich bin ein armes Kind, von Vater und Mutter verlassen, erbarmt euch mein und nehmt mich mit. Da sprachen sie: „Allerleirauh, du bist gut für die Küche, komm nur mit, da kannst du die Asche zusammenkehren." Also setzten sie es auf den Wagen und fuhren heim in das königliche Schloß. Dort wiesen sie ihm ein Ställchen an unter der Treppe, wo kein Tageslicht hinkam, und sagten: „Rauhtierchen, da kannst du wohnen und schlafen." Dann ward es in die Küche geschickt, da trug es Holz und Wasser, schürte das Feuer, rupfte das Federvieh, belas das Gemüs, kehrte die Asche und tat alle schlechte Arbeit.

Da lebte Allerleirauh lange Zeit recht armselig. Ach, du schöne Königstochter, wie soll's mit dir noch werden? Es geschah aber einmal, daß ein Fest im Schloß gefeiert ward, da sprach sie zum Koch: „Darf ich ein wenig hinaufgehen und zusehen? Ich will mich außen vor die Türe

ſtellen." Antwortete der Koch: „Ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier ſein und die Aſche zuſammentragen." Da nahm ſie ihr Öllämpchen, ging in ihr Ställchen, zog den Pelzrock aus und wuſch ſich den Ruß von dem Geſicht und den Händen ab, ſo daß ihre volle Schönheit wieder an den Tag kam. Dann machte ſie die Nuß auf und holte ihr Kleid hervor, das wie die Sonne glänzte. Und wie das geſchehen war, ging ſie hinauf zum Feſt, und alle traten ihr aus dem Weg, denn niemand kannte ſie und meinten nicht anders, als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen, reichte ihr die Hand und tanzte mit ihr und dachte in ſeinem Herzen: „So ſchön haben meine Augen noch keine geſehen." Als der Tanz zu Ende war, verneigte ſie ſich, und wie ſich der König umſah, war ſie verſchwunden, und niemand wußte wohin. Die Wächter, die vor dem Schloſſe ſtanden, wurden gerufen und ausgefragt, aber niemand hatte ſie erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelaufen, hatte geſchwind ihr Kleid ausgezogen, Geſicht und Hände ſchwarz gemacht und den Pelzmantel umgetan und war wieder Allerleirauh. Als ſie nun in die Küche kam und an ihre Arbeit gehen und die Aſche zuſammenkehren wollte, ſprach der Koch: „Laß das gut ſein bis morgen und koche mir da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bißchen oben zugucken. Aber laß mir kein Haar hineinfallen, ſonſt kriegſt du in Zukunft nichts mehr zu eſſen." Da ging der Koch fort, und Allerleirauh kochte die Suppe für den König, und kochte eine Brotſuppe, ſo gut es konnte, und wie ſie fertig war, holte es in dem Ställchen ſeinen goldenen Ring und legte ihn in die Schüſſel, in welcher die Suppe angerichtet ward. Als der Tanz zu Ende war, ließ ſich der König die Suppe bringen und aß ſie, und ſie ſchmeckte ihm ſo gut, daß er meinte, niemals eine beſſere Suppe gegeſſen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, ſah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht begreifen, wie er dahin geraten war. Da befahl er, der Koch ſollte vor ihn kommen. Der

Koch erſchrak, wie er den Befehl hörte, und ſprach zu Allerleirauh: „Gewiß haſt du ein Haar in die Suppe fallen laſſen; wenn's wahr iſt, ſo kriegſt du Schläge.“ Als er vor den König kam, fragte dieſer, wer die Suppe gekocht hätte? Antwortete der Koch: „Ich habe ſie gekocht.“ Der König aber ſprach: „Das iſt nicht wahr, denn ſie war auf andere Art und viel beſſer gekocht als ſonſt.“ Antwortete er: „Ich muß es geſtehen, daß ich ſie nicht gekocht habe, ſondern das Rauhtierchen.“ Sprach der König: „Geh und laß es heraufkommen.“

Als Allerleirauh kam, fragte der König: „Wer biſt du?“ — „Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und Mutter mehr hat.“ Fragte er weiter: „Wozu biſt du in meinem Schloß?“ Antwortete es: „Ich bin zu nichts gut, als daß mir die Stiefeln um den Kopf geworfen werden.“ Fragte er weiter: „Wo haſt du den Ring her, der in der Suppe war?“ Antwortete es: „Von dem Ring weiß ich nichts.“ Alſo konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortſchicken.

Über eine Zeit war wieder ein Feſt, da bat Allerleirauh den Koch wie vorigesmal um Erlaubnis zuſehen zu dürfen. Antwortete er: „Ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und koch dem König die Brotſuppe, die er ſo gerne ißt.“ Da lief es in ſein Ställchen, wuſch ſich geſchwind und nahm aus der Nuß das Kleid, das ſo ſilbern war wie der Mond, und tat es an. Da ging ſie hinauf und glich einer Königstochter. Und der König trat ihr entgegen und freute ſich, daß er ſie wiederſah, und weil eben der Tanz anhub, ſo tanzten ſie zuſammen. Als aber der Tanz zu Ende war, verſchwand ſie wieder ſo ſchnell, daß der König nicht bemerken konnte, wo ſie hinging. Sie ſprang aber in ihr Ställchen und machte ſich wieder zum Rauhtierchen und ging in die Küche, die Brotſuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und tat es in die Schüſſel, ſo daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Danach ward ſie dem König gebracht, der aß ſie und ſie ſchmeckte ihm ſo gut wie das vorigemal, und ließ den Koch

kommen, der mußte auch diesmal gestehen, daß Allerleirauh die Suppe gekocht hätte. Allerleirauh kam da wieder vor den König, aber sie antwortete, daß sie nur dazu da wäre, daß ihr die Stiefeln an den Kopf geworfen würden und daß sie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wüßte.

Als der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders als die vorigen Male. Der Koch sprach zwar: „Du bist eine Hexe, Rauhtierchen, und tust immer etwas in die Suppe, davon sie so gut wird und dem König besser schmeckt als was ich koche," doch weil es so bat, so ließ er es auf die bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es ein Kleid an, das wie die Sterne glänzte, und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte, steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring an den Finger und hatte befohlen, daß der Tanz recht lang währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen festhalten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief, was sie konnte, in ihr Ställchen unter der Treppe, weil sie aber zu lange und über eine halbe Stunde geblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber, und in der Eile machte sie sich auch nicht ganz rußig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerleirauh lief nun in die Küche, kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Haspel hinein. Der König, als er den Haspel auf dem Grunde fand, ließ Allerleirauh rufen. Da erblickte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angesteckt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, tat sich der Pelzmantel ein wenig auf und das Sternenkleid schimmerte hervor. Der König faßte den Mantel und riß ihn ab. Da kamen die goldenen Haare hervor, und sie stand da in voller Pracht und konnte sich nicht länger verbergen. Und als sie

Ruß und Asche aus ihrem Gesicht gewischt hatte, da war sie schöner, als man noch jemand auf Erden gesehen hat. Der König aber sprach: „Du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr voneinander.“ Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod.

Der alte Großvater und der Enkel

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte

Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen. Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein," antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin." Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mit essen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

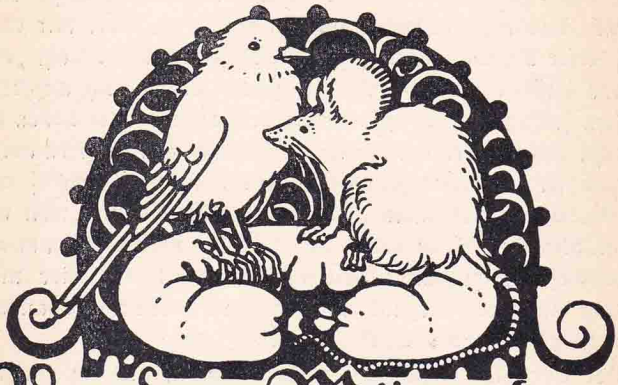
Strohhalm Kohle und Bohne

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Handvoll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den beiden herab. Da fing der

Strohhalm an und ſprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?“ — Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entſprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgeſetzt, ſo war mir der Tod gewiß: ich wäre zu Aſche verbrannt.“ Die Bohne ſagte: „Ich bin auch noch mit heiler Haut davon gekommen, aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden.“ — „Wäre mir denn ein beſſer Schickſal zuteil geworden?“ ſprach das Stroh, „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen laſſen, ſechzig hat ſie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweiſe bin ich ihr zwiſchen den Fingern durchgeſchlüpft.“ — „Was ſollen wir aber nun anfangen?“ ſprach die Kohle. — „Ich meine,“ antwortete die Bohne, „weil wir ſo glücklich dem Tode entronnen ſind, ſo wollen wir uns als gute Geſellen zuſammenhalten und, damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinſchaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen.“

Der Vorſchlag gefiel den beiden andern, und ſie machten ſich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen ſie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, ſo wußten ſie nicht, wie ſie hinüber kommen ſollten. Der Strohhalm fand guten Rat und ſprach: „Ich will mich quer über legen, ſo könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinübergehen.“ Der Strohhalm ſtreckte ſich alſo von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als ſie aber in die Mitte gekommen war und unter ihr das Waſſer rauſchen hörte, ward ihr doch angſt; ſie blieb ſtehen und getraute ſich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach, die Kohle rutſchte nach, ziſchte, wie ſie ins Waſſer kam, und gab den Geiſt auf. Die Bohne, die vorſichtigerweiſe noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geſchichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte ſo gewaltig, daß ſie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um ſie geſchehen, wenn nicht

zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste, aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.



Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst

D. P.

Es waren einmal ein Mäuschen, ein Vögelchen und eine Bratwurst in Gesellschaft geraten, hatten einen Haushalt geführt, lange wohl und köstlich im Frieden gelebt und trefflich an Gütern zugenommen. Des Vögelchens Arbeit war, daß es täglich im Wald fliegen und Holz beibringen müßte. Die Maus sollte Wasser tragen, Feuer anmachen und den Tisch decken, die Bratwurst aber sollte kochen.

Wem zu wohl ist, gelüstet immer nach neuen Dingen! Also eines Tages stieß dem Vöglein unterwegs ein anderer Vogel auf, dem es seine treffliche Gelegenheit erzählte und

rühmte. Derselbe andere Vogel schalt es aber einen armen Tropf, der große Arbeit, die beiden zu Haus aber gute Tage hätten. Denn, wenn die Maus ihr Feuer angemacht und Wasser getragen hatte, so begab sie sich in ihr Kämmerlein zur Ruhe bis man sie hieß den Tisch decken. Das Würstlein blieb beim Hafen, sah zu, daß die Speise wohl kochte, und wenn es bald Essenszeit war, schlingt es sich einmal viere durch den Brei oder das Gemüs, so war es geschmalzen, gesalzen und bereitet. Kam dann das Vöglein heim und legte seine Bürde ab, so saßen sie zu Tisch, und nach gehabtem Mahl schliefen sie sich die Haut voll bis den andern Morgen; und das war ein herrlich Leben.

Das Vöglein anderes Tages wollte aus Anstiftung nicht mehr ins Holz, sprechend es wäre lang genug Knecht gewesen und hätte gleichsam ihr Narr sein müssen, sie sollten einmal umwechseln und es auf eine andere Weise auch versuchen. Und wie wohl die Maus und auch die Bratwurst heftig dafür bat, so war der Vogel doch Meister. Es mußte gewagt sein, spieleten derowegen und kam das Los auf die Bratwurst, die mußte Holz tragen, die Maus ward Koch, und der Vogel sollte Wasser holen.

Was geschieht? Das Bratwürstchen zog fort gen Holz, das Vöglein machte Feuer an, die Maus stellte den Topf zu und erwarteten allein, bis Bratwürstchen heim käme und Holz für den andern Tag brächte. Es blieb aber das Würstlein so lang unterwegs, daß ihnen beiden nichts Gutes vorkam und das Vöglein ein Stück Luft hinaus entgegen flog. Unfern aber findet es einen Hund am Weg, der das arme Bratwürstlein als freie Beute angetroffen, angepackt und niedergemacht. Das Vöglein beschwerte sich auch dessen als eines offenbaren Raubes sehr gegen den Hund, aber es half kein Wort, denn, sprach der Hund, er hätte falsche Briefe bei der Bratwurst gefunden, deswegen wäre sie ihm des Lebens verfallen gewesen.

Das Vöglein, traurig, nahm das Holz auf sich, flog heim und erzählte, was gesehen und gehöret. Sie waren sehr

betrübt, verglichen ſich aber das beſte zu tun und beiſammen zu bleiben. Derowegen ſo deckte das Vöglein den Tiſch und die Maus rüſtete das Eſſen und wollte anrichten und in den Hafen, wie zuvor das Würſtlein, durch das Gemüs ſchlingen und ſchlupfen, dasſelbe ſchmelzen. Aber ehe ſie in die Mitte kam, ward ſie angehalten und mußte Haut und Haar und dabei das Leben laſſen.

Als das Vöglein kam und wollte das Eſſen auftragen, da war kein Koch vorhanden. Das Vöglein warf beſtürzt das Holz hin und her, rufte und ſuchte, konnte aber ſeinen Koch nicht mehr finden. Aus Unachtſamkeit kam das Feuer in das Holz, alſo daß eine Brunſt entſtand; das Vöglein eilte Waſſer zu langen, da entfiel ihm der Eimer in den Brunnen und es mit hinab, daß es ſich nicht mehr erholen konnte und da erſaufen mußte.

Es iſt nun ſchon lange her, da lebte ein König, deſſen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war, als ob ihm Nachricht von den verborgenſten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er

hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, mußte ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wußte selbst nicht was darin lag, und kein Mensch wußte es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, der die Schüssel wieder wegtrug, die Neugierde, daß er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüssel in seine Kammer brachte. Als er die Tür sorgfältig verschlossen hatte, hob er den Deckel auf, und da sah er, daß eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Luft nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er ging und horchte, da merkte er, daß es die Sperlinge waren, die miteinander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuß der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Tiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, daß gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fortkam und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestohlen. Der König ließ ihn vor sich kommen und drohte ihm unter heftigen Scheltworten, wenn er bis morgen den Täter nicht zu nennen wüßte, so sollte er dafür angesehen und gerichtet werden. Es half nichts, daß er seine Unschuld beteuerte, er ward mit keinem bessern Bescheid entlassen. In seiner Unruhe und Angst ging er hinab auf den Hof und bedachte, wie er sich aus seiner Not helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Wasser friedlich nebeneinander und ruhten, sie putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute morgen all herumgewackelt wären und was für gutes Futter sie gefunden hätten, da sagte eine verdrießlich:

„Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinuntergeschluckt." Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche und sprach zum Koch: „Schlachte doch diese ab, sie ist wohl genährt." — „Ja," sagte der Koch, und wog sie in der Hand, „die hat keine Mühe gescheut, sich zu mästen und schon lange darauf gewartet, gebraten zu werden." Er schnitt ihr den Hals ab, und als sie ausgenommen ward, fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gut machen wollte, erlaubte er ihm sich eine Gnade auszubitten und versprach ihm die größte Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus und bat nur um ein Pferd und Reisegeld, denn er hatte Lust die Welt zu sehen und eine Weile darin herumzuziehen. Als seine Bitte erfüllt war, machte er sich auf den Weg und kam eines Tages an einem Teich vorbei, wo er drei Fische bemerkte, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser schnappten. Obgleich man sagt, die Fische wären stumm, so vernahm er doch ihre Klage, daß sie so elend umkommen müßten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude, streckten die Köpfe heraus und riefen ihm zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten, daß du uns errettet hast." Er ritt weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie ein Ameisenkönig klagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den ungeschickten Tieren vom Leib blieben! Da tritt mir das dumme Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder! Er lenkte auf einen Seitenweg ein und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten." Der Weg führte ihn in einen Wald, und da sah er einen Rabenvater und eine Rabenmutter, die standen

bei ihrem Neſt und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenſchwengel," riefen ſie, „wir können euch nicht mehr ſatt machen, ihr ſeid groß genug und könnt euch ſelbſt ernähren." Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und ſchlugen mit ihren Fittichen und ſchrien: „Wir hilfloſen Kinder, wir ſollen uns ſelbſt ernähren und können noch nicht fliegen! Was bleibt uns übrig als hier Hungers zu ſterben!" Da ſtieg der gute Jüngling ab, tötete das Pferd mit ſeinem Degen und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, ſättigten ſich und riefen: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten."

Er mußte jetzt ſeine eigenen Beine gebrauchen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen und kam einer zu Pferde und machte bekannt, „die Königstochter ſuche einen Gemahl, wer ſich aber um ſie bewerben wolle, der müſſe eine ſchwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, ſo habe er ſein Leben verwirkt". Viele hatten es ſchon verſucht, aber vergeblich ihr Leben daran geſetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter ſah, ward er von ihrer großen Schönheit ſo verblendet, daß er alle Gefahr vergaß, vor den König trat und ſich als Freier meldete.

Alsbald ward er hinaus ans Meer geführt und vor ſeinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen. Dann hieß ihn der König dieſen Ring aus dem Meeresgrund wieder hervorzuholen und fügte hinzu: „Wenn du ohne ihn wieder in die Höhe kommſt, ſo wirſt du immer aufs neue hinabgeſtürzt, bis du in den Wellen umkommſt." Alle bedauerten den ſchönen Jüngling und ließen ihn dann einſam am Meere zurück. Er ſtand am Ufer und überlegte, was er wohl tun ſollte, da ſah er auf einmal drei Fiſche daher ſchwimmen, und es waren keine andern, als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelſte hielt eine Muſchel im Munde, die er an den Strand zu den Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieſer ſie aufhob und öffnete, ſo lag der Goldring

darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige und erwartete, daß er ihm den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daß er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er sollte zuvor eine zweite Aufgabe lösen. Sie ging hinab in den Garten und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen ins Gras. „Die muß er morgen, eh die Sonne hervorkommt, aufgelesen haben," sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen." Der Jüngling setzte sich in den Garten und dachte nach, wie es möglich wäre, die Aufgabe zu lösen, aber er konnte nichts ersinnen, saß da ganz traurig und erwartete bei Anbruch des Morgens zum Tode geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstrahlen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke alle wohlgefüllt nebeneinander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen tausend und tausend Ameisen in der Nacht angekommen, und die dankbaren Tiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit gelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab und sah mit Verwunderung, daß der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen und sprach: „Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemahl werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat." Der Jüngling wußte nicht, wo der Baum des Lebens stand, er machte sich auf und wollte immerzu gehen, solange ihn seine Beine trügen, aber er hatte keine Hoffnung ihn zu finden. Als er schon durch drei Königreiche gewandert war und abends in einen Wald kam, setzte er sich unter einen Baum und wollte schlafen. Da hörte er in den Ästen ein Geräusch, und ein goldener Apfel fiel in seine Hand. Zugleich flogen drei Raben zu ihm herab, setzten sich auf seine Knie und sagten: „Wir sind die drei jungen Raben, die du vom Hungertod errettet hast; als wir groß geworden waren und hörten, daß du den goldenen Apfel suchtest, so sind wir über das Meer geflogen bis ans Ende der Welt, wo der Baum des Lebens steht, und haben

dir den Apfel geholt. Voll Freude machte ſich der Jüngling auf den Heimweg und brachte der ſchönen Königstochter den goldenen Apfel, der nun keine Ausrede mehr übrig blieb. Sie teilten den Apfel des Lebens und aßen ihn zuſammen. Da ward ihr Herz mit Liebe zu ihm erfüllt, und ſie erreichten in ungeſtörtem Glück ein hohes Alter.

Erſtes Märchen.

Es war einmal ein alter Fuchs mit neun Schwänzen, der glaubte, ſeine Frau wäre ihm nicht treu und wollte er ſie in Verſuchung führen. Er ſtreckte ſich unter die Bank, regte kein Glied und ſtellte ſich, als wenn er mauſetot wäre. Die Frau Füchſin ging auf ihre Kammer, ſchloß ſich ein, und ihre Magd, die Jungfer Katze, ſaß auf dem Herd und kochte. Als es nun bekannt ward, daß der alte Fuchs geſtorben war, ſo meldeten ſich die Freier. Da hörte die Magd, daß jemand vor der Haustüre ſtand und anklopfte; ſie ging und machte auf, und da war's ein junger Fuchs, der ſprach:

„Was macht ſie, Jungfer Katze?
Schläft ſe oder wacht ſe?"

Sie antwortete:

„Ich ſchlafe nicht, ich wache.
Will er wiſſen, was ich mache?
Ich koche warm Bier, tue Butter hinein:
Will der Herr mein Gaſt ſein?"

„Ich bedanke mich, Jungfer!" ſagte der Fuchs, „was macht die Frau Füchſin?" Die Magd antwortete:

„Sie ſitzt auf ihrer Kammer,
ſie beklagt ihren Jammer,
weint ihre Äuglein ſeidenrot,
weil der alte Herr Fuchs iſt tot."

„Sag ſie ihr doch, Jungfer, es wäre ein junger Fuchs da, der wollte ſie gerne freien." — „Schon gut, junger Herr."

Da ging die Katz die Tripp die Trapp,
da ſchlug die Tür die Klipp die Klapp.
„Frau Füchſin, ſind Sie da?"
„Ach ja, mein Kätzchen, ja."
„Es iſt ein Freier draus."
„Mein Kind, wie ſieht er aus?"

„Hat er denn auch neun ſo ſchöne Zeiſelſchwänze, wie der ſelige Herr Fuchs?" — „Ach nein," antwortete die Katze, „er hat nur einen." — „So will ich ihn nicht haben."

Die Jungfer Katze ging hinab und ſchickte den Freier fort. Bald darauf klopfte es wieder an und war ein anderer Fuchs vor der Türe, der wollte die Frau Füchſin freien; er hatte zwei Schwänze; aber es ging ihm nicht beſſer als dem erſten. Danach kamen noch andere, immer mit einem Schwanz mehr, die alle abgewieſen wurden, bis zuletzt einer kam, der neun Schwänze hatte, wie der alte Herr Fuchs. Als die Witwe das hörte, ſprach ſie voll Freude zu der Katze:

„Nun macht mir Tor und Türe auf
und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus."

Als aber eben die Hochzeit ſollte gefeiert werden, da regte ſich der alte Herr Fuchs unter der Bank, prügelte das ganze Geſindel durch und jagte es mit der Frau Füchſin zum Haus hinaus.

Als der alte Herr Fuchs gestorben war, kam der Wolf als Freier, klopfte an die Türe, und die Katze, die als Magd bei der Frau Füchsin diente, machte auf. Der Wolf grüßte sie und sprach:

„Guten Tag, Frau Katz von Kehrewitz,
wie kommt's, daß sie alleine sitzt?
Was macht sie gutes da?"

Die Katze antwortete:

„Brock mir Wecke und Milch ein:
Will der Herr mein Gast sein?"

„Danke schön, Frau Katze," antwortete der Wolf, „die Frau Füchsin nicht zu Haus?"

Die Katze sprach:

„Sie sitzt droben in der Kammer,
beweint ihren Jammer,
beweint ihre große Not,
daß der alte Herr Fuchs ist tot."

Der Wolf antwortete:

„Will sie haben einen andern Mann,
so soll sie nur herunter gan."
Die Katz, die lief die Trepp hinan,
und ließ ihr Zeilchen rummer gan
bis sie kam vor den langen Saal:
Klopft an mit ihren fünf goldenen Ringen.
„Frau Füchsin, ist sie drinnen?
Will sie haben einen andern Mann,
so soll sie nur herunter gan."

Die Frau Füchsin fragte: „Hat der Herr rote Höslein an und hat er ein spitz Mäulchen?" — „Nein," antwortete die Katze. „So kann er mir nicht dienen."

Als der Wolf abgewiesen war, kam ein Hund, ein Hirsch, ein Hase, ein Bär, ein Löwe, und nacheinander alle Waldtiere. Aber es fehlte immer eine von den guten Eigenschaften, die der alte Herr Fuchs gehabt hatte, und die Katze mußte den Freier jedesmal wegschicken. Endlich kam ein junger

Fuchs. Da ſprach die Frau Füchſin: „Hat der Herr rote Höslein an und hat er ein ſpitz Mäulchen?“ — „Ja,“ ſagte die Katze, „das hat er.“ — „So ſoll er heraufkommen,“ ſprach die Frau Füchſin, und hieß die Magd, das Hochzeitsfeſt bereiten.

„Katze, kehr die Stube aus,
und ſchmeiß den alten Fuchs zum Fenſter hinaus.
Bracht ſo manche dicke, fette Maus,
fraß ſie immer alleine,
gab mir aber keine.“

Da ward die Hochzeit gehalten mit dem jungen Herrn Fuchs und ward gejubelt und getanzt, und wenn ſie nicht aufgehört haben, ſo tanzen ſie noch.

Von dem Machandelboom

D.

Dat is nu all lang heer, wol twe tuſend Johr, do wöör dar en ryk Mann, de hadd ene ſchöne frame Fru, un ſe hadden ſik beyde ſehr leef, hadden awerſt kene Kinner, ſe

wünſchden ſik awerſt ſehr welke, un de Fru bedd'd ſo veel dorüm, Dag un Nacht, man ſe kregen keen un kregen keen. Dör erem Huſe wöör en Hof, dorup ſtünn en Machandelboom, ünner dem ſtünn de Fru eens im Winter un ſchelld ſik enen Appel, un as ſe ſik den Appel ſo ſchelld, ſo sneet ſe ſik in'n Finger und dat Blood feel in den Snee. „Ach," ſäd de Fru, un ſüft'd ſo recht hoog up, un ſeg dat Blood vör ſik an, un wöör ſo recht wehmödig, „hadd ik doch en Kind, ſo rood as Blood un ſo witt as Snee." Un as ſe dat ſäd, ſo wurr ehr ſo recht fröhlich to Mode: ehr wöör recht, as ſchull dat wat warden. Do güng ſe to dem Huſe, un't güng een Maand hen, de Snee vorgüng: un twe Maand, do wöör dat gröön: un dre Maand, da kömen de Blömer uut der Eerd, un veer Maand, do drungen ſik alle Bömer in dat Holt, un de grönen Twyge wören all in eenanner wuſſen: door ſüngen de Vögelkens, dat dat ganße Holt ſchallde, un de Blöiten felen von den Bömern: do wöör de ſofte Maand weck, un ſe ſtünn ünner dem Machandelboom, de röök ſo ſchön, do ſprüng ehr dat Hart vör Freuden, un ſe füll up ere Knee un kunn ſik nich laten: un as de ſofte Maand vorby wöör, da wurren de Früchte dick un ſtaark, do wurr ſe ganß ſtill: un de ſöwde Maand, do greep ſe na den Machandelbeeren un eet ſe ſo nydſch, do wurr ſe trurig un krank: do güng de achte Maand hen, un ſe reep eren Mann un weend un ſäd: „Wenn ik ſtaarw, ſo begraaf my ünner den Machandelboom." Do wurr ſe ganß getroſt, un freude ſik, bet de neegte Maand vorby wöör, do kreeg ſe en Kind, ſo witt as Snee un ſo rood as Blood, un as ſe dat ſeeg, ſo freude ſe ſik ſo, dat ſe ſtürw.

Do begroof ehr Mann ſe ünner den Machandelboom, un he füng an to wenen ſo ſehr: ene Tydlang, do wurr dat wat ſachter, un do he noch wat weend hadd, do hüll he up, un noch en Tyd, do nöhm he ſik wedder ene Fru.

Mit de tweden Fru kreeg he ene Dochter, dat Kind awerſt von der eerſten Fru wöör en lüttje Sähn, un wöör ſo rood as Blood un ſo witt as Snee. Wenn de Fru ere Dochter

ſo anſeeg, ſo hadd ſe ſe ſo leef, awerſt denn ſeeg ſe den lüttjen Jung an, un dat güng ehr ſo dorch't Hart, un ehr düchd as ſtünn he ehr allerwegen im Weg, un dachd denn man jümmer wo ſe ehr Dochter all dat Dörmägent towenden wull, un de Böſe gaf ehr dat in, dat ſe dem lüttjen Jung ganß gram wurr un ſtödd em herüm von en Eck in de anner, un buffd em hier un knuffd em door, ſo dat dat aarme Kind jümmer in Angſt wöör. Wenn he denn uut de School köhm, ſo hadd he kene ruhige Städ.

Eens wöör de Fru up de Kamer gaan, do köhm de lüttje Dochter ook herup un ſäd: „Moder, gif my enen Appel.“ — „Ja, myn Kind,“ ſäd de Fru un gaf ehr enen ſchönen Appel uut der Kiſt; de Kiſt awerſt hadd enen grooten ſworen Deckel mit en groot ſchaarp yſern Slott. „Moder,“ ſäd de lüttje Dochter, „ſchall Broder nich ook enen hebben?“ Dat vördröödt de Fru, doch ſäd ſe, „ja, wenn he uut de School kummt.“ Un as ſe uut dat Fenſter wohr wurr dat he köhm, ſo wöör dat recht, as wenn de Böſe äwer ehr köhm, un ſe grappſt to un nöhm erer Dochter den Appel wedder wech un ſäd: „Du ſchalſt nich ehr enen hebben as Broder.“ Do ſmeet ſe den Appel in de Kiſt un maakd de Kiſt to: do köhm de lüttje Jung in de Döhr, do gaf ehr de Böſe in dat ſe fründlich to ehm ſäd: „Myn Sähn, wullt du enen Appel hebben?“ un ſeeg em ſo haſtig an. „Moder,“ ſäd de lüttje Jung, „wat ſühſt du gräſig uut! Ja, gif my enen Appel.“ Do wöör ehr, as ſchull ſe em toreden. „Kumm mit my,“ ſäd ſe un maakd den Deckel up, „hahl dy enen Appel heruut.“ Un as ſik de lüttje Jung henin bückd, ſo reet ehr de Böſe, bratſch! ſlöög ſe den Deckel to, dat de Kopp afflöög un ünner de roden Appel füll. Da äwerleep ehr dat in de Angſt, un dachd: „Kunn ik dat von my bringen!“ Da güng ſe bawen na ere Stuw na erem Draagkaſten un hahl' uut de bäwelſte Schuuflad enen witten Dook, un ſett't den Kopp wedder up den Hals un bünd den Halsdook ſo üm, dat'n niks ſehn kunn, un ſett't em vör de Döhr up enen Stohl un gaf em den Appel in de Hand.

Do köhm doorna Marleenken to erer Moder in de Kääk de ſtünn by dem Führ un hadd enen Putt mit heet Water vör ſik, den röhrd ſe jümmer üm. „Moder," ſäd Marleenken, „Broder ſitt vör de Döhr un ſüht ganß witt uut un hett enen Appel in de Hand, ik heb em beden, he ſchull my den Appel gewen, awerſt he antwöörd my nich, do wurr my ganß grolich." — „Gah nochmaal hen," ſäd de Moder, „un wenn he dy nich antworden will, ſo gif em eens an de Oren." Do güng Marleenken hen und ſäd: „Broder, gif my den Appel." Awerſt he ſweeg ſtill, do gaf ſe em eens up de Oren, do feel de Kopp herünn, doräwer vörſchrock ſe ſik un füng an to wenen un to roren, un löp to erer Moder un ſäd: „Ach, Moder, ik hebb mynem Broder den Kopp afflagen," un weend un weend un wull ſik nich tofreden gewen. „Marleenken," ſäd de Moder, „wat heſt du dahn! Awerſt ſwyg man ſtill, dat et keen Menſch maarkt, dat is nu doch nich to ännern; wy willen em in Suhr kaken." Do nöhm de Moder den lüttjen Jung un hackd em in Stücken, bed de in den Putt un kaakd em in Suhr. Marleenken awerſt ſtünn daarby un weend un weend, un de Tranen füllen all in den Putt un ſe bruukden goor keen Solt.

Da köhm de Vader to Huus un ſett't ſik to Diſch un ſäd: „Wo is denn myn Sähn?" Da droog de Moder ene groote, groote Schöttel up mit Swartſuhr, un Marleenken weend un kunn ſich nich hollen. Do ſäd de Vader wedder: „Wo is denn myn Sähn?" — „Ach," ſäd de Moder, „he is äwer Land gaan, na Mütten erer Grootöhm: he wull door wat blywen." — „Wat dait he denn door? Un heft my nich maal Adjüüs ſechd!" — „O he wull geern hen un bed my of he door wol ſos Wäken blywen kunn; he is jo woll door uphawen." — „Ach," ſäd de Mann, „my is ſo recht trurig, dat is doch nich recht, he hadd my doch Adjüüs ſagen ſchullt." Mit des füng he an to äten un ſäd: „Marleenken, wat weenſt du? Broder wart wol wedder kamen." — „Ach, Fru," ſäd he do, „wat ſmeckt my dat Äten ſchöön? Gif my mehr!" Un je mehr he eet, je mehr wull he hebben, un

ſäd: „Geeft my mehr, gy ſchöhlt niks door af hebben, dat is as wenn dat all myn wör.“ Un he eet un eet, un de Knakens ſmeet he all ünner den Diſch, bet he allens up hadd. Marleenken awerſt güng hen na ere Commod un nöhm ut de ünnerſte Schuuf eren beſten ſyden Dook, un hahl all de Beenkens un Knakens ünner den Diſch heruut un bünd ſe in den ſyden Dook und droog ſe vör de Döhr un weend ere blödigen Tranen. Door läd ſe ſe ünner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as ſe ſe door henlechd hadd, ſo war ehr mit eenmal ſo recht licht, un weend nich mer. Do füng de Machandelboom an ſik to bewegen, un de Twyge deden ſik jümmer ſo recht voneenanner, un denn wedder tohoop, ſo recht as wenn ſik eener ſo recht freut un mit de Händ ſo dait. Mit des ſo güng dar ſo'n Newel von dem Boom un recht in dem Newel dar brennd dat as Führ, un uut dem Führ dar flöög ſo'n ſchönen Vagel heruut, de ſüng ſo herrlich un flöög hoog in de Luft, un as he wech wöör, do wöör de Machandelboom as he vörhen weſt wöör, un de Dook mit de Knakens wöör wech. Marleenken awerſt wöör ſo recht licht un vörgnöögt, recht as wenn de Broder noch leewd. Do güng ſe wedder ganß luſtig in dat Huus by Diſch un eet.

De Vagel awerſt flöög wech un ſett't ſik up enen Goldſmidt ſyn Huus un füng an to ſingen:

„Mein Mutter, der mich ſchlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schweſter, der Marlenichen,
ſucht alle meine Benichen,
bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!“

De Goldſmidt ſeet in ſyn Waarkſtäd un maakd ene gollne Kede, do höörd he den Vagel, de up ſyn Dack ſeet un ſüng, un dat dünkd em ſo ſchöön. Da ſtünn he up, un as he äwer den Süll güng, do vörlöör he eenen Tüffel. He güng awer ſo recht midden up de Strat hen, eenen Tüffel un een Sock an. Syn Schortfell hadd he vör, un in de een Hand

hadd he de golln Kede un in de anner de Tang; un de Sünn ſchynd ſo hell up de Strat. Door güng he recht ſo ſtaan un ſeeg den Vagel an. „Vagel," ſecht he do, „wo ſchöön kanſt du ſingen! Sing my dat Stück nochmaal." — „Ne," ſecht de Vagel, „twemaal ſing ik nich umſünſt. Gif my de golln Kede, ſo will ik dy't nochmaal ſingen." — „Door," ſecht de Goldſmidt, „heſt du de golln Kede, nu ſing my dat nochmaal." Do köhm de Vagel un nöhm de golln Kede ſo in de rechte Poot un güng vor den Goldſmidt ſitten und ſüng:

„Mein Mutter, der mich ſchlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schweſter, der Marlenichen
ſucht alle meine Benichen,
bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Da flög de Vagel wech na enem Schooſter und ſett't ſik up den ſyn Dack un ſüng:

„Mein Mutter, der mich ſchlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schweſter, der Marlenichen
ſucht alle meine Benichen,
bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

De Schooſter höörd dat un leep vör ſyn Döhr in Hemdsaarmels un ſeeg na ſyn Dack un muſſd de Hand vör de Ogen hollen, dat de Sünn em nich blend't. „Vagel," ſecht he, „wat kannſt du ſchöön ſingen." Do rööp he in ſyn Döhr henin: „Fru, kumm mal heruut, dar is een Vagel. Süh mal den Vagel, de kann maal ſchöön ſingen." Do rööp he ſyn Dochter un Kinner un Geſellen, Jung un Maagd, un ſe kömen all up de Strat un ſeegen den Vagel an, wo ſchöön he wöör, un he hadd ſo recht rode un gröne Feddern, un üm den Hals wöör dat as luter Gold, un de Ogen blünken em im Kopp as Stern. „Vagel," ſägd de Schooſter, „nu

ſing my dat Stück nochmaal." — „Ne," ſecht de Vagel, „twemaal ſing ik nich umſünſt, du muſt my wat ſchenken." — „Fru," ſäd de Mann, „gah na dem Bähn, up dem bäwelſten Boord door ſtaan een Poor rode Schö, de bring herünn." Do güng de Fru hen un hahl de Schö. „Door, Vagel," ſäd de Mann, „nu ſing my dat Stück nochmaal." Do kühm de Vagel un nöhm de Schö in de linke Klau un flöög wedder up dat Dack und ſüng:

„Mein Mutter, der mich ſchlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schweſter, der Marlenichen
ſucht alle meine Benichen,
bind't ſie in ein ſeiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!"

Un as he uutſungen hadd, ſo flöög he wech. De Kede hadd he in de rechte un de Schö in de linke Klau, und he flöög wyt wech na ene Mähl, un de Mähl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe". Un in de Mähl door ſeeten twintig Mählenburßen, de hauden enen Steen un hackden „hick hack, hick hack, hick hack", un de Mähl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe". Do güng de Vagel up enen Lindenboom ſitten, de vör de Mähl ſtünn un ſüng: „Mein Mutter, der mich ſchlacht," — do höörd een up, — „mein Vater, der mich aß," — do höörden noch twe up un höörden dat, — „mein Schweſter, der Marlenichen" — do höörden wedder veer up, — „ſucht alle meine Benichen, bind't ſie in ein ſeiden Tuch," — nu hackden noch man acht, — „legt's unter" — nu noch man fyw, — „den Machandelbaum." — nu noch man een. — „Kywitt, kywitt, wat vör'n ſchöön Vagel bün ik!" — Do hüll de lezte ook up un hadd dat lezte noch höörd. „Vagel," ſecht he, „wat ſingſt du ſchöön! Laat my dat ook hören, ſing my dat nochmaal." — „Ne," ſecht de Vagel, „twemaal ſing ik nich umſünſt, gif my den Mählenſteen, ſo will ik dat nochmaal ſingen." — „Ja," ſecht

Von dem Machandelboom
D. Polster.

he, „wenn he my alleen tohöörd, so schullst du em hebben.“ — „Ja,“ säden de annern, „wenn he nochmaal singt, so schall he em hebben.“ Do köhm de Vagel herünn, un de Möllers saat'n all twintig mit Böhm an un böhrden Sten up, „hu uh uhp, hu uh uhp, hu uh uhp!“ Do stöök de Vagel den Hals döör dat Lock un nöhm em üm as enen Kragen, un flöög wedder up den Boom un süng:

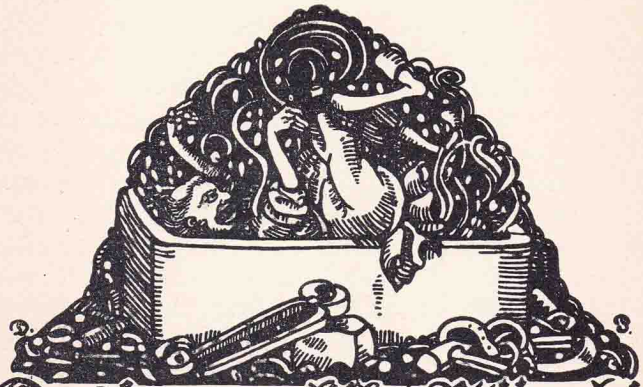
„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen
sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!“

Un as he dat uutsungen hadd, do deed he de Flünk von eenanner, un hadd in de rechte Klau de Kede un in de linke de Schö un üm den Hals den Mählensteen, und floog wyt wech na synes Vaders Huse.

In de Stuw seet de Vader, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vader säd: „Ach, wat waart my licht, my is recht so good to Mode.“ — „Nä,“ säd de Moder, „my is recht so angst, so recht as wenn en swoor Gewitter kummt.“ Marleenken awerst seet un weend un weend, da köhm de Vagel anflegen, un as he sik up dat Dack sett't. „Ach,“ säd de Vader, „my is so recht freudig un de Sünn schynt buten so schöön, my is recht, as schull ik enen olen Bekannten wedder-sehn.“ — „Ne,“ säd de Fru, „my is so angst, de Täne klappern my, un dat is my as Führ in den Adern.“ Un se reet sik ehr Lyfken up un so mehr, awer Marleenken seet in en Eck un weend, un hadd eren Platen vör de Ogen, un weend den Platen ganß meßnatt. Do sett't sik de Vagel up den Machandelboom un süng: „Mein Mutter, der mich schlacht,“ — Do hüll de Moder de Oren to un kneep de Ogen to, un wull nich sehn un hören, awer dat bruusde ehr in de Oren as de allerstaarkste Storm, un de Ogen brennden ehr un zackden as Blitz. — „Mein Vater, der

mich aß," — „Ach, Moder," secht de Mann, „door is en schöön Vagel, de singt so herrlich, de Sünn schynt so warm, un dat rückt as luter Zinnemamen." — Mein Schwester, der Marlenichen" — Do läd Marleenken den Kopp up de Knee un weend in eens wech, de Mann awerst säd: „Ik gah henuut, ik mutt den Vagel dicht by sehn." — „Ach, gah nich," säd de Fru, „my is as beewd dat ganße Huus un stünn in Flammen." Awerst de Mann güng henuut un seeg den Vagel an: „Sucht alle meine Benichen, bind't sie in ein seiden Tuch, legt's unter den Machandelbaum. Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bin ik!" — Mit des leet de Vagel de gollne Kede fallen, un se feel dem Mann jüst um'n Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schöön passd. Do güng he herin un säd: „Süh, wat is dat vör'n schöön Vagel, heft my so 'ne schöne gollne Kede schenkd, un süht so schöön uut." De Fru awerst wöör so angst, un füll langs in de Stuw hen, un de Mütz füll ehr von dem Kopp. Do süng der Vagel wedder: „Mein Mutter, der mich schlacht," — „Ach, dat ik dusend Föder ünner de Eeerd wöör, dat ik dat nich hören schull!" — „Mein Vater, der mich aß," — Do füll de Fru vör dood nedder. — „Mein Schwester, der Marlenichen" — „Ach," säd Marleenken, „ik will ook henuut gahn un sehn, of de Vagel my wat schenkt?" Do güng se henuut. — „Sucht alle meine Benichen, bind't sie in ein seiden Tuch." — Do smeet he ehr de Schö herünn. — „Legt's unter den Machandelbaum. Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!" — Do wöör ehr so licht un frölich. Do truck se de neen roden Schö an, un danßd un sprüng herin. „Ach," säd se, „ik wöör so trurig, as ik henuut güng, un nu is my so licht, dat is maal en herrlichen Vagel, hett my en Paar rode Schö schenkd." — „Ne," säd de Fru un sprüng up, un de Hoor stünnen ehr to Baarg as Führsflammen, „my is as schull de Welt ünnergahn, ik will ook henuut, of my lichter warden schull." Un as se uut de Döhr köhm, bratsch! smeet ehr de Vagel

den Mählenſteen up den Kopp, dat ſe ganß tomatſcht wurr. De Vader un Marleenken höörden dat un güngen henuut. Do güng en Damp un Flamm un Führ up von der Städ, un as dat vorby wöör, do ſtünn de lüttje Broder door, un he nöhm ſynen Vader un Marleenken by der Hand, un wören alle dre ſo recht vergnöögt un güngen in dat Huus by Diſch un eeten.

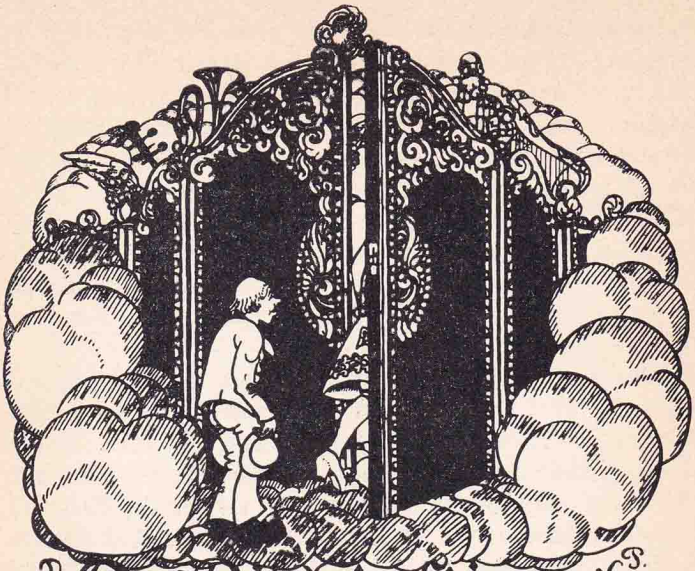


Das junggeglühte Männlein

Zur Zeit, da unſer Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und bekam willig Herberge. Nun geſchah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieſes Haus kam und vom Schmied Almoſen forderte. Des erbarmte ſich Petrus und ſprach: „Herr und Meiſter, ſo dir's gefällt, heil ihm doch ſeine Plage, daß er ſich ſelbſt ſein Brot möge gewinnen." Sanftmütig ſprach der Herr: „Schmied, leih mir deine Eſſe und lege mir Kohlen an, ſo will ich den alten kranken Mann zu dieſer Zeit verjüngen." Der Schmied war ganz bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkelte, groß und hoch, nahm unſer Herr das alte Männlein, ſchob's in die Eſſe, mitten ins rote Feuer, daß es drin glühte wie ein Roſenſtock, und Gott lobte mit lauter

Stimme. Nachdem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusammenschlug, und nachdem er's fein sittig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen; siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund und wie von zwanzig Jahren, Der Schmied, der eben und genau zugesehen hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte halbblinde, bucklichte Schwieger, die machte sich zum Jüngling hin und forschte ernstlich, ob ihn das Feuer hart gebrennet habe. Nie sei ihm besser gewesen, antwortete jener, er habe da in der Glut gesessen wie in einem kühlen Tau.

Was der Jüngling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er fein ordentlich alles mit angesehen habe und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen. Sie sprach: „Von ganzem Herzen," weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen war. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte. „Sitz still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zublasen." Zog damit die Bälge von neuem, bis ihr alle Haderlumpen brannten. Das alte Weib schrie ohne Ruhe, und der Schmied dachte: „Kunst geht nicht recht zu," nahm sie heraus und warf sie in den Löschtrog. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten; die liefen beide die Stiegen herab und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammengeschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen zum Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.



D. Das Bürle im Himmel S.

S isch emol es arms fromms Bürle gstorbe und chunt do vor d' Himmelspforte. Zur gliche Zit isch au e riche, riche Herr do gsi und het au i Himmel welle. Do chunt der heilige Petrus mitem Schlüssel und macht uf und lot der Herr ine; das Bürle het er aber, wies schint, nid gseh und macht d' Pforte ämel wieder zue. Do het das Bürle voruſſe ghört, wie de Herr mit alle Freude im Himmel uf gno worde isch, und wie se drin musiziert und gsunge händ. Ändle isch es do wider still worde, und der heilig Petrus chunt, macht d' Himmelspforte uf un lot das Bürle au ine. 's Bürle het do gmeint, 's werd jetzt au musiziert und gsunge, wenn es chöm, aber do isch alles still gsi; me hets frile mit aller Liebe ufgno, und d' Ängele sind em egäge cho, aber gsunge het niemer (niemand). Do frogt das Bürle der heilig Petrus, worum das me be im nid singe wie be dem riche Herr, 's geu, schints, do im Himmel au parteiisch zue wie uf der Erde. Do säit der heilig

Petrus: „Nai wäger, du biſch is ſo lieb wie alle andere und mueſch alle himmliſche Freude gnieſſe wie de rich Herr, aber lueg, ſo arme Bürle, wie du äis biſch, chömme alle Tag e Himmel, ſo ne riche Herr aber chunt nume alle hundert Johr öppe äine."

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald ſpazieren, da hörte der Bär ſo ſchönen Geſang von einem Vogel, und ſprach: „Bruder Wolf, was iſt das für ein Vogel, der ſo ſchön ſingt?" — „Das iſt der König der Vögel," ſagte der Wolf, „vor dem müſſen wir uns neigen;" es war aber der Zaunkönig. „Wenn das iſt," ſagte der Bär, „ſo möcht ich auch gerne ſeinen königlichen Palaſt ſehen, komm und führe mich hin." — „Das geht nicht ſo, wie du meinſt," ſprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und ſagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort ſind." Alſo nahmen ſie das Loch in acht,

wo das Neſt ſtand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palaſt ſehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen; er guckte hinein und ſah fünf oder ſechs Junge, die lagen darin. „Iſt das der königliche Palaſt!“ rief der Bär, „das iſt ein erbärmlicher Palaſt! Ihr ſeid auch keine Königskinder, ihr ſeid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden ſie gewaltig bös und ſchrien: „Nein, das ſind wir nicht, unſere Eltern ſind ehrliche Leute; Bär, das ſoll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward angſt, ſie kehrten um und ſetzten ſich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber ſchrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, ſagten ſie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und ſollten wir verhungern, bis ihr erſt ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder ſind oder nicht: der Bär iſt dageweſen und hat uns geſcholten.“ Da ſagte der alte König: „Seid nur ruhig, das ſoll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor ſeine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum haſt du meine Kinder geſcholten? Das ſoll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Alſo war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochs, Eſel, Rind, Hirſch, Reh, und was die Erde ſonſt alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, ſondern auch die Mücken, Horniſſen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen ſollte, da ſchickte der Zaunkönig Kundſchafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die liſtigſte von allen, ſie ſchwärmte im Wald, wo der Feind ſich verſammelte, und ſetzte ſich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da ſtand der Bär, rief den Fuchs vor ſich und ſprach: „Fuchs, du biſt der ſchlauſte unter allem Getier, du ſollſt General ſein und uns anführen.“ — „Gut,“ ſagte der Fuchs, „aber was für Zeichen wollen

wir verabreden?" Niemand wußte es. Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschieren; laß ich ihn aber herunterhängen, so lauft, was ihr könnt." Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergerennt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst und bange ward; und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten Stich mußt er ihn einen Augenblick herunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern, und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen." Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte tun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind." Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte tun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden." Da kroch der Bär in der größten Angst hin und tat Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Sneewittchen

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen." Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und ward darum das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

so antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.'

Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön, wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

so antwortete er:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und der Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heim kommen." Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind." — „Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben," dachte er, und doch war's ihm, als wär ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutter-

seelen allein und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief so lange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darüber gedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot, und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war; und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Dälle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bett-

chen getreten?" Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen." Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. „Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott!" riefen sie, „was ist das Kind so schön!" Und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?" — „Ich heiße Sneewittchen," antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?" sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen." — „Ja," sagte Sneewittchen, „von Herzen gern," und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung. Morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein."

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn solange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Schöne Ware feil! feil!" Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?" — „Gute Ware, schöne Ware," antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben," und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich herein lassen," dachte Sneewittchen, riegelte die Türe auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind," sprach die Alte, „wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren. Aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen," sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei. Da fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie, „die alte

Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin. Hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind."

Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber," sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde richten soll," und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Gute Ware feil! feil!" Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen." — „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein," sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen." Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit," sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen," und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen

wieder zu ſich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten ſie es noch einmal auf ſeiner Hut zu ſein und niemand die Türe zu öffnen.

Die Königin ſtellte ſich daheim vor den Spiegel und ſprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer iſt die Schönſte im ganzen Land?“

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, Ihr ſeid die Schönſte hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den ſieben Zwergen
iſt noch tauſendmal ſchöner als Ihr.“

Als ſie den Spiegel ſo reden hörte, zitterte und bebte ſie vor Zorn. „Sneewittchen ſoll ſterben,“ rief ſie, „und wenn es mein eigenes Leben koſtet.“ Darauf ging ſie in eine ganz verborgene einſame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich ſah er ſchön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Luſt danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte ſterben. Als der Apfel fertig war, färbte ſie ſich das Geſicht und verkleidete ſich in eine Bauersfrau, und ſo ging ſie über die ſieben Berge zu den ſieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen ſtreckte den Kopf zum Fenſter heraus und ſprach: „Ich darf keinen Menſchen einlaſſen, die ſieben Zwerge haben mir's verboten.“ — „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich ſchon los werden. Da, einen will ich dir ſchenken.“ — „Nein,“ ſprach Sneewittchen, „ich darf nichts annehmen.“ — „Fürchteſt du dich vor Gift?“ ſprach die Alte, „ſiehſt du, da ſchneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich eſſen.“ Der Apfel war aber ſo künſtlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen luſterte den ſchönen Apfel an, und als es ſah, daß die Bäuerin davon aß, ſo konnte es nicht länger widerſtehen, ſtreckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Biſſen davon im Mund, ſo fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grauſigen Blicken und lachte

überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.“ Und als sie daheim den Spiegel befragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?“

so antwortete er endlich:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken,“ und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu

den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt." Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes." Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von den Schüttern fuhr ihr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe und richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?" rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir," und erzählte, was sich zugetragen hatte und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden." Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr."

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu lassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen. Doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie

hingeſtellt. Da mußte ſie in die rotglühenden Schuhe treten und ſo lange tanzen, bis ſie tot zur Erde fiel.

Drei Feldſcherer reiſten in der Welt, die meinten, ihre Kunſt ausgelernt zu haben, und kamen in ein Wirtshaus, wo ſie übernachten wollten. Der Wirt fragte, wo ſie her wären und hinaus wollten? „Wir ziehen auf unſere Kunſt in der Welt herum.“ — „Zeigt mir doch einmal, was ihr könnt,“ ſagte der Wirt. Da ſprach der erſte, er wollte ſeine Hand abſchneiden und morgen früh wieder anheilen; der zweite ſprach, er wollte ſein Herz ausreißen und morgen früh wieder anheilen; der dritte ſprach, er wollte ſeine Augen ausſtechen und morgen früh wieder einheilen. „Könnt ihr das,“ ſprach der Wirt, „ſo habt ihr ausgelernt.“ Sie hatten aber eine Salbe, was ſie damit beſtrichen, das heilte zuſammen, und das Fläſchchen, wo ſie drin war, trugen ſie beſtändig bei ſich. Da ſchnitten ſie Hand, Herz und Auge vom Leibe, wie ſie geſagt hatten, legten's zuſammen auf einen Teller und gaben's dem Wirt; der Wirt gab's einem Mädchen, das ſollt's in den Schrank ſtellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen heimlichen Schatz, der war ein Soldat. Wie nun der Wirt, die drei Feldſcherer und alle Leute im Haus ſchliefen, kam der Soldat und wollte was zu eſſen haben. Da ſchloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der

großen Liebe vergaß es die Schranktüre zuzumachen, setzte sich zum Liebsten an Tisch, und sie schwätzten miteinander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Katze hereingeschlichen, fand den Schrank offen, nahm die Hand, das Herz und die Augen der drei Feldscherer, und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Gerät aufheben und den Schrank zuschließen wollte, da sah es wohl, daß der Teller, den ihm der Wirt aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Schatz: „Ach, was will ich armes Mädchen anfangen! Die Hand ist fort, das Herz und die Augen sind auch fort, wie wird mir's morgen früh ergehen!" — „Sei still," sprach der Soldat, „ich will dir aus der Not helfen; es hängt ein Dieb draußen am Galgen, dem will ich die Hand abschneiden; welche Hand war's denn?" — „Die rechte." Da gab ihm das Mädchen ein scharfes Messer, und er ging hin, schnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab und brachte sie herbei. Darauf packte er die Katze und stach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Herz. „Habt ihr nicht geschlachtet und liegt das Schweinefleisch nicht im Keller?" — „Ja," sagte das Mädchen. „Nun, das ist gut," sagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweineherz. Das Mädchen tat alles zusammen auf einen Teller und stellte ihn in den Schrank, und als ihr Liebster darauf Abschied genommen hatte, legte es sich ruhig ins Bett.

Morgens, als die Feldscherer aufstanden, sagten sie dem Mädchen, es sollte ihnen den Teller holen, darauf Hand, Herz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erste hielt sich die Diebshand an und bestrich sie mit seiner Salbe, alsbald war sie ihm angewachsen. Der zweite nahm die Katzenaugen und heilte sie ein; der dritte machte das Schweineherz fest. Der Wirt stand dabei, bewunderte ihre Kunst und sagte, dergleichen hätt er noch nicht gesehen, er wollte sie bei jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlten sie ihre Zeche und reisten weiter.

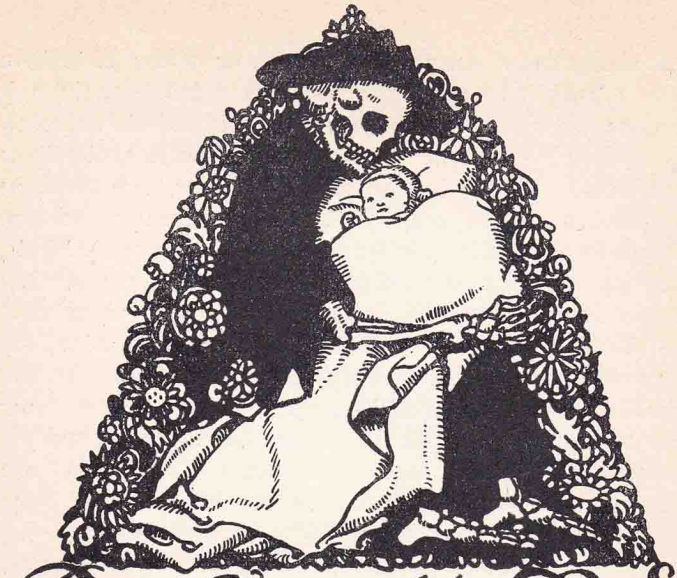
Wie sie so dahingingen, so blieb der mit dem Schweineherzen gar nicht bei ihnen, sondern wo eine Ecke war, lief er

hin und schnüffelte darin herum, wie Schweine tun. Die andern wollten ihn an dem Rockschlippen zurückhalten, aber das half nichts, er riß sich los und lief hin, wo der dickste Unrat lag. Der zweite stellte sich auch wunderlich an, rieb die Augen und sagte zu dem andern: „Kamerad, was ist das? Das sind meine Augen nicht, ich sehe ja nichts, leite mich doch einer, daß ich nicht falle." Da gingen sie mit Mühe fort bis zum Abend, wo sie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten zusammen in die Wirtsstube, da saß in einer Ecke ein reicher Herr vorm Tisch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckte ein paarmal mit dem Arm, endlich, wie der Herr sich umwendete, griff er in den Haufen hinein und nahm eine Handvoll Gold heraus. Der eine sah's und sprach: „Kamerad, was machst du? Stehlen darfst du nicht, schäm dich!" — „Ei," sagte er, „was kann ich dafür! Es zuckt mir in der Hand, ich muß zugreifen, ich mag wollen oder nicht." Sie legten sich danach schlafen, und wie sie da liegen, ist's so finster, daß man keine Hand vor Augen sehen kann. Auf einmal erwachte der mit den Katzenaugen, weckte die andern und sprach: „Brüder, schaut einmal auf, seht ihr die weißen Mäuschen, die da herumlaufen?" Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er: „Es ist mit uns nicht richtig, wir haben das Unsrige nicht wieder gekriegt, wir müssen zurück nach dem Wirt, der hat uns betrogen." Also machten sie sich am andern Morgen dahin auf und sagten dem Wirt, sie hätten ihr richtig Werk nicht wieder gekriegt, der eine hätte eine Diebshand, der zweite Katzenaugen, und der dritte ein Schweineherz. Der Wirt sprach, daran müßte das Mädchen schuld sein, und wollte es rufen, aber wie das die drei hatte kommen sehen, war es zum Hinterpförtchen fortgelaufen und kam nicht wieder. Da sprachen die drei, er sollte ihnen viel Geld geben, sonst ließen sie ihm den roten Hahn übers Dach fliegen; da gab er, was er hatte und nur aufbringen konnte, und die drei zogen damit fort. Es war für ihr Lebtag genug, sie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

Die Boten des Todes

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Rieſe auf der großen Landſtraße, da ſprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt! Keinen Schritt weiter!“ — „Was,“ ſprach der Rieſe, „du Wicht, den ich zwiſchen den Fingern zerdrücken kann, du willſt mir den Weg vertreten? Wer biſt du, daß du ſo keck reden darfſt?“ — „Ich bin der Tod,“ erwiderte der andere, „mir widerſteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen.“ Der Rieſe aber weigerte ſich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf, zuletzt behielt der Rieſe die Oberhand und ſchlug den Tod mit ſeiner Fauſt nieder, daß er neben einem Stein zuſammenſank. Der Rieſe ging ſeiner Wege, und der Tod lag da beſiegt und war ſo kraftlos, daß er ſich nicht wieder erheben konnte. „Was ſoll daraus werden,“ ſprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es ſtirbt niemand mehr auf der Welt, und ſie wird ſo mit Menſchen angefüllt werden, daß ſie nicht mehr Platz haben, nebeneinander zu ſtehen.“ Indem kam ein junger Menſch des Weges, friſch und geſund, ſang ein Lied und warf ſeine Augen hin und her. Als er den Halbohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus ſeiner Flaſche einen

ſtärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch," ſagte der Fremde, indem er ſich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen haſt?" — „Nein," antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht." — „Ich bin der Tod," ſprach er, „ich verſchone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber ſiehſt, daß ich dankbar bin, ſo verſpreche ich dir, daß ich dich nicht unverſehens überfallen, ſondern dir erſt meine Boten ſenden will, bevor ich komme und dich abhole." — „Wohlan," ſprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommſt und ſo lange wenigſtens ſicher vor dir bin." Dann zog er weiter, war luſtig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Geſundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht," ſprach er zu ſich ſelbſt, „denn der Tod ſendet erſt ſeine Boten, ich wollte nur, die böſen Tage der Krankheit wären erſt vorüber." Sobald er ſich geſund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte ſich um, und der Tod ſtand hinter ihm und ſprach: „Folge mir, die Stunde deines Abſchieds von der Welt iſt gekommen." — „Wie," antwortete der Menſch, „willſt du dein Wort brechen? Haſt du mir nicht verſprochen, daß du mir, bevor du ſelbſt kämeſt, deine Boten ſenden wollteſt? Ich habe keinen geſehen." — „Schweig," erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geſchickt? Kam nicht das Fieber, ſtieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauſte dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnſchmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagſt du nicht in der Nacht, als wärſt du ſchon geſtorben?" Der Menſch wußte nichts zu erwidern, ergab ſich in ſein Geſchick und ging mit dem Tode fort.



Der Gevatter Tod

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach: „Wer bist du?" — „Ich bin der liebe Gott." — „So begehr ich dich nicht zu Gevatter," sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und lässest den Armen hungern." Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum

Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte: „Wer bist du?" — „Ich bin der Teufel." — „So begehr ich dich nicht zum Gevatter," sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter, da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zu Gevatter." Der Mann fragte: „Wer bist du?" — „Ich bin der Tod, der alle gleich macht." Da sprach der Mann: „Du bist der rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevattersmann sein." Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen, denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen." Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen. Steh ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst du ihm dann von jenem Kraut ein, so wird er genesen; steh ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst und kein Arzt der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen."

Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon wie es steht, ob er wieder gesund wird oder ob er sterben muß," so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König

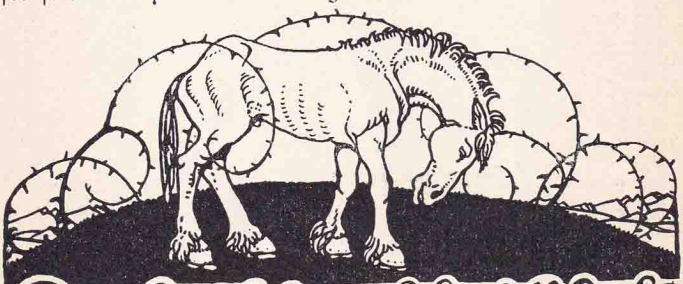
erkrankte. Der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, stand der Tod zu den Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. „Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte," dachte der Arzt, „er wird's freilich übel nehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu; ich will's wagen." Er faßte also den Kranken und legte ihn verkehrt, so daß der Tod zu Häupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsteres Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: „Du hast mich hinter das Licht geführt. Diesmal will ich dir's nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dir's an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort."

Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekannt machen, wer sie vom Tode errettete, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf, und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald röteten sich ihre Wangen, und das Leben regte sich von neuem.

Der Tod, als er sich zum zweitenmal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir und die Reihe kommt nun an dich," packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er wie tausend und tausend Lichter in unüber-

Der Gevatter Tod
D. Solster

ſehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloſchen einige und andere brannten wieder auf, alſo daß die Flämmchen in beſtändigem Wechſel hin und her zu hüpfen ſchienen. „Siehſt du," ſprach der Tod, „das ſind die Lebenslichter der Menſchen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren beſten Jahren, die kleinen gehören Greiſen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." — „Zeige mir mein Lebenslicht," ſagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und ſagte: „Siehſt du, da iſt es." — „Ach, lieber Pate," ſagte der erſchrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mir's zuliebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der ſchönen Königstochter." — „Ich kann nicht," antwortete der Tod, „erſt muß eins verlöſchen, eh ein neues anbrennt." — „So ſetzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende iſt," bat der Arzt. Der Tod ſtellte ſich, als ob er ſeinen Wunſch erfüllen wollte, langte ein friſches, großes Licht herbei; aber weil er ſich rächen wollte, verſah er's beim Umſtecken abſichtlich, und das Stückchen fiel um und verloſch. Alsbald ſank der Arzt zu Boden und war nun ſelbſt in die Hand des Todes geraten.



Der Fuchs und das Pferd

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienſte mehr tun, da wollte ihm

sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach: „Brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indes mein ich es gut mit dir, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall," und jagte es damit ins weite Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen. Da begegnete ihm der Fuchs und sprach: „Was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?" „Ach," antwortete das Pferd, „Geiz und Treue wohnen nicht beisammen in einem Haus; mein Herr hat vergessen, was ich ihm für Dienste in so vielen Jahren geleistet habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben, und hat mich fortgejagt." — „Ohne allen Trost?" fragte der Fuchs. „Der Trost war schlecht, er hat gesagt, wenn ich noch so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht vermag." Der Fuchs sprach: „Da will ich dir helfen, leg dich nur hin, strecke dich aus und rege dich nicht, als wärst du tot." Das Pferd tat, was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach: „Da draußen liegt ein totes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine fette Mahlzeit halten." Der Löwe ging mit, und wie sie bei dem Pferd standen, sprach der Fuchs: „Hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weiß du was? Ich will's mit dem Schweif an dich binden, so kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren." Dem Löwen gefiel der Rat, er stellte sich hin, und damit ihm der Fuchs das Pferd festknüpfen könnte, hielt er ganz still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schulter und sprach: „Zieh, Schimmel, zieh." Da sprang das Pferd mit einmal auf und zog den Löwen mit sich fort. Der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber

das Pferd ließ ihn brüllen, zog und ſchleppte ihn über das Feld vor ſeines Herrn Tür. Wie der Herr das ſah, beſann er ſich eines beſſern und ſprach zu dem Pferd: „Du ſollſt bei mir bleiben und es gut haben," und gab ihm ſatt zu freſſen bis es ſtarb.

Die Lebenszeit

Als Gott die Welt geſchaffen hatte und allen Kreaturen ihre Lebenszeit beſtimmen wollte, kam der Eſel und fragte: „Herr, wie lange ſoll ich leben?" — „Dreißig Jahre," antwortete Gott, „iſt dir das recht?" — „Ach, Herr," erwiderte der Eſel, „das iſt eine lange Zeit. Bedenke mein mühſeliges Daſein: von Morgen bis in die Nacht ſchwere Laſten tragen, Kornſäcke in die Mühle ſchleppen, damit andere das Brot eſſen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefriſcht zu werden! Erlaß mir einen Teil der langen Zeit." Da erbarmte ſich Gott und ſchenkte ihm achtzehn Jahre. Der Eſel ging getröſtet weg, und der Hund erſchien. „Wie lange willſt du leben?" ſprach Gott zu ihm, „dem Eſel ſind dreißig Jahre zuviel, du aber wirſt damit zufrieden ſein." — „Herr," antwortete der Hund, „iſt das dein Wille? Bedenke, was ich laufen muß, das halten meine Füße ſo lange nicht aus; und habe ich erſt die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?" Gott ſah, daß er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf

kam der Affe. „Du willſt wohl gerne dreißig Jahre leben?“ ſprach der Herr zu ihm, „du brauchſt nicht zu arbeiten, wie der Eſel und der Hund, und biſt immer guter Dinge.“ — „Ach, Herr,“ antwortete er, „das ſieht ſo aus, iſt aber anders. Wenn's Hirſenbrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich ſoll immer luſtige Streiche machen, Geſichter ſchneiden, damit die Leute lachen, und wenn ſie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, ſo iſt er ſauer. Wie oft ſteckt die Traurigkeit hinter dem Spaß! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.“ Gott war gnädig und ſchenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erſchien der Menſch, war freudig, geſund und friſch und bat Gott, ihm ſeine Zeit zu beſtimmen. „Dreißig Jahre ſollſt du leben,“ ſprach der Herr, „iſt dir das genug?“ — „Welch eine kurze Zeit!“ rief der Menſch, „wenn ich mein Haus gebaut habe und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt; wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, ſo ſoll ich ſterben! O Herr, verlängere meine Zeit.“ — „Ich will dir die achtzehn Jahre des Eſels zulegen,“ ſagte Gott. „Das iſt nicht genug,“ erwiderte der Menſch. „Du ſollſt auch die zwölf Jahre des Hundes haben.“ — „Immer noch zu wenig.“ — „Wohlan,“ ſagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältſt du nicht.“ Der Menſch ging fort, war aber nicht zufriedengeſtellt.

Alſo lebt der Menſch ſiebzig Jahre. Die erſten dreißig ſind ſeine menſchlichen Jahre, die gehen ſchnell dahin; da iſt er geſund, heiter, arbeitet mit Luſt und freut ſich ſeines Daſeins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Eſels, da wird ihm eine Laſt nach der andern aufgelegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte ſind der Lohn ſeiner treuen Dienſte. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn dieſe Zeit vorüber iſt, ſo machen die zehn Jahre des Affen den Beſchluß. Da iſt der Menſch ſchwachköpfig und närriſch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

Bruder Luſtig

Es war einmal ein großer Krieg, und als der Krieg zu Ende war, bekamen viele Soldaten ihren Abſchied. Nun bekam der Bruder Luſtig auch ſeinen Abſchied und ſonſt nichts als ein kleines Laibchen Kommißbrot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte ſich als ein armer Bettler an den Weg geſetzt, und wie der Bruder Luſtig daher kam, bat er ihn um ein Almoſen. Er antwortete: „Lieber Bettelmann, was ſoll ich dir geben? Ich bin Soldat geweſen und habe meinen Abſchied bekommen und habe ſonſt nichts als das kleine Kommißbrot und vier Kreuzer Geld, wenn das alle iſt, muß ich betteln, ſo gut wie du. Doch geben will ich dir was.“ Darauf teilte er den Laib in vier Teile und gab davon dem Apoſtel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte ſich, ging weiter und ſetzte ſich in einer andern Geſtalt wieder als

Bettelmann dem Soldaten an den Weg, und als er zu ihm kam, bat er ihn, wie das vorige Mal, um eine Gabe. Der Bruder Lustig sprach wie vorher und gab ihm wieder ein Viertel von dem Brot und einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und ging weiter, setzte sich aber zum drittenmal in einer andern Gestalt als ein Bettler an den Weg und sprach den Bruder Lustig an. Der Bruder Lustig gab ihm auch das dritte Viertel Brot und den dritten Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte sich und der Bruder Lustig ging weiter und hatte nichts mehr als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirtshaus, aß das Brot und ließ sich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter, und da ging ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Gestalt eines verabschiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an: „Guten Tag, Kamerad, kannst du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk?" — „Wo soll ich's hernehmen," antwortete der Bruder Lustig, „ich habe meinen Abschied und sonst nichts als einen Laib Kommißbrot und vier Kreuzer an Geld bekommen. Drei Bettler sind mir auf der Landstraße begegnet, davon hab ich jedem ein Viertel von meinem Brot und einen Kreuzer Geld gegeben. Das letzte Viertel hab ich im Wirtshaus gegessen und für den letzten Kreuzer dazu getrunken. Jetzt bin ich leer, und wenn du auch nichts mehr hast, so können wir miteinander betteln gehen." — „Nein," antwortete der heilige Petrus, „das wird just nicht nötig sein. Ich verstehe mich ein wenig auf die Doktorei, und damit will ich mir schon soviel verdienen als ich brauche." — „Ja," sagte der Bruder Lustig, „davon verstehe ich nichts, also muß ich allein betteln gehen." — „Nun komm nur mit," sprach der heilige Petrus, „wenn ich was verdiene, sollst du die Hälfte davon haben." — „Das ist mir wohl recht," sagte der Bruder Lustig. Also zogen sie miteinander fort.

Nun kamen sie an ein Bauernhaus und hörten darin gewaltig jammern und schreien, da gingen sie hinein, so lag

der Mann darin auf den Tod krank und war nahe am Verscheiden, und die Frau heulte und weinte ganz laut. „Laßt Euer Heulen und Weinen," sprach der heilige Petrus, „ich will den Mann wieder gesund machen," nahm eine Salbe aus der Tasche und heilte den Kranken augenblicklich, so daß er aufstehen konnte und ganz gesund war. Sprachen Mann und Frau in großer Freude: „Wie können wir euch lohnen? Was sollen wir euch geben?" Der heilige Petrus aber wollte nichts nehmen, und je mehr ihn die Bauersleute baten, desto mehr weigerte er sich. Der Bruder Lustig aber stieß den heiligen Petrus an und sagte: „So nimm doch was, wir brauchen's ja." Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und sprach zu dem heiligen Petrus, das müßte er annehmen, aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite und sprach: „Nimm's doch, dummer Teufel, wir brauchen's ja." Da sagte der heilige Petrus endlich, „ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trag's nicht; wenn du's willst, so mußt du es tragen." — „Das hat keine Not," sprach der Bruder Lustig, „das will ich schon tragen," und nahm's auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da war das Lamm dem Bruder Lustig schwer geworden, er aber war hungrig, also sprach er zu dem heiligen Petrus: „Schau, da ist ein schöner Platz, da könnten wir das Lamm kochen und verzehren." — „Mir ist's recht," antwortete der heilige Petrus, „doch kann ich mit der Kocherei nicht umgehen. Willst du kochen, so hast du da einen Kessel, ich will derweil auf und ab gehen, bis es gar ist. Du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder zurück bin; ich will schon zu rechter Zeit kommen." — „Geh nur," sagte Bruder Lustig, „ich verstehe mich aufs Kochen, ich will's schon machen." Da ging der heilige Petrus fort, und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, machte Feuer an, warf das Fleisch in den Kessel und kochte. Das Lamm war aber schon gar und der Apostel noch immer nicht zurück, da nahm es der Bruder Lustig aus dem Kessel, zerschnitt es und fand das Herz. „Das soll das

Beſte ſein," ſprach er und verſuchte es, zuletzt aber aß er es ganz auf. Endlich kam der heilige Petrus zurück und ſprach: „Du kannſt das ganze Lamm allein eſſen, ich will nur das Herz davon, das gib mir." Da nahm Bruder Luſtig Meſſer und Gabel, tat als ſuchte er eifrig in dem Lammfleiſch herum, konnte aber das Herz nicht finden; endlich ſagte er kurzweg: „Es iſt keins da." — „Nun, wo ſoll's denn ſein?" ſagte der Apoſtel. „Das weiß ich nicht," antwortete der Bruder Luſtig, „aber ſchau, was ſind wir alle beide für Narren, ſuchen das Herz vom Lamm und fällt keinem von uns ein, ein Lamm hat ja kein Herz!" — „Ei," ſprach der heilige Petrus, „das iſt was ganz Neues, jedes Tier hat ja ein Herz, warum ſollt ein Lamm kein Herz haben?" — „Nein, gewißlich, Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, ſo wird dir's einfallen, es hat im Ernſt keins." — „Nun, es iſt ſchon gut," ſagte der heilige Petrus, „iſt kein Herz da, ſo brauch ich auch nichts vom Lamm, du kannſt's allein eſſen." — „Was ich halt nicht aufeſſen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen," ſprach der Bruder Luſtig, aß das halbe Lamm und ſteckte das übrige in ſeinen Ranzen.

Sie gingen weiter, da machte der heilige Petrus, daß ein großes Waſſer quer über den Weg floß und ſie hindurch mußten. Sprach der heilige Petrus: „Geh du nur voran." — „Nein," antwortete der Bruder Luſtig, „geh du voran," und dachte: „Wenn dem das Waſſer zu tief iſt, ſo bleib ich zurück." Da ſchritt der heilige Petrus hindurch, und das Waſſer ging ihm nur bis ans Knie. Nun wollte Bruder Luſtig auch hindurch, aber das Waſſer wurde größer und ſtieg ihm an den Hals. Da rief er: „Bruder, hilf mir." Sagte der heilige Petrus: „Willſt du auch geſtehen, daß du das Herz von dem Lamm gegeſſen haſt?" — „Nein," antwortete er, „ich hab es nicht gegeſſen." Da ward das Waſſer noch größer und ſtieg ihm bis an den Mund: „Hilf mir, Bruder," rief der Soldat. Sprach der heilige Petrus noch einmal: „Willſt du auch geſtehen, daß du das Herz vom Lamm gegeſſen haſt?" — „Nein," antwortete er, „ich hab es nicht gegeſſen." Der

heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken lassen, ließ das Wasser wieder fallen und half ihm hinüber.

Nun zogen sie weiter und kamen in ein Reich, da hörten sie, daß die Königstochter todkrank läge. „Holla, Bruder," sprach der Soldat zum heiligen Petrus, „da ist ein Fang für uns, wenn wir die gesund machen, so ist uns auf ewige Zeiten geholfen." Da war ihm der heilige Petrus nicht geschwind genug: „Nun, heb die Beine auf, Bruderherz," sprach er zu ihm, „daß wir noch zu rechter Zeit hin kommen." Der heilige Petrus ging aber immer langsamer, wie auch der Bruder Lustig ihn trieb und schob, bis sie endlich hörten, die Königstochter wäre gestorben. „Da haben wir's," sprach der Bruder Lustig, „das kommt von deinem schläfrigen Gang." — „Sei nur still," antwortete der heilige Petrus, „ich kann noch mehr als Kranke gesund machen, ich kann auch Tote wieder ins Leben erwecken." — „Nun, wenn das ist," sagte der Bruder Lustig, „so laß ich mir's gefallen, das halbe Königreich mußt du uns aber zum wenigsten damit verdienen." Darauf gingen sie in das königliche Schloß, wo alles in großer Trauer war. Der heilige Petrus aber sagte zu dem König, er wolle die Tochter wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt, und dann sprach er: „Bringt mir einen Kessel mit Wasser," und wie der gebracht war, hieß er jedermann hinausgehen, und nur der Bruder Lustig durfte bei ihm bleiben. Darauf schnitt er alle Glieder der Toten los und warf sie ins Wasser, machte Feuer unter den Kessel und ließ sie kochen. Und wie alles Fleisch von den Knochen herabgefallen war, nahm er das schöne weiße Gebein heraus und legte es auf eine Tafel und reihte und legte es nach seiner natürlichen Ordnung zusammen. Als das geschehen war, trat er davor und sprach dreimal: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf." Und beim drittenmal erhob sich die Königstochter lebendig, gesund und schön. Nun war der König darüber in großer Freude und sprach zum heiligen Petrus: „Begehre deinen Lohn und wenn's mein halbes Königreich wäre, so will ich

dir's geben." Der heilige Petrus aber antwortete: „Ich verlange nichts dafür." — „O, du Hans Narr!" dachte der Bruder Luſtig bei ſich, ſtieß ſeinen Kameraden in die Seite und ſprach: „Sei doch nicht ſo dumm, wenn du nichts willſt, ſo brauch ich doch was." Der heilige Petrus aber wollte nichts; doch weil der König ſah, daß der andere gerne was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeiſter ſeinen Ranzen mit Gold anfüllen.

Sie zogen darauf weiter, und wie ſie in einen Wald kamen, ſprach der heilige Petrus zum Bruder Luſtig: „Jetzt wollen wir das Gold teilen." — „Ja," antwortete er, „das wollen wir tun." Da teilte der heilige Petrus das Gold und teilte es in drei Teile. Dachte der Bruder Luſtig: „Was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! Macht drei Teile und unſer ſind zwei. Der heilige Petrus aber ſprach: „Nun habe ich genau geteilt, ein Teil für mich, ein Teil für dich und ein Teil für den, der das Herz vom Lamm gegeſſen hat!" — — „O, das hab ich gegeſſen," antwortete der Bruder Luſtig und ſtrich geſchwind das Gold ein, „das kannſt du mir glauben." — „Wie kann das wahr ſein," ſprach der heilige Petrus, „ein Lamm hat ja kein Herz." — „Ei was, Bruder, wo denkſt du hin! Ein Lamm hat ja ein Herz, ſo gut wie jedes Tier, warum ſollte das allein keins haben?" — „Nun, es iſt ſchon gut," ſagte der heilige Petrus, „behalt das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir und will meinen Weg allein gehen." — „Wie du willſt, Bruderherz," antwortete der Soldat, „leb wohl."

Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Luſtig aber dachte: „Es iſt gut, daß er abtrabt, es iſt doch ein wunderlicher Heiliger." Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht mit umzugehen, vertat's, verſchenkt's, und wie eine Zeit herum war, hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß die Königstochter geſtorben wäre. „Holla," dachte er, „das kann gut werden, die will ich wieder lebendig machen und mir's bezahlen laſſen, daß es eine Art hat." Ging alſo zum König und bot ihm an, die

Tote wieder zu erwecken. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Gestorbenen wieder lebendig mache und dachte, der Bruder Lustig wäre dieser Mann, doch weil er kein Vertrauen zu ihm hatte, fragte er erst seine Räte, die sagten aber, er könnte es wagen, da seine Tochter doch tot wäre. Nun ließ sich der Bruder Lustig Wasser im Kessel bringen, hieß jedermann hinausgehen, schnitt die Glieder ab, warf sie ins Wasser und machte Feuer darunter, gerade wie er es beim heiligen Petrus gesehen hatte. Das Wasser fing an zu kochen und das Fleisch fiel herab; da nahm er das Gebein heraus und tat es auf die Tafel; er wußte aber nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte, und legte alles verkehrt durcheinander. Dann stellte er sich davor und sprach: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf," und sprach's dreimal, aber die Gebeine rührten sich nicht. Da sprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umsonst. „Du Blitzmädel, steh auf," rief er, „steh auf oder es geht dir nicht gut." Wie er das gesprochen hatte, kam der heilige Petrus auf einmal in seiner vorigen Gestalt, als verabschiedeter Soldat, durchs Fenster hereingegangen und sprach: „Du gottloser Mensch, was treibst du da, wie kann die Tote auferstehen, da du ihr Gebein so untereinander geworfen hast?" — „Bruderherz, ich hab's gemacht, so gut ich konnte," antwortete er. „Diesmal will ich dir aus der Not helfen, aber das sag ich dir, wo du noch einmal so etwas unternimmst, so bist du unglücklich, auch darfst du von dem König nicht das Geringste dafür begehren oder annehmen." Darauf legte der heilige Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, sprach dreimal zu ihr: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Tote, steh auf," und die Königstochter stand auf, war gesund und schön wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durchs Fenster hinaus. Der Bruder Lustig war froh, daß es so gut abgelaufen war, ärgerte sich aber doch, daß er nichts dafür nehmen sollte. „Ich möchte nur wissen," dachte er, „was der für Mucken im Kopf hat, denn was er mit der

einen Hand gibt, das nimmt er mit der andern: da ist kein Verstand drin." Nun bot der König dem Bruder Lustig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen, doch brachte er es durch Anspielung und Listigkeit dahin, daß ihm der König seinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinauskam, stand vor dem Tor der heilige Petrus und sprach: „Schau, was du für ein Mensch bist, habe ich dir nicht verboten, etwas zu nehmen, und nun hast du den Ranzen doch voll Gold." — „Was kann ich dafür," antwortete Bruder Lustig, „wenn mir's hineingesteckt wird." — „Das sag ich dir, daß du nicht zum zweitenmal solche Dinge unternimmst, sonst soll es dir schlimm ergehen." — „Ei, Bruder, sorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was soll ich mich da mit dem Knochenwaschen abgeben." — „Ja," sprach der heilige Petrus, „das Gold wird lang dauern! Damit du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehst, so will ich deinem Ranzen die Kraft geben, daß alles, was du dir hinein wünschest, auch darin sein soll. Leb wohl, du siehst mich nun nicht wieder." — „Gott befohlen," sprach der Bruder Lustig und dachte: „Ich bin froh, daß du fortgehst, du wunderlicher Kauz, ich will dir wohl nicht nachgehen." An die Wunderkraft aber, die seinem Ranzen verliehen war, dachte er nicht weiter.

Bruder Lustig zog mit seinem Gold umher und vertat's und verfumfeit's wie das erstemal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirtshaus vorbei und dachte: „Das Geld muß fort," und ließ sich für drei Kreuzer Wein und einen Kreuzer Brot geben. Wie er da saß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänsen in die Nase. Bruder Lustig schaute und guckte und sah, daß der Wirt zwei Gänse in der Ofenröhre stehen hatte. Da fiel ihm ein, daß ihm sein Kamerad gesagt hatte, was er sich in seinen Ranzen wünschte, das sollte darin sein. „Holla, das mußt du mit den Gänsen versuchen!" Also ging er hinaus, und vor der Tür sprach er: „So wünsch ich die zwei gebratenen Gänse aus der Ofenröhre in meinen Ranzen."

Wie er das gesagt hatte, schnallte er ihn auf und schaute hinein, da lagen sie beide darin. „Ach, so ist's recht," sprach er, „nun bin ich ein gemachter Kerl," ging fort auf eine Wiese und holte den Braten hervor. Wie er so im besten Essen war, kamen zwei Handwerksburschen daher und sahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Dachte der Bruder Lustig: „Mit einer hast du genug," rief die zwei Burschen herbei und sprach: „Da nehmt die Gans und verzehrt sie auf meine Gesundheit." Sie bedankten sich, gingen damit ins Wirtshaus, ließen sich eine Halbe Wein und ein Brot geben, packten die geschenkte Gans aus und fingen an zu essen. Die Wirtin sah zu und sprach zu ihrem Mann: „Die zwei essen eine Gans, sieh doch nach, ob's nicht eine von unsern aus der Ofenröhre ist." Der Wirt lief hin, da war die Ofenröhre leer: „Was, ihr Diebsgesindel, so wohlfeil wollt ihr Gänse essen! Gleich bezahlt oder ich will euch mit grünem Haselsaft waschen." Die zwei sprachen: „Wir sind keine Diebe, ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wiese geschenkt." — „Ihr sollt mir keine Nase drehen, der Soldat ist hier gewesen, aber als ein ehrlicher Kerl zur Tür hinausgegangen, auf den hab ich acht gehabt. Ihr seid die Diebe und sollt bezahlen." Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm er den Stock und prügelte sie zur Tür hinaus.

Bruder Lustig ging seiner Wege und kam an einen Ort, da stand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein schlechtes Wirtshaus. Er ging in das Wirtshaus und bat um ein Nachtlager, aber der Wirt wies ihn ab und sprach: „Es ist kein Platz mehr da, das Haus ist voll vornehmer Gäste." — „Das nimmt mich Wunder," sprach der Bruder Lustig, „daß sie zu Euch kommen und nicht in das prächtige Schloß gehen." — „Ja," antwortete der Wirt, „es hat was an sich, dort eine Nacht zu liegen, wer's noch versucht hat, ist nicht lebendig wieder herausgekommen." — „Wenn's andere versucht haben," sagte der Bruder Lustig, „will ich's auch versuchen." — „Das laßt nur bleiben," sprach der Wirt, „es

geht Euch an den Hals." — „Es wird nicht gleich an den Hals gehen," sagte der Bruder Lustig, „gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit." Nun gab ihm der Wirt die Schlüssel und Essen und Trinken, und damit ging der Bruder Lustig ins Schloß, ließ sich's gut schmecken, und als er endlich schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er schlief auch bald ein, in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Sprach der Bruder Lustig: „Nun tanzt, solange ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah." Die Teufel aber drangen immer näher auf ihn ein und traten ihm mit ihren garstigen Füßen fast ins Gesicht. „Habt Ruh, ihr Teufelsgespenster," sprach er, aber sie trieben's immer ärger. Da ward der Bruder Lustig bös und rief: „Holla, ich will bald Ruhe stiften!" kriegte ein Stuhlbein und schlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten war doch zuviel, und wenn er auf den vordern zuschlug, so packten ihn die andern hinten bei den Haaren und rissen ihn erbärmlich. „Teufelspack," rief er, „jetzt wird mir's zu arg: wartet aber! Alle neune in meinen Ranzen hinein!" Husch, steckten sie darin, und nur schnallte er ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Da war's auf einmal still und Bruder Lustig legte sich wieder hin und schlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirt und der Edelmann, dem das Schloß gehörte, und wollten sehen, wie es ihm ergangen wäre; als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten: „Haben Euch denn die Geister nichts getan?" — „Warum nicht gar," antwortete Bruder Lustig, „ich habe sie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt Euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an keiner mehr darin umgehen!" Da dankte ihm der Edelmann, beschenkte ihn reichlich und bat ihn, in seinen Diensten zu bleiben, er wollte ihn auf sein Lebtag versorgen. „Nein," antwortete er, „ich bin an das

Herumwandern gewöhnt, ich will weiter ziehen." Da ging der Bruder Luſtig fort, trat in eine Schmiede und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Amboß und bat den Schmied und ſeine Geſellen zuzuſchlagen. Die ſchlugen mit ihren großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreiſch erhoben. Wie er danach den Ranzen aufmachte, waren achte tot, einer aber, der in einer Falte geſeſſen hatte, war noch lebendig, ſchlüpfte heraus und fuhr wieder in die Hölle.

Darauf zog der Bruder Luſtig noch lange in der Welt herum, und wer's wüßte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an ſein Ende, da ging er zu einem Einſiedler, der als ein frommer Mann bekannt war und ſprach zu ihm: „Ich bin das Wandern müde und will nun trachten, in das Himmelreich zu kommen." Der Einſiedler antwortete: „Es gibt zwei Wege, der eine iſt breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere iſt eng und rauh und führt zum Himmel." — „Da müßt ich ein Narr ſein," dachte der Bruder Luſtig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen ſollte." Machte ſich auf und ging den breiten und angenehmen Weg, und kam endlich zu einem großen ſchwarzen Tor, und das war das Tor der Hölle. Bruder Luſtig klopfte an, und der Torwächter guckte, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Luſtig ſah, erſchrak er, denn er war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen geſteckt hatte und mit einem blauen Auge davongekommen war. Darum ſchob er den Riegel geſchwind wieder vor, lief zum Oberſten der Teufel und ſprach: „Draußen iſt ein Kerl mit einem Ranzen und will herein, aber laßt ihn beileibe nicht herein, er wünſcht ſonſt die ganze Hölle in ſeinen Ranzen. Er hat mich einmal garſtig darin hämmern laſſen." Alſo ward dem Bruder Luſtig hinausgerufen, er ſollte wieder abgehen, er käme nicht herein. „Wenn ſie mich da nicht wollen," dachte er, „will ich ſehen, ob ich im Himmel ein Unterkommen finde, irgendwo muß ich doch bleiben." Kehrte alſo um und zog weiter, bis er vor das Himmelstor kam,

wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus saß gerade dabei als Torwächter. Der Bruder Lustig erkannte ihn gleich und dachte: „Hier findest du einen alten Freund, da wird's besser gehen." Aber der heilige Petrus sprach: „Ich glaube gar, du willst in den Himmel?" — „Laß mich doch ein, Bruder, ich muß doch wo einkehren; hätten sie mich in der Hölle aufgenommen, so wär ich nicht hierher gegangen." — „Nein," sagte der heilige Petrus, „du kommst nicht herein." — „Nun, willst du mich nicht einlassen, so nimm auch deinen Ranzen wieder; dann will ich gar nichts von dir haben," sprach der Bruder Lustig. „So gib ihn her," sagte der heilige Petrus. Da reichte er den Ranzen durchs Gitter in den Himmel hinein, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben seinen Sessel auf. Da sprach der Bruder Lustig: „Nun wünsch ich mich selbst in meinen Ranzen hinein." Husch, war er darin und saß nun im Himmel, und der heilige Petrus mußte ihn darin lassen.

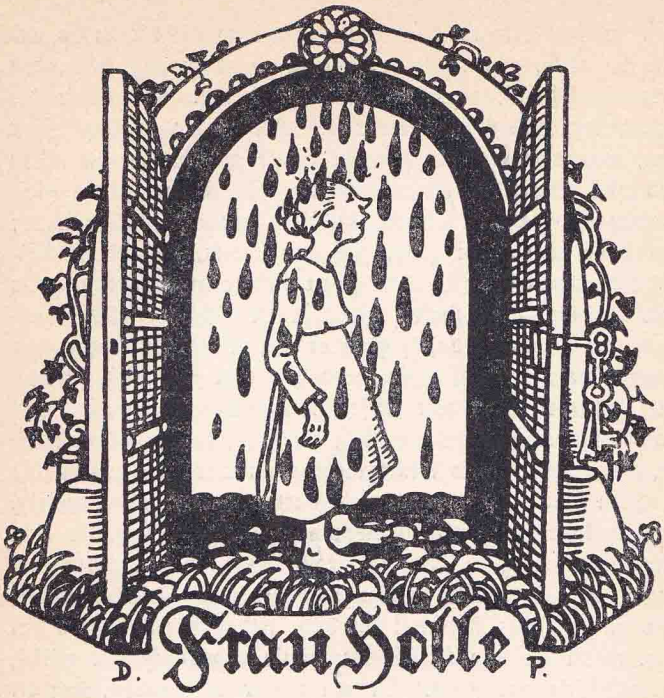
Der Teufel und seine Großmutter

Es war ein großer Krieg, und der König hatte viel Soldaten, gab ihnen aber wenig Sold, so daß sie nicht davon leben konnten. Da taten sich drei zusammen und wollten aus-

reißen. Einer sprach zum andern: „Wenn wir erwischt werden, so hängt man uns an den Galgenbaum; wie wollen wir's machen?“ Sprach der andere: „Seht dort das große Kornfeld, wenn wir uns da verstecken, so findet uns kein Mensch; das Heer darf nicht hinein und muß morgen weiterziehen.“ Sie krochen in das Korn, aber das Heer zog nicht weiter, sondern blieb rund herum liegen. Sie saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn und hatten so großen Hunger, daß sie beinah gestorben wären; gingen sie aber hinaus, so war ihnen der Tod gewiß. Da sprachen sie: „Was hilft uns unser Ausreißen, wir müssen hier elendiglich sterben.“ Indem kam ein feuriger Drache durch die Luft geflogen, der senkte sich zu ihnen herab und fragte sie, warum sie sich da versteckt hätten. Sie antworteten: „Wir sind drei Soldaten und sind ausgerissen, weil unser Sold gering war, nun müssen wir hier Hungers sterben, wenn wir liegen bleiben, oder wir müssen am Galgen baumeln, wenn wir herausgehen.“ — „Wollt ihr mir sieben Jahre dienen,“ sagte der Drache, „so will ich euch mitten durchs Heer führen, daß euch niemand erwischen soll?“ — „Wir haben keine Wahl und müssen's annehmen,“ antworteten sie. Da packte sie der Drache in seine Klauen, führte sie durch die Luft über das Heer hinweg und setzte sie weit davon wieder auf die Erde; der Drache aber war niemand als der Teufel. Er gab ihnen ein kleines Peitschchen und sprach: „Peitscht und knallt ihr damit, so wird so viel Geld vor euch herumspringen, als ihr verlangt; ihr könnt dann wie große Herren leben, Pferde halten und in Wagen fahren; nach Verlauf der sieben Jahre aber seid ihr mein eigen.“ Dann hielt er ihnen ein Buch vor, in das mußten sie sich alle drei unterschreiben. „Doch will ich euch,“ sprach er, „erst noch ein Rätsel aufgeben, könnt ihr das raten, sollt ihr frei sein und aus meiner Gewalt entlassen.“ Da flog der Drache von ihnen weg, und sie reisten fort mit ihren Peitschchen, hatten Geld die Fülle, ließen sich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo sie waren, lebten sie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken,

taten aber nichts Böſes. Die Zeit verſtrich ihnen ſchnell, und als es mit den ſieben Jahren zu Ende ging, ward zweien gewaltig angſt und bang, der dritte aber nahm's auf die leichte Schulter und ſprach: „Brüder, fürchtet nichts, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich errate das Rätſel.“ Sie gingen hinaus aufs Feld, ſaßen da und die zwei machten betrübte Geſichter. Da kam eine alte Frau daher, die fragte, warum ſie ſo traurig wären. „Ach, was liegt Euch daran, Ihr könnt uns doch nicht helfen.“ — „Wer weiß,“ antwortete ſie, „vertraut mir nur euren Kummer.“ Da erzählten ſie ihr, ſie wären des Teufels Diener geweſen, faſt ſieben Jahr lang, der hätte ihnen Geld wie Heu geſchafft, ſie hätten ſich ihm aber verſchrieben, und waren ihm verfallen, wenn ſie nach den ſieben Jahren nicht ein Rätſel auflöſen könnten. Die Alte ſprach: „Soll euch geholfen werden, ſo muß einer von euch in den Wald gehen, da wird er an eine eingeſtürzte Felswand kommen, die ausſieht wie ein Häuschen, in das muß er eintreten, dann wird er Hilfe finden.“ Die zwei traurigen dachten: „Das wird uns doch nicht retten,“ und blieben ſitzen, der dritte aber, der luſtige, machte ſich auf und ging ſo weit in den Wald, bis er die Felſenhütte fand. In dem Häuschen aber ſaß eine ſteinalte Frau, die war des Teufels Großmutter, und fragte ihn, woher er käme und was er hier wolle. Er erzählte ihr alles, was geſchehen war, und weil er ihr wohlgefiel, hatte ſie Erbarmen und ſagte, ſie wollte ihm helfen. Sie hob einen großen Stein auf, der über einem Keller lag, und ſagte: „Da verſtecke dich, du kannſt alles hören, was hier geſprochen wird, ſitz nur ſtill und rege dich nicht; wann der Drache kommt, will ich ihn wegen der Rätſel befragen: mir ſagt er alles; und dann achte auf das, was er antwortet.“ Um zwölf Uhr nachts kam der Drache angeflogen und verlangte ſein Eſſen. Die Großmutter deckte den Tiſch und trug Trank und Speiſe auf, daß er vergnügt war, und ſie aßen und tranken zuſammen. Da fragte ſie ihn im Geſpräch, wie's den Tag ergangen wäre, und wie viel Seelen er gekriegt hätte. „Es wollte mir heute nicht recht glücken,“ antwortete er, „aber ich habe drei Soldaten gepackt,

die sind mir sicher." — „Ja, drei Soldaten," sagte sie, „die haben etwas an sich, die können dir noch entkommen." Sprach der Teufel höhnisch: „Die sind mein, denen gebe ich noch ein Rätsel auf, das sie nimmermehr erraten können." — „Was ist das für ein Rätsel?" fragte sie. „Das will ich dir sagen; in der großen Nordsee liegt eine tote Meerkatze, das soll ihr Braten sein; und von einem Walfisch die Rippe, das soll ihr silberner Löffel sein; und ein alter hohler Pferdefuß, das soll ihr Weinglas sein." Als der Teufel zu Bett gegangen war, hob die alte Großmutter den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. „Hast du auch alles wohl in acht genommen?" — „Ja," sprach er, „ich weiß genug und will mir schon helfen." Darauf mußte er auf einem andern Weg durchs Fenster heimlich und in aller Eile zu seinen Gesellen zurückgehen. Er erzählte ihnen, wie der Teufel von der alten Großmutter wäre überlistet worden und wie er die Auflösung des Rätsels von ihm vernommen hätte. Da waren sie alle fröhlich und guter Dinge, nahmen die Peitsche und schlugen sich so viel Geld, daß es auf der Erde herumsprang. Als die sieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Buche, zeigte die Unterschriften und sprach: „Ich will euch mit in die Hölle nehmen, da sollt ihr eine Mahlzeit haben; könnt ihr mir raten, was ihr für einen Braten werdet zu essen kriegen, so sollt ihr frei und los sein und dürft auch das Peitschchen behalten." Da fing der erste Soldat an: „In der großen Nordsee liegt eine tote Meerkatze, das wird wohl der Braten sein." Der Teufel ärgerte sich, machte: „Hm! hm! hm!" und fragte den zweiten: „Was soll aber euer Löffel sein?" — „Von einem Walfisch die Rippe, das soll unser silberner Löffel sein." Der Teufel schnitt ein Gesicht, knurrte wieder dreimal: „Hm! hm! hm!" und sprach zum dritten: „Wißt ihr auch, was euer Weinglas sein soll?" „Ein alter Pferdefuß, das soll unser Weinglas sein." Da flog der Teufel mit einem lauten Schrei fort und hatte keine Gewalt mehr über sie; aber die drei behielten das Peitschchen, schlugen Geld hervor, soviel sie wollten, und lebten vergnügt bis an ihr Ende.



Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen. Sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf.“ Da ging das Mäd-

chen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu, und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel, und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen als regneten sie, und schüttelte bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehn. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich viel tausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und

wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist," sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus. Und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie."

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt ich Lust, mich schmutzig zu machen," und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer

auf den Kopf fallen," und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht wie sich's gebührte und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste," sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie."

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen.

Et is wul dusent un meere Jaare hen, da wören hier im Lanne luter kleine Künige, da hed auck einer up den Keuterberge wünt (gewohnt), de gink san geren up de Jagd. Ase

nu mal mit ſinen Jägern vom Schlotte herruttrok, höen (hüteten) unner den Berge drei Mäkens ire Köge (Kühe), un wie ſei den Künig mit den vielen Lüen (Leuten) ſeien, ſo reip de ölleſte den annern beden Mäkens to, un weis up den Künig: „Helo! helo! Wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen.“ Da antworde de zweide up de annere Side vom Berge, un weis up den, de dem Künige rechter Hand gink: „Helo! helo! Wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen.“ Da reip de jüngſte, un weis up den, de linker Hand gink: „Helo! helo! Wenn ik den nig kriege, ſo will ik keinen.“ Dat wören awerſt de beden Miniſters. Dat hörde de Künig alles, unde aſe von der Jagd heime kummen was, leit he de drei Mäkens to ſik kummen un fragete ſe, wat ſe da giſtern am Berge ſegd hedden. Dat wullen ſe nig ſeggen, de Künig frog awerſt de ölleſte, ob ſe ün wol tom Manne hewen wulle? Da ſegte ſe ja, un ere beiden Süſtern friggeten de beiden Miniſters, denn ſe wören alle drei ſcheun un ſchier (klar, ſchön) von Angeſicht, beſunners de Künigin, de hadde Hare aſe Flaſſ.

De beiden Süſtern awerſt kregen keine Kinner, un aſe de Künig mal verreiſen moſte, let he ſe tor Künigin kummen, um ſe up to munnern, denn ſe was grae (gerad) ſwanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritſch roen (roten) Stern mit up de Weld. Da ſehden de beiden Süſtern, eine tor annern, ſe wullen den hübſken Jungen in't Water werpen. Wie ſe'n darin worpen hadden (ick glöwe, et is de Weſer weſt), da flügt 'n Dügelken in de Högte, dat ſank:

„Tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid
tom Lilienſtrus:
Wacker Junge, biſt du's?“

Da dat de beiden hörten, kregen ſe de Angſt up'n Lieve, un makten, dat ſe fort keimen. Wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde 'n Hund kregen. Da ſegde de Künig: „Wat Gott deiet, dat is wole dahn.“

Et wunde awerſt 'n Fiſker an den Water, de fiſkede den kleinen Jungen wier herut, aſe noch ewen lebennig was, un

da ſine Fru kene Kinner hadde, foerden (fütterten) ſ'en up. Na'n Jaar was de Künig wier verreiſt, da krig de Künigin wier 'n Jungen, den namen de beiden falſken Süſtern unn warpen 'n auck in't Water, da flügt dat Vügelken wier in de Högte un ſank:

„Tom Daute bereit,
up wietern Beſcheid
tom Lilienſtrus:
Wacker Junge, biſt du's?"

Un wie de Künig torügge kam, ſehden ſe to üm, de Künigin hedde wier 'n Hund bekummen, un he ſegde wier: „Wat Gott deit, dat is wole dahn." Awerſt de Fiſker trok düſen auck ut den Water un foerd 'n up.

Da verreiſede de Künig wier, un de Künigin kreg 'n klein Mäken, dat warpen de falſken Süſtern auck in't Water. Da flügt dat Vügelken wier in de Högte un ſank:

„Tom Daude bereit,
up wietern Beſcheid
tom Lilienſtrus:
Wacker Mäken, biſt du's?"

Un wie de Künig na Hus kam, ſehden ſe üm, de Künigin hedde 'ne Katte kregt. Do worde de Künig beuſe, un leit ſine Fru in't Gefängnis ſmieten, da hed ſe lange Jaare in ſetten.

De Kinner wören unnerdes anewaſſen, da gink de ölleſte mal mit annern Jungens herut to fiſken, da wüllt ün de annern Jungens nig twiſken ſik hewen un ſegget: „Du Fündling, gaa du diner Wege." Da ward he gans bedröwet un fräggt den olen Fiſker, ob dat war wöre? De vertellt ün, dat he mal fiſked hedde, un hedde ün ut den Water troken (gezogen). Da ſegd he, he wulle furt un ſinen Teiten (Vater) ſöken. De Fiſker, de biddet 'n, he mögde doch bliven, awerſt he let ſik gar nich hallen, bis de Fiſker et toleſt to givt. Da givt he ſik up den Weg un geit meere Dage hinnern'n anner, endlich kümmt he vor 'n graut allmächtig Water, davor ſteit 'ne ole Fru un fiſkede. „Guden Dag, Moer," ſegde de Junge. „Groten Dank." — „Du ſüſt da wol lange fiſken, e du 'n Fiſk fängeſt." — „Un du wol lange ſöken, e du dinen Teiten

findſt. Wie wuſt du der denn da över't Water kummen?" ſehde de Fru. „Ja, dat mag Gott witten." Da nümmt de ole Fru ün up den Rüggen un dragt 'n derdörch, un he ſöcht lange Tiid un kann ſinen Teiten nig finnen. Aſe nu wol 'n Jaar veröwer is, da trekt de tweide auck ut un will ſinen Broer ſöken. He kümmt an dat Water, un da geit et ün ewen ſo, aſe ſinen Broer. Nu was nur noch de Dochter allein to Hus, de jammerde ſo viel na eren Broern, dat ſe upt leſt auck den Fiſker bad, he mögte ſe treken laten, je wulle ere Broerkes ſöken. Da kam ſe auck bie den grauten Water, da ſehde ſe tor olen Fru: „Guden Dag, Moer." — „Groten Dank." — „Gott helpe ju bie juen fiſken." Aſe de ole Fru dat hörde, da word ſe ganz fründlich un drog ſe över't Water un gab er 'n Roe (Rute), un ſehde to er: „Nu gah man jümmer up düſen Wege to, mine Dochter, un wenn du bie einen groten ſwarten Hund vorbei kümmſt, ſo muſt du ſtill un driſt un one to lachen un one ün antokicken, vorbie gaan. Dann kümmeſt du an 'n grot open Schlott, up'n Süll (Schwelle) moſt du de Roe fallen laten un ſtracks dörch dat Schlott an den annern Side wier herut gahen; da is 'n olen Brunnen, darut is 'n groten Boom waſſen, daran hänget 'n Vugel im Buer, den nümm af; dann nümm noch 'n Glas Water ut den Brunnen un gaa mit düſen beiden den ſülvigen Weg wier torügge; up den Süll nümm de Roe auck wier mit, un wenn du dann wier bie den Hund vorbie kummſt, ſo ſchlah ün in't Geſicht, awerſt ſü to, dat du ün treppeſt, un dann kumm nur wier to me torügge." Da fand ſe et grade ſo, aſe de Fru et ſagt hadde, un up den Rückwege da fand ſe de beiden Broer, de ſik de halve Welt durchſöcht hadden. Se gink toſammen, bis wo de ſwarte Hund an den Weg lag, den ſchlog ſe in't Geſicht, da word et 'n ſchönen Prinz, de geit mit ünen, bis an dat Water. Da ſtand da noch de ole Fru, de frögede ſik ſer, da ſe alle wier da wören, un drog ſe alle över't Water, un dann gink ſe auck weg, denn ſe was nu erlöſt. De annern awerſt gingen alle na den olen Fiſker, un alle wären froh, dat ſe ſik wier funnen hadden, den Vugel awerſt hüngen ſe an der Wand.

De tweide Suhn kunne awerſt nig to Huſe raſten, un nam 'n Flitzebogen un gink up de Jagd. Wie he möe was, nam he ſine Flötepipen un mackte 'n Stückſken. De Künig awerſt wör auck up de Jagd un hörde dat, da gink he hin, un wie he den Jungen drap, ſo ſehde he: „We hett die verlöwt, hier to jagen?" — „O, neimes (niemand)." — „Wen hörſt du dann to?" — „Ik bin de Fiſker ſin Suhn." — „De hett ja keine Kinner." — „Wenn du't nig glöwen wuſt, ſo kum mit." Dat dehe de Künig un frog den Fiſker, de vertälle ün alles, un dat Vügelken an der Wand fing an to ſingen:

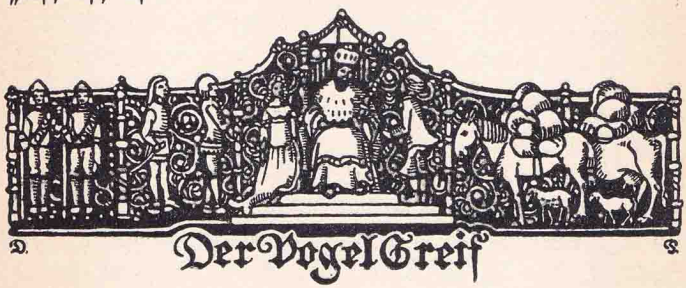
„De Möhme (Mutter) ſitt allein
wol in dat Kerkerlein.
O Künig, edeles Blod,
dat ſind dine Kinner god.
De falſken Süſtern beide
de dehen de Kinnerkes Leide,
wol in des Waters Grund,
wo ſe de Fiſker fund."

Da erſchraken ſe alle, un de Künig nahm den Vugel, den Fiſker un de drei Kinner mit ſik na den Schlotte, un leit dat Gefänknis upſchluten un nam ſine Fru wier herut, de was awerſt gans kränkſch un elennig woren. Da gav er de Dochter von den Water ut den Brunnen to drinken, da war ſe friſk un geſund. De beiden falſken Süſtern wören awerſt verbrennt, un de Dochter friggede den Prinzen.

„Wo weidet Ihr Eure Herde am liebſten?" fragte einer einen alten Kuhhirten. „Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett

iſt und nicht zu mager; es tut ſonſt kein gut." — „Warum nicht?" fragte der Herr. „Hört Ihr dort von der Wieſe her den dumpfen Ruf?" antwortete der Hirt, „das iſt die Rohrdommel, die war ſonſt ein Hirte, und der Wiedehopf war es auch. Ich will Euch die Geſchichte erzählen.

Die Rohrdommel hütete ihre Herde auf fetten, grünen Wieſen, wo Blumen im Überfluß ſtanden, davon wurden ihre Kühe mutig und wild. Der Wiedehopf aber trieb das Vieh auf hohe, dürre Berge, wo der Wind mit dem Sand ſpielt, und ſeine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Rohrdommel ihre Kühe nicht zuſammenbringen, ſie waren übermütig und ſprangen ihr davon. Sie rief: „Bunt, herüm" (bunte Kuh, herum), doch vergebens, ſie hörten nicht auf ihren Ruf. Wiedehopf aber konnte ſein Vieh nicht auf die Beine bringen, ſo matt und kraftlos war es geworden. „Up, up, up!" ſchrie er, aber es half nicht, ſie blieben auf dem Sand liegen. So geht's, wenn man kein Maß hält. Noch heute, wo ſie keine Herde mehr hüten, ſchreit Rohrdommel: „Bunt, herüm," und der Wiedehopf: „Up, up, up!"



S iſch einiſch e Chönig gſi, woner gregiert hat und wiener gheiſſe hat weiß i nümme. De het kei Sohn gha, nummene einzige Tochter, die iſch immer chrank gſi, und kei Dokter het ſe chönne heile. Do iſch em Chönig profizeit worde ſi Tochter werd ſe an Öpfle gſund eſſe. Do lot er dur ſis ganz Land bchant mache, wer ſiner Tochter Öpfel bringe, daß ſe ſe

gſund dar chönn eſſe, de müeſſe zur Frau ha und Chönig wärde. Das het au ne Pur verno, de drei Söhn gha het. Do ſäit er zum elſte: „Gang ufs Gade ufe, nimm e Chratte (Handkorb) voll vo dene ſchöne Öpfle mit rote Bagge und träg ſe a Hof; villicht cha ſe d' Chönigstochter gſund dra eſſe und de darfſche hürote und wirſch Chönig." De Kärle hets e ſo gmacht und der Weg unter d' Füeß gno. Woner e Zitlang gange gſi iſch, begegnet es chlis iſigs Manndle, das frogte ne, was er do e dem Chratte häig, do ſeit der Üle, denn ſo het er gheiſſe: „Fröſchebäi". Das Manndle ſäit druf: „No es ſölle ſi und blibe", und iſch witer gange. Andle chunt der Üle fürs Schloß un lot ſe amelde, er hob Öpfel, die d' Tochter gſund mache, wenn ſo dervo äſſe tue. Das het der Chönig grüſele gfreut und lot der Üle vor ſe cho; aber, o häie! woner ufdeckt, ſo heter anſtatt Öpfel Fröſchebäi e dem Chratte, die no zapled händ. Drob iſch der Chönig bös worde und lot ne zum Hus us jage. Woner häi cho iſch, ſo verzelter dem Ätte wies em gange iſch. Do ſchickt der Ätte der noelſt Son, de Säme gheiſſe het; aber dem iſch es ganz glich gange wie im Üle. Es iſch em halt au es chlis iſigs Manndle begegnet und das het ne gfrogt, was er do e dem Chratte häig, der Säme ſäit: „Seüborſt," und das iſigs Manndle ſäit: „No es ſöll ſi und blibe." Woner do vor es Chönigsſchloß cho iſch und ſäit er heb Öpfel, a dene ſe d' Chönigstochter gſund chönn eſſe, ſo händ ſe ne nid welle ine lo, und händ gſäit es ſig ſcho eine do gſi und heb ſe füre Nare gha. Der Säme het aber aghalte, er heb gwüß dere Öpfel, ſe ſolle ne nume ine lo. Andle händ ſem glaubt, un füre ne vor der Chönig. Aber woner er ſi Chratte ufdeckt, ſo het er halt Seüborſt. Das het der Chönig gar ſchröckele erzürnt, ſo daß er der Säme us em Hus het lo peütſche. Woner häi cho iſch, ſo het er gſäit, wies em gange iſch. Do chunt der jüngſt Bueb, dem händſe nume der dumm Hans gſäit, und frogt der Ätte, ob er au mit Öpfel goh dörf. „Jo," ſäit do der Ätte, „du wärſt der rächt Kerle derzue, wenn die gſchite nüt usrichte, was wetteſt denn du usrichte." Der Bueb het aber

nit no glo: „Ë woll, Ätte, i will au goh." — „Gang mer doch ewäg, du dumme Kerle, du mueſt warte bis gſchiter wirſch," ſäit druf der Ätte und chert em der Rügge. Der Hans aber zupft ne hinde am Chittel: „Ë woll, Ätte, i will au goh." — „No minetwäge, ſo gang, de wirſch woll wieder ome cho," gitt der Ätte zur Antwort eme nidige Ton. Der Bueb hat ſe aber grüſele gfreut und iſch ufgumpet. „Jo, tue jetz no wiene Nar, du wirſch vo äim Tag zum andere no dümmer," ſäit der Ätte wieder. Dat het aber im Hans nüt gmacht und het ſe e ſiner Freud nid lo ſtöre. Wils aber gli Nacht gſi iſch, ſo het er dänkt, er well warte bis am Morge, er möcht hüt doch nümme na Hof gcho. Z' Nacht im Bett het er nid chönne ſchloffe, und wenn er au ne ihli igſchlummert iſch, ſo het's em traumt vo ſchöne Jumpfere, vo Schlößern, Gold und Silber und allerhand dere Sache meh. Am Morge früe macht er ſe up der Wäg, und gli drufe bchuntem es chlis mutzigs Manndle, eme iſige Chläidle, un frogt ne, was er do e dem Chratte häig. Der Hans gitt em zur Antwort, er heb Öpfel, a dene d' Chönigstochter ſe gſund äße ſött. „No," ſäit das Manndle, „es ſölle ſöttige (ſolche) ſi und blibe." Aber am Hof händ ſe der Hans partu nit welle ine lo, denn es ſige ſcho zwee do gſi und hebe gſäit, ſe bringe Öpfel, und do heb äine Fröſchebäi und der ander Seüborſt gha. Der Hans het aber gar grüſele aghalte, er heb gwöß kene Fröſchebäi, ſondern von de ſchönſte Öpfle, die im ganze Chönigreich wachſe. Woner de ſo ordele gredt het, ſo dänke d' Törhüeter, de chönn nid lüge, und lönde ine, und ſe händ au rächt gha, denn wo der Hans ſi Chratte vor em Chönig abdeckt, ſo ſind goldgäle Öpfel füre cho. De Chönig het ſe gfreut und lot gli der Tochter dervo bringe, und wartet jetz e banger Erwartig, bis menem der Bericht bringt, was ſe für Würkig tho hebe. Aber nid lange Zit vergot, ſo bringt em öpper Bricht; aber was meineder, wer iſch das gſi? D' Tochter ſelber iſch es gſi. Sobald ſe vo dene Öpfle ggäße gha het, iſch e gſund us em Bett gſprunge. Wie der Chönig e Freud gha het, chame nid beſchribe. Aber jetz het er d' Tochter dem Hans nid welle zur

Frau ge un ſäit, er müeß em zerſt none Wäidlig (Nachen) mache, de ufem drochne Land wäidliger geu as im Waſſer. Der Hans nimmt de Betingig a und got häi und verzelt's, wie's eme gangen ſeig. Do ſchickt der Ätte der Üle is Holz, um e ſöttige Wäidlig z' mache. Er hat flißig gewärret (gearbeitet) und derzue gpfiffe. Z' Mittag, wo d' Sunne am höchſte gſtande iſch, chunt es chlis iſigs Manndle und frogt, was er do mach. Der Üle gitt em zur Antwort: „Chelle (hölzernes Gerät)." Das iſig Manndle ſäit: „No es ſölle ſi und blibe." Z' Obe meinte der Üle, er heb jetz e Wäidlig gmacht, aber woner het welle iſitze, ſo ſind's alles Chelle gſi. Der anner Tag got der Säme e Wald, aber s' iſch em ganz gliche gange wie im Üle. Am dritte Tag got der dumm Hans. Er ſchafft rächt flißig, daß es im ganzen Wald tönt vo ſine chräftige Schläge, derzue ſingt er und pfift er rächt luſtig. Da chunt wieder das chli Manndle z' Mittag, wos am heißeſte gſi iſch, und frogt, was er do mach. „E Wäidlig, de uf em drochne Land wäidliger got as uf em Waſſer," und wenn er damit fertig ſeig, ſo chom er d' Chönigstochter zur Frau über. „No," ſäit das Manndle, „es ſöll e ſo äine ge und blibe." Z' Obe, wo d' Sunne aber z' Gold gange iſch, iſch der Hans au fertig gſi mit ſim Wäidlig und Schiff und Gſcher. Er ſitzt i und ruederet der Reſidenz zu. Der Wäidlig iſch aber ſo gſchwind gange wie der Wind. Der Chönig het's von witen gſeh, will aber im Hans ſi Tochter nonig ge und ſäit, er müeß zerſt no hundert Haaſe hüete vom Morge früeh bis z' Obe ſpot, und wenn em äine furt chömm, ſo chömm er d' Tochter nit über. Der Hans iſch e des z'friede gſi, und gli am andre Tag got er mit ſiner Herd uf d' Wäid und paßt verwändt uf, daß em keine dervo laufe. Nid mänge Stund iſch vergange, ſo chunt e Magd vom Schloß und ſäit zum Hans, er ſöll ere gſchwind e Haas ge, ſe hebe Viſite über cho. Der Hans hett aber woll gmerkt, wo das uſe will, und ſäit, er gäb e keine, der Chönig chön denn morn ſiner Viſite mit Haaſepfäffer ufwarte. D' Magd het aber nid no glo und am Änd fot ſo no a reſniere. Do ſäit der Hans, wenn d'

Chönigstochter ſelber chömm, ſo woll er ene Haas ge. Dat het d' Magd im Schloß gſäit, und d' Tochter iſch ſelber gange. Underdeſſe iſch aber zum Hans das chli Manndle wieder cho und frogt der Hans, was er do thüej. „He, do müeß er hundert Haaſe hüete, daß em käine dervo lauf, und denn dörf er d' Chönigstochter hürote und wäre Chönig." — „Guet," ſäit das Manndle, „do heſch es Pfifle, und wenn der äine furtlauft, ſo pfif nume, denn chunt er wieder ume." Wo do d' Tochter cho iſch, ſo gitt ere der Hans e Haas is Fürtüchle. Aber wo ſe öppe hundert Schritt wit gſi iſch, ſo pfift der Hans, und der Haas ſpringt ere us em Schäubele uſe und, was giſch was heſch, wieder zu der Herd. Wo's Obe gſi iſch, ſo pfift de Haasehirt no emol und luegt, ob alle do ſige und treibt ſe do zum Schloß. Der Chönig het ſe verwunderet, wie au der Hans imſtand gſi ſeig, hundert Haaſe z' hüete, daß em käine dervo glofe iſch; er will em aber d' Tochter äine weg nonig ge und ſäit, er müß em no ne Fädere us d' Vogelgrife Stehl bringe. Der Hans macht ſe grad uf der Wäg und marſchiert rächt handle vorwärts. Z' Obe chunt er zu neme Schloß, do frogt er umenes Nachtlager, denn ſälbesmol het me no käine Wirtshüſer gha, das ſäit em der Herr vom Schloß mit vele Freude zue und frogt ne, woner he well. Der Hans git druf zur Antwort: „Zum Vogelgrif." — „So, zum Vogelgrif, me ſäit ame er wuß alles, und i hane Schlöſſel zue nere iſige Gäldchiſte verlore; ehr chöntet doch ſo guet ſie und ne froge, woner ſeig." — „Jo frile," ſäit der Hans, „das wili ſcho tue." Am Morgen früe iſch er do witer gange und chunt unterwägs zue mene andere Schloß, i dem er wieder übernacht blibt. Wo d' Lüt drus verno händ, daß er zum Vogelgrif well, ſo ſäge ſe, es ſig im Hus ne Tochter chrank, und ſe hebe ſcho alle Mittel brucht, aber es well kais aſchlo, er ſöll doch ſo guet ſi und der Vogelgrif froge, was die Tochter wieder chön geſund mache. Der Hans ſäit, das weller gärn tue und goht witer. Do chunt er zue emne Waſſer, und anſtatt eme Feer iſch e große, große Ma do gſi, de all Lüt het müeſſe übere träge. De Ma het der Hans gfrogt, wo ſie Räis ane geu.

„Zum Vogelgrif," ſäit der Hans. „No, wenn er zue ume chömt," ſäit do de Ma, „ſö froget ne an, worum i all Lüt müeß über das Waſſer träge." Do ſäit der Hans: „Jo, min Gott, jo, das wili ſcho tue." De Ma het ne do uf d' Achſle gno und übere träit. Ändle chunt do der Hans zum Hus vom Vogelgrif, aber do iſch nume d' Frau dehäime gſi und der Vogelgrif ſälber nid. Do frogt ne d' Frau, was er well. Do het ere der Hans alles verzelt, daß ere Fädere ſölt ha us s' Vogelgrife Stehl, und denn hebe ſe emene Schloß der Schlüſſel zue nere Gäldchiſte verlore, und er ſött der Vogelgrif froge, wo der Schlüſſel ſeig; denn ſeig eme andere Schloß e Tochter chrank, und er ſöt wüße, was die Tochter chönt gſund mache; denn ſeig nig wid vo do es Waſſer und e Ma derbi, de d' Lüt müeß übere träge, und er möcht au gern wüſſe, worum de Ma all Lüt müeß übere träge. Do ſäit die Frau: „Ja lueget, mi guete Fründ, s' cha käi Chriſt mit em Vogelgrif rede, er frißt ſe all; wenn er aber wänd, ſo chön neder under ſis Bett undere ligge, und z' Nacht, wenn er rächt feſt ſchloft, ſo chönneder denn uſe länge und em e Fädere uſem Stehl rüße; und wäge dene Sache, die ner wüße ſöttet, will i ne ſälber froge. Der Hans iſch e das alles z'friede gſi und lit unders Bett undere. Z' Obe chunt der Vogelgrif häi, und wiener i d' Stube chunt, ſo ſäit er: „Frau, i ſchmöke ne Chriſt." — „Jo," ſäit do d' Frau, „s' iſch hüt äine do gſi, aber er iſch wieder furt;" und mit dem het der Vogelgrif nüt me gſäit. Z' mitzt e der Nacht, wo der Vogelgrif rächt geſchnarchlet het, ſo längt der Hans uſe und rißt em e Fädere uſem Stehl. Do iſch der Vogelgrif plötzle ufgjuckt und ſäit: „Frau, i ſchmöcke ne Chriſt, und s' iſch mer s' heb me öpper am Stehl zehrt." De ſäit d' Frau: „De heſch gwüß traumet, und i ho der jo hüt ſcho gſäit, s' iſch e Chriſt do gſi, aber iſch wieder furt. Do het mer allerhand Sache verzellt. Si hebe ime Schloß der Schlüſſel zue nere Gäldchiſte verlore und chönnene numme finde." — „O die Nare," ſäit der Vogelgrif, „de Schlüſſel lit im Holzhus hinder der Tör undere Holzbig." — „Und denn het er au gſäit, imene Schloß ſeig e Tochter

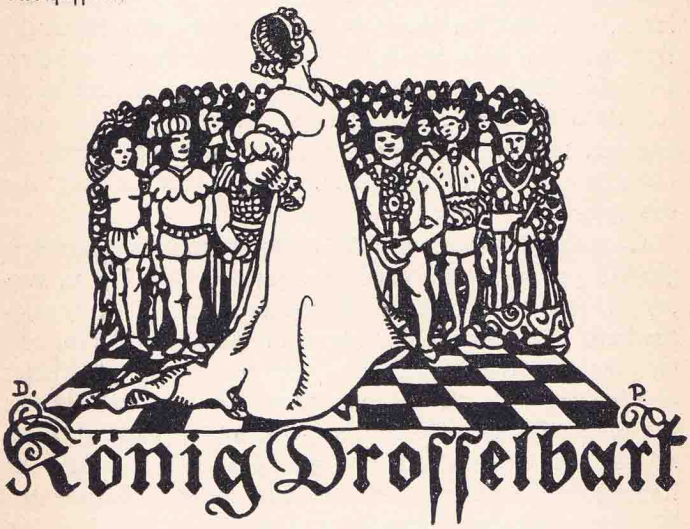
chrank und se wüße kais Mittel für se gsund z' mache." — „O die Nare," säit der Vogelgrif, „under der Chällerstäge het e Chrot es Näscht gmacht von ere Hoore, und wenn se die Hoor wieder het, so wers se gsund." — „Und denn het er au no gsäit, s' sig amene Ort es Wasser un e Ma derbi, der müeß all Lüt drüber träge." — „O de Nar," säit de Vogelgrif, „täter nome emol äine z' mitzt dri stelle, er müeßt denn käine me übere träge." Am Morge frue isch der Vogelgrif uf gstande und isch furt gange. Do chunt der Hans underem Bett füre und het e schöne Fädere gha; au het er ghört, was der Vogelgrif gsäit he wäge dem Schlüssel und der Tochter und dem Ma. D' Frau vom Vogelgrif het em do alles no nemol verzellt, daß er nüt vergäße, und denn isch er wieder häi zue gange. Zerst chunt er zum Ma bim Wasser, de frogt ne gli, was der Vogelgrif gsäit heb, do säit der Hans, er söll ne zerst übere träge, es well em's denn däne säge. Do träit ne der Ma übere. Woner däne gsi isch, so säit em der Hans, er söllt nume äinisch äine z' mitzt dri stelle, er müeß denn käine me übere träge. Do het se de Ma grüsele gfreut und säit zum Hans, er well ne zum Dank none mol ume und äne trage. Do säit der Hans näi, er well em die Müeh erspare, er seig sust mit em z'friede, und isch witer gange. Do chunt er zue dem Schloß, wo die Tochter chrank gsi isch, die nimmt er do uf d' Achsle, denn se het nit chönne laufe, und träit se d' Chellerstäge ab und nimmt das Chrotenäst under dem underste Tritt füre und gits der Tochter i d' Händ, und die springt em ab der Achsle abe und vor im d' Stäge uf und isch ganz gsund gsi. Jetz händ der Vater und d' Mueter e grüsliche Freud gha und händ dem Hans Gschänke gmacht vo Gold und Silber; und was er nume het welle, das händ sem gge. Wo do der Hans is an der Schloß cho isch, isch er gli is Holzhus gange, und het hinter der Tör under der Holzbige de Schlüssel richtig gfunde und het ne do dem Herr brocht. De het se au nid wenig gfreut und het dem Hans zur Belohnig vill vo dem Gold gge, das e der Chiste gsi isch, und sust no aller derhand für Sache, so Chüe und Schoof und Gäiße. Wo der Hans zum

Chönig cho iſch mit deme Sache alle, mit dem Gäld und dem Gold und Silber und dene Chüene, Schoofe und Gäiße, ſo frogt ne der Chönig, woner au das alles übercho heb. Do ſäit der Hans, der Vogelgrif gäb äin ſo vill me well. Do dänkt der Chönig, er chönt das au bruche und macht ſe au uf der Weg zum Vogelgrif, aber woner zue dem Waſſer cho iſch, ſo iſch er halt der erſt gſi, der ſid em Hans cho iſch, und de Ma ſtellt e z' mitzt ab und goht furt, und der Chönig iſch ertrunke. Der Hans het do d' Tochter ghürotet und iſch Chönig worde.

Der ſüße Brei

Es war einmal ein armes frommes Mädchen, das lebte mit ſeiner Mutter allein, und ſie hatten nichts mehr zu eſſen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die wußte ſeinen Jammer ſchon und ſchenkte ihm ein Töpfchen, zu dem ſollt es ſagen „Töpfchen koche", ſo kochte es guten ſüßen Hirſenbrei, und wenn es ſagte „Töpfchen ſteh", ſo hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf ſeiner Mutter heim, und nun waren ſie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und aßen ſüßen Brei ſo oft ſie woll-

ten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter „Töpfchen koche", da kocht es, und sie ißt sich satt; nun will sie, daß das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immerzu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die größte Not, und kein Mensch weiß sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim und spricht nur „Töpfchen steh", da steht es und hört auf zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der mußte sich durchessen.



König Drosselbart

Ein König hatte eine Tochter, die war über alle Maßen schön, aber dabei so stolz und übermütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und ladete dazu aus der Nähe und Ferne die heiratslustigen Männer ein. Sie wurden alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet; erst kamen die

Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherren, zuletzt die Edelleute. Nun ward die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick: „Das Weinfaß!" sprach sie. Der andere zu lang: „Lang und schwank hat keinen Gang". Der dritte zu kurz: „Kurz und dick hat kein Geschick." Der vierte zu blaß: „Der bleiche Tod!" Der fünfte zu rot: „Der Zinshahn!" Der sechste war nicht gerad genug: „Grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!" Und so hatte sie an einem jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei," rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel." Und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts tat als über die Leute spotten und alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Türe käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es der König hörte, sprach er: „Laßt ihn heraufkommen." Da trat der Spielmann in seinen schmutzigen, verlumpten Kleidern herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter da zur Frau geben will." Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten." Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich's nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloß bleibst, du kannst nur mit deinem Manne fortziehen."

Der Bettelmann führte sie an der Hand hinaus, und sie

mußte mit ihm zu Fuß fortgehen. Als sie in einen großen Wald kamen, da fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?"
„Der gehört dem König Drosselbart;
hättst du'n genommen, so wär er dein."
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt ich genommen den König Drosselbart!"

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne grüne Wiese?"
„Sie gehört dem König Drosselbart;
hättst du'n genommen, so wär sie dein."
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt ich genommen den König Drosselbart!"

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört diese schöne große Stadt?"
„Sie gehört dem König Drosselbart;
hättst du'n genommen, so wär sie dein."
„Ich arme Jungfer zart,
ach, hätt ich genommen den König Drosselbart!"

„Es gefällt mir gar nicht," sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Manne wünschest; bin ich dir nicht gut genug?" Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach Gott, was ist das Haus so klein!
Wem mag das elende winzige Häuschen sein?"

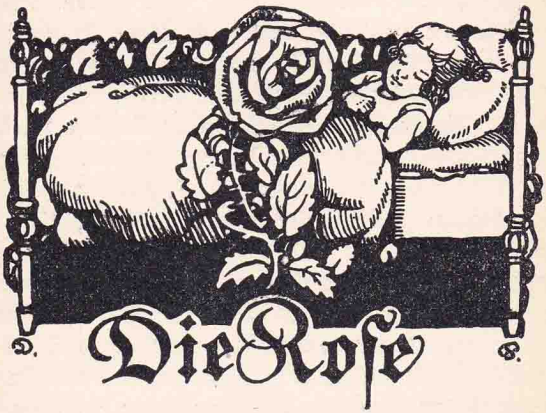
Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen." Sie mußte sich bücken, damit sie zu der niedrigen Tür hineinkam. „Wo sind die Diener?" sprach die Königstochter. „Was, Diener" antwortete der Bettelmann, „du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach nur gleich Feuer an und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde." Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost verzehrt hatten, legten sie sich zu Bett. Aber am Morgen trieb

er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten." Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim. Da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ich sehe, das geht nicht," sprach der Mann, „spinn lieber, vielleicht kannst du das besser." Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunter lief. „Siehst du," sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen: du sollst dich auf den Markt setzen und die Ware feilhalten." — „Ach," dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und feilhalten, wie werden sie mich verspotten!" Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erstemal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Ware ab und bezahlten, was sie forderte; ja, viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem Erworbenen, solange es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein. Sie setzte sich damit an eine Ecke des Marktes und stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Husar daher gejagt und ritt geradezu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mir's ergehen!" rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Da bin ich in unseres Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie

nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen; dafür bekommst du freies Essen."

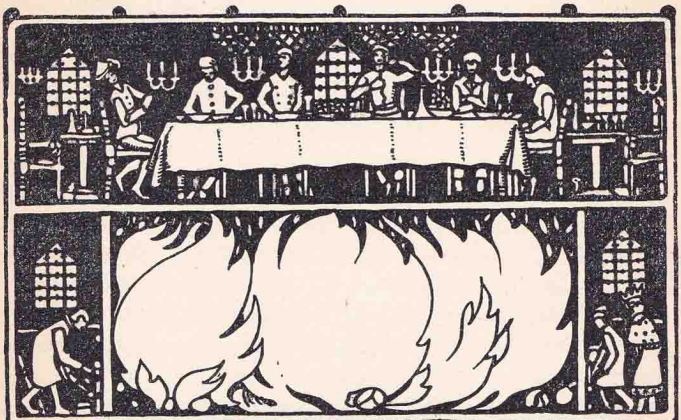
Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit tun. Sie machte sich in beiden Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie nach Haus, was ihr von dem Übriggebliebenen zuteil ward, und davon nährten sie sich. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltüre und wollte zusehen. Als nun die Lichter angezündet waren, und immer einer schöner als der andere hereintrat und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Übermut, der sie erniedrigt und in so große Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein und aus getragen wurden, und von welchen der Geruch zu ihr aufstieg, warfen ihr Diener manchmal ein paar Brocken zu, die tat sie in ihr Töpfchen und wollte es heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn herein, war in Sammet und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals. Und als er die schöne Frau in der Türe stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie weigerte sich und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Ihr Sträuben half nichts, er zog sie in den Saal: da zerriß das Band, an welchem die Taschen hingen, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Türe hinaus und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück. Und wie sie ihn ansah, war es wieder der König Drosselbart. Er sprach ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt

hat, ſind eins. Dir zuliebe habe ich mich ſo verſtellt, und der Huſar, der dir die Töpfe entzwei geritten hat, bin ich auch geweſen. Das alles iſt geſchehen, um deinen ſtolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut zu ſtrafen, womit du mich verſpotteſt haſt." Da weinte ſie bitterlich und ſagte: „Ich habe großes Unrecht gehabt und bin nicht wert, deine Frau zu ſein." Er aber ſprach: „Tröſte dich, die böſen Tage ſind vorüber, jetzt wollen wir unſere Hochzeit feiern." Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigſten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünſchten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Droſſelbart, und die rechte Freude fing jetzt erſt an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei geweſen.



Et was mal eine arme Frugge, de hadde twei Kinner; dat jungeſte moſte olle Dage in en Wald gohn un langen (holen) Holt. Aſſet nu mal ganz wiet ſöken geit, kam ſo en klein Kind, dat was awerſt ganz wacker, to em un holp (half) flietig Holt leſen un drog et auck bis für dat Hus; dann was et awerſt, eh en Augenſchlägſken (Augenblick) vergienk, verſwunnen. Dat Kind vertelde et ſiner Moder, de wul et awerſt nig glöven. Up et leſt brochte et en Rauſe (Roſe) mit un vertelde, dat ſchöne Kind hädde em deiſe Rauſe gieven un

hädde em ſägt, wenn de Rauſe upblöhet wär, dann wull et wier kummen. De Moder ſtellde dei Rauſe in't Water. Einen Morgen kam dat Kind gar nig ut dem Bedde, de Moder gink to dem Bedde hen un fund dat Kind daude (tot); et lag awerſt ganz anmotik. Un de Rauſe was den fulftigen Morgen upblöhet.



Sechſe kommen durch die ganze Welt

Es war einmal ein Mann, der verſtand allerlei Künſte. Er diente im Krieg und hielt ſich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abſchied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart," ſprach er, „das laß ich mir nicht gefallen, finde ich die rechten Leute, ſo ſoll mir der König noch die Schätze des ganzen Landes herausgeben." Da ging er voll Zorn in den Wald und ſah einen darin ſtehen, der hatte ſechs Bäume ausgerupft, als wären's Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willſt du mein Diener ſein und mit mir ziehen?" — „Ja," antwortete er, „aber erſt will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen,"

und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schulter und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen.“ Und als sie ein Weilchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?“ Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf dem Ast eines Eichbaums, der will ich das linke Auge herausschießen.“ — „O, geh mit mir,“ sprach der Mann, „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Der Jäger war bereit und ging mit ihm, und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum und ging doch links und rechts kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen,“ und ging mit seinen Dienern weiter, und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das eine Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Mein, was treibst du da oben?“ fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie laufen.“ — „O, geh mit mir,“ sprach der Mann, „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da stieg der Bläser herab und ging mit, und über eine Zeit sahen sie einen, der stand da auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. Da sprach der Herr: „Du hast dir's ja bequem gemacht zum Ausruhen.“ — „Ich bin ein Laufer,“ antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; wenn ich mit zwei Beinen laufe, so geht's geschwinder als ein Vogel fliegt.“ — „O, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“ Da ging er mit, und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohre sitzen. Da sprach

der Herr zu ihm: „Manierlich! manierlich! Häng deinen Hut doch nicht auf ein Ohr, du siehst ja aus wie ein Hans Narr.“ „Ich darf's nicht tun,“ sprach der andere, „denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde.“ — „O, geh mit mir,“ sprach der Herr, „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen.“

Nun gingen die sechse in eine Stadt, wo der König hatte bekannt machen lassen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufen wollte und den Sieg davon trüge, der sollte ihr Gemahl werden; wer aber verlöre, müßte auch seinen Kopf hergeben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen.“ Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften.“ Als das verabredet und festgemacht war, schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen.“ Es war aber bestimmt, daß wer am ersten Wasser aus einem weit abgelegenen Brunnen brächte, der sollte Sieger sein. Nun bekam der Laufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an. Aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbeigesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit, da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er hatte aber einen Pferdeschädel, der da auf der Erde lag, zum Kopfkissen gemacht, damit er hart läge und bald wieder erwachte. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut es ein gewöhnlicher Mensch vermag, bei dem Brunnen angelangt, und eilte mit ihrem Krug voll Wasser zurück; und als sie den Laufer daliegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist

in meine Hände gegeben," leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll doch gegen uns nicht aufkommen," lud seine Büchse und schoß so geschickt, daß er dem Laufer den Pferdeschädel unter dem Kopf wegschoß, ohne ihm weh zu tun. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon weit voraus war. Aber er verlor den Mut nicht, lief mit dem Krug wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und war noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim. „Seht ihr," sprach er, „jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher war's gar kein Laufen zu nennen."

Den König aber kränkte es, und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner abgedankter Soldat davon tragen sollte; sie ratschlagten miteinander, wie sie ihn samt seinen Gesellen los würden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heim kommen." Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken," und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen und die Türen waren auch von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen: „Geht hinein und laßt's euch wohl sein." Und wie sie darinnen waren, ließ er die Türe verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lange unter die Stube zu machen, bis das Eisen glühend würde. Das tat der Koch, und es fing an und ward den sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen; als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Türe und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt hatte und sie ersticken

wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerade, und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verschwand und die Speisen auf den Schüsseln anfingen zu frieren. Als nun ein paar Stunden herum waren und der König glaubte, sie wären in der Hitze verschmachtet, ließ er die Türe öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Türe aufging, standen sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie heraus könnten, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht getan hätte, was ihm wäre befohlen worden. Der Koch aber antwortete: „Es ist Glut genug da, seht nur selbst." Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte.

Nun sann der König aufs neue, wie er die bösen Gäste los würde, ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, soviel du willst." — „O ja, Herr König," antwortete er, „gebt mir soviel als mein Diener tragen kann, so verlange ich Eure Tochter nicht." Das war der König zufrieden, und jener sprach weiter: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen." Darauf rief er alle Schneider aus dem ganzen Reich herbei, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der Starke, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den hausgroßen Ballen Leinwand auf der Schulter trägt?" erschrak und dachte, „was wird der für Gold wegschleppen!" Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer tragen, aber der Starke packte sie mit einer Hand, steckte sie in den Sack

und ſprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden.“ Da ließ der König nach und nach ſeinen ganzen Schatz herbeitragen, den ſchob der Starke in den Sack hinein, und der Sack ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei,“ rief er, „die paar Brocken füllen nicht.“ Da mußten noch ſiebentauſend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zuſammengefahren werden. Die ſchob der Starke ſamt den vorgeſpannten Ochſen in ſeinen Sack. „Ich will's nicht lange beſehen,“ ſprach er, „und nehmen was kommt, damit der Sack nur voll wird.“ Wie alles darin ſtak, ging doch noch viel hinein, da ſprach er: „Ich will dem Ding ein Ende machen, man bindet wohl einmal einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll iſt.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit ſeinen Geſellen fort.

Als der König nun ſah, wie der einzige Mann des ganzen Landes Reichtum forttrug, ward er zornig und ließ ſeine Reiterei aufſitzen, die ſollten den ſechſen nachjagen, und hatten Befehl, dem Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten ſie bald ein und riefen ihnen zu: „Ihr ſeid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder oder ihr werdet zuſammengehauen.“ — „Was ſagt ihr?“ ſprach der Bläſer, „wir wären Gefangene? Eher ſollt ihr ſämtlich in der Luft herumtanzen,“ hielt das eine Naſenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an; da fuhren ſie auseinander und in die blaue Luft über alle Berge weg, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiente. Da ließ der Bläſer ein wenig nach, ſo daß er ohne Schaden wieder herab kam, dann ſprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und ſag, er ſollte nur noch mehr Reiterei ſchicken, ich wollte ſie alle in die Luft blaſen.“ Der König, als er den Beſcheid vernahm, ſprach: „Laßt die Kerle gehen, die haben etwas an ſich.“ Da brachten die ſechs den Reichtum heim, teilten ihn unter ſich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Der Teufel mit den drei goldenen Haaren

D. P.

Es war einmal eine arme Frau, die gebar ein Söhnlein, und weil es eine Glückshaut um hatte, als es zur Welt kam, so ward ihm geweisſagt, es werde im vierzehnten Jahr die Tochter des Königs zur Frau haben. Es trug ſich zu, daß der König bald darauf ins Dorf kam, und niemand wußte, daß es der König war, und als er die Leute fragte, was es Neues gäbe, ſo antworteten ſie: „Es iſt in dieſen Tagen ein Kind mit einer Glückshaut geboren. Was ſo einer unternimmt, das ſchlägt ihm zum Glück aus. Es iſt ihm auch voraus geſagt, in ſeinem vierzehnten Jahre ſolle er die Tochter des Königs zur Frau haben.“ Der König, der ein böſes Herz hatte und über die Weisſagung ſich ärgerte, ging zu den Eltern, tat ganz freundlich und ſagte: „Ihr armen Leute, überlaßt mir euer Kind, ich will es verſorgen.“ Anfangs

weigerten sie sich, da aber der fremde Mann schweres Geld dafür bot und sie dachten: „Es ist ein Glückskind, es muß doch zu seinem Besten ausschlagen," so willigten sie endlich ein und gaben ihm das Kind.

Der König legte es in eine Schachtel und ritt damit weiter, bis er zu einem tiefen Wasser kam. Da warf er die Schachtel hinein und dachte: „Von dem unerwarteten Freier habe ich meiner Tochter geholfen." Die Schachtel aber ging nicht unter, sondern schwamm wie ein Schiffchen, und es drang auch kein Tröpfchen Wasser hinein. So schwamm sie bis zwei Meilen von des Königs Hauptstadt, wo eine Mühle war, an dessen Wehr sie hängen blieb. Ein Mahlbursche, der glücklicherweise da stand und sie bemerkte, zog sie mit einem Haken heran und meinte, große Schätze zu finden, als er sie aber aufmachte, lag ein schöner Knabe darin, der ganz frisch und munter war. Er brachte ihn zu den Müllersleuten, und weil diese keine Kinder hatten, freuten sie sich und sprachen: „Gott hat es uns beschert." Sie pflegten den Findling wohl, und er wuchs in allen Tugenden heran.

Es trug sich zu, daß der König einmal bei einem Gewitter in die Mühle trat und die Müllersleute fragte, ob der große Junge ihr Sohn wäre. „Nein," antworteten sie, „es ist ein Findling, er ist vor vierzehn Jahren in einer Schachtel ans Wehr geschwommen, und der Mahlbursche hat ihn aus dem Wasser gezogen." Da merkte der König, daß es niemand anders, als das Glückskind war, das er ins Wasser geworfen hatte, und sprach: „Ihr guten Leute, könnte der Junge nicht einen Brief an die Frau Königin bringen, ich will ihm zwei Goldstücke zum Lohn geben?" — „Wie der Herr König gebietet," antworteten die Leute und hießen den Jungen, sich bereit halten. Da schrieb der König einen Brief an die Königin, worin stand: „Sobald der Knabe mit diesem Schreiben angelangt ist, soll er getötet und begraben werden, und das alles soll geschehen, ehe ich zurückkomme."

Der Knabe machte sich mit diesem Briefe auf den Weg, verirrte sich aber und kam abends in einen großen Wald.

In der Dunkelheit sah er ein kleines Licht, ging darauf zu und gelangte zu einem Häuschen. Als er hineintrat, saß eine alte Frau beim Feuer ganz allein. Sie erschrak, als sie den Knaben erblickte und sprach: „Wo kommst du her und wo willst du hin?“ — „Ich komme von der Mühle,“ antwortete er, „und will zur Frau Königin, der ich einen Brief bringen soll. Weil ich mich aber in dem Walde verirrt habe, so wollte ich hier gerne übernachten.“ — „Du armer Junge,“ sprach die Frau, „du bist in ein Räuberhaus geraten, und wenn sie heim kommen, so bringen sie dich um.“ — „Mag kommen, wer will,“ sagte der Junge, „ich fürchte mich nicht; ich bin aber so müde, daß ich nicht weiter kann,“ streckte sich auf eine Bank und schlief ein. Bald hernach kamen die Räuber und fragten zornig, was da für ein fremder Knabe läge. „Ach,“ sagte die Alte, „es ist ein unschuldiges Kind, es hat sich im Walde verirrt, und ich habe es aus Barmherzigkeit aufgenommen. Es soll einen Brief an die Frau Königin bringen.“ Die Räuber erbrachen den Brief und lasen ihn, und es stand darin, daß der Knabe sogleich, wie er ankäme, sollte ums Leben gebracht werden. Da empfanden die hartherzigen Räuber Mitleid, und der Anführer zerriß den Brief und schrieb einen andern, und es stand darin, sowie der Knabe ankäme, sollte er sogleich mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen ihn dann ruhig bis zum andern Morgen auf der Bank liegen, und als er aufgewacht war, gaben sie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg. Die Königin aber, als sie den Brief empfangen und gelesen hatte, tat, wie darin stand, hieß ein prächtiges Hochzeitsfest anstellen, und die Königstochter ward mit dem Glückskind vermählt; und da der Jüngling schön und freundlich war, so lebte sie vergnügt und zufrieden mit ihm.

Nach einiger Zeit kam der König wieder in sein Schloß und sah, daß die Weisſagung erfüllt und das Glückskind mit seiner Tochter vermählt war. „Wie ist das zugegangen?“ sprach er, „ich habe in meinem Brief einen ganz andern Befehl erteilt.“ Da reichte ihm die Königin den Brief und

ſagte, er möchte ſelbſt ſehen, was darin ſtände. Der König las den Brief und merkte wohl, daß er mit einem andern war vertauſcht worden. Er fragte den Jüngling, wie es mit dem anvertrauten Briefe zugegangen wäre, warum er einen andern dafür gebracht hätte. „Ich weiß von nichts," antwortete er, „er muß mir in der Nacht vertauſcht ſein, als ich im Walde geſchlafen habe." Voll Zorn ſprach der König: „So leicht ſoll es dir nicht werden, wer meine Tochter haben will, der muß mir aus der Hölle drei goldene Haare von dem Haupte des Teufels holen; bringſt du mir, was ich verlange, ſo ſollſt du meine Tochter behalten." Damit hoffte der König, ihn auf immer loszuwerden. Das Glückskind aber antwortete: „Die goldenen Haare will ich wohl holen, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht." Darauf nahm er Abſchied und begann ſeine Wanderſchaft.

Der Weg führte ihn zu einer großen Stadt, wo ihn der Wächter an dem Tore ausfragte, was für ein Gewerbe er verſtände und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete das Glückskind. „So kannſt du uns einen Gefallen tun," ſagte der Wächter, „wenn du uns ſagſt, warum unſer Marktbrunnen, aus dem ſonſt Wein quoll, trocken geworden iſt, und nicht einmal mehr Waſſer gibt." — „Das ſollt ihr erfahren," antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme." Da ging er weiter und kam vor eine andere Stadt, da fragte der Torwächter wiederum, was für ein Gewerbe er verſtünde und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete er. „So kannſt du uns einen Gefallen tun und uns ſagen, warum ein Baum in unſerer Stadt, der ſonſt goldene Äpfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt." — „Das ſollt ihr erfahren," antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme." Da ging er weiter und kam an ein großes Waſſer, über das er hinüber mußte. Der Fährmann fragte ihn, was er für ein Gewerbe verſtände und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete er. „So kannſt du mir einen Gefallen tun," ſprach der Fährmann, „und mir ſagen, warum ich immer hin und her fahren muß und niemals abgelöſt werde?"

— „Das ſollſt du erfahren," antwortete er, „warte nur, bis ich wiederkomme."

Als er über das Waſſer hinüber war, ſo fand er den Eingang zur Hölle. Es war ſchwarz und rußig darin, und der Teufel war nicht zu Haus, aber ſeine Ellermutter ſaß da in einem breiten Sorgenſtuhl. „Was willſt du?" ſprach ſie zu ihm, ſah aber gar nicht ſo böſe aus. „Ich wollte gerne drei goldene Haare von des Teufels Kopf," antwortete er, „ſonſt kann ich meine Frau nicht behalten." — „Das iſt viel verlangt," ſagte ſie, „wenn der Teufel heim kommt und findet dich, ſo geht dir's an den Kragen; aber du dauerſt mich, ich will ſehen, ob ich dir helfen kann." Sie verwandelte ihn in eine Ameiſe und ſprach: „Kriech in meine Rockfalten, da biſt du ſicher." — „Ja," antwortete er, „das iſt ſchon gut, aber drei Dinge möchte ich gerne noch wiſſen, warum ein Brunnen, aus dem ſonſt Wein quoll, trocken geworden iſt, jetzt nicht einmal mehr Waſſer gibt; warum ein Baum, der ſonſt goldene Äpfel trug, nicht einmal mehr Laub treibt, und warum ein Fährmann immer herüber und hinüber fahren muß und nicht abgelöſt wird." — „Das ſind ſchwere Fragen," antwortete ſie, „aber halte dich nur ſtill und ruhig und hab acht, was der Teufel ſpricht, wann ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe."

Als der Abend einbrach, kam der Teufel nach Haus. Kaum war er eingetreten, ſo merkte er, daß die Luft nicht rein war. „Ich rieche, rieche Menſchenfleiſch," ſagte er, „es iſt hier nicht richtig." Dann guckte er in alle Ecken und ſuchte, konnte aber nichts finden. Die Ellermutter ſchalt ihn aus, „eben iſt erſt gekehrt," ſprach ſie, „und alles in Ordnung gebracht, nun wirfſt du mir's wieder untereinander; immer haſt du Menſchenfleiſch in der Naſe! Setze dich nieder und iß dein Abendbrot." Als er gegeſſen und getrunken hatte, war er müde, legte der Ellermutter ſeinen Kopf in den Schoß und ſagte, ſie ſollte ihn ein wenig lauſen. Es dauerte nicht lange, ſo ſchlummerte er ein, blies und ſchnarchte. Da faßte die Alte ein goldenes Haar, riß es aus und legte es neben ſich.

„Autsch!“ schrie der Teufel, „was hast du vor?“ — „Ich habe einen schweren Traum gehabt,“ antwortete die Ellermutter, „da hab ich dir in die Haare gefaßt.“ — „Was hat dir denn geträumt?“ fragte der Teufel. „Mir hat geträumt, ein Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, sei versiegt, und es habe nicht einmal Wasser daraus quellen wollen, was ist wohl schuld daran?“ — „He, wenn sie's wüßten!“ antwortete der Teufel, „es sitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen, wenn sie die töten, so wird der Wein schon wieder fließen.“ Die Ellermutter lauste ihn wieder, bis er einschlief und schnarchte, daß die Fenster zitterten. Da riß sie ihm das zweite Haar aus. „Hu! was machst du?“ schrie der Teufel zornig. „Nimm's nicht übel,“ antwortete sie, „ich habe es im Traum getan.“ — „Was hat dir wieder geträumt?“ fragte er. „Mir hat geträumt, in einem Königreiche ständ ein Obstbaum, der hätte sonst goldene Äpfel getragen und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben. Was war wohl die Ursache davon?“ — „He, wenn sie's wüßten!“ antwortete der Teufel, „an der Wurzel nagt eine Maus, wenn sie die töten, so wird er schon wieder goldene Äpfel tragen, nagt sie aber noch länger, so verdorrt der Baum gänzlich. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruhe, wenn du mich noch einmal im Schlafe störst, so kriegst du eine Ohrfeige.“ Die Ellermutter sprach ihm gut zu und lauste ihn wieder, bis er eingeschlafen war und schnarchte. Da faßte sie das dritte goldene Haar und riß es ihm aus. Der Teufel fuhr in die Höhe, schrie und wollte übel mit ihr wirtschaften, aber sie besänftigte ihn nochmals und sprach: „Wer kann für böse Träume!“ — „Was hat dir denn geträumt?“ fragte er, und war doch neugierig. „Mir hat von einem Fährmann geträumt, der sich beklagte, daß er immer hin und her fahren müßte und nicht abgelöst würde. Was ist wohl schuld?“ — „He, der Dummbart!“ antwortete der Teufel, „wenn einer kommt und will überfahren, so muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der andere überfahren und er ist frei.“ Da die Ellermutter ihm die drei goldenen Haare ausgerissen hatte und

die drei Fragen beantwortet waren, so ließ sie den alten Drachen in Ruhe, und er schlief, bis der Tag anbrach.

Als der Teufel wieder fortgezogen war, holte die Alte die Ameise aus der Rockfalte und gab dem Glückskind die menschliche Gestalt zurück. „Da hast du die drei goldenen Haare," sprach sie, „was der Teufel zu deinen drei Fragen gesagt hat, wirst du wohl gehört haben." — „Ja," antwortete er, „ich habe es gehört und will's wohl behalten." — „So ist dir geholfen," sagte sie, „und nun kannst du deiner Wege ziehen." Er bedankte sich bei der Alten für die Hilfe in der Not, verließ die Hölle und war vergnügt, daß ihm alles so wohl geglückt war. Als er zu dem Fährmann kam, sollte er ihm die versprochene Antwort geben. „Fahr mich erst hinüber," sprach das Glückskind, „so will ich dir sagen, wie du erlöst wirst," und als er auf dem jenseitigen Ufer angelangt war, gab er ihm des Teufels Rat: „Wenn wieder einer kommt und will übergefahren sein, so gib ihm nur die Stange in die Hand." Er ging weiter und kam zu der Stadt, worin der unfruchtbare Baum stand und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da sagte er ihm, wie er vom Teufel gehört hatte: „Tötet die Maus, die an seiner Wurzel nagt, so wird er wieder goldene Äpfel tragen." Da dankte ihm der Wächter und gab ihm zur Belohnung zwei mit Gold beladene Esel, die mußten ihm nachfolgen. Zuletzt kam er zu der Stadt, deren Brunnen versiegt war. Da sprach er zu dem Wächter, wie der Teufel gesprochen hatte, „es sitzt eine Kröte im Brunnen unter einem Stein, die müßt Ihr aufsuchen und töten, so wird er wieder reichlich Wein geben." Der Wächter dankte und gab ihm ebenfalls zwei mit Gold beladene Esel.

Endlich langte das Glückskind daheim bei seiner Frau an, die sich herzlich freute, als sie ihn wiedersah und hörte wie wohl ihm alles gelungen war. Dem König brachte er was er verlangt hatte, die drei goldenen Haare des Teufels, und als dieser die vier Esel mit dem Golde sah, ward er ganz vergnügt und sprach: „Nun sind alle Bedingungen er-

füllt und du kannſt meine Tochter behalten. Aber, lieber Schwiegerſohn, ſage mir doch, woher iſt das viele Gold? Das ſind ja gewaltige Schätze!" — „Ich bin über einen Fluß gefahren," antwortete er, „und da habe ich es mitgenommen, es liegt dort ſtatt des Sandes am Ufer." — „Kann ich mir auch davon holen?" ſprach der König und war ganz begierig. „Soviel Ihr nur wollt," antwortete er, „es iſt ein Fährmann auf dem Fluß, von dem laßt Euch überfahren, ſo könnt Ihr drüben Eure Säcke füllen." Der habſüchtige König machte ſich in aller Eile auf den Weg, und als er zu dem Fluß kam, ſo winkte er dem Fährmann, der ſollte ihn überſetzen. Der Fährmann kam und hieß ihn einſteigen, und als ſie an das jenſeitige Ufer kamen, gab er ihm die Ruderſtange in die Hand und ſprang davon. Der König aber mußte von nun an fahren zur Strafe für ſeine Sünden.

„Fährt er wohl noch?" — „Was denn? Es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben."

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts, und er mußte ſich

vom Kornhandel kümmerlich ernähren; da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen kahlen Berg, und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er so stand, sah er zwölf wilde große Männer daher kommen; weil er nun glaubte, das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und stieg auf einen Baum und wartete, was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen: „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf." Alsbald tat sich der kahle Berg in der Mitte voneinander, und die Zwölfe gingen hinein, und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Über eine kleine Weile aber tat er sich wieder auf, und die Männer kamen heraus und trugen schwere Säcke auf dem Rücken, und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie: „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich zu." Da fuhr der Berg zusammen und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baum herunter und war neugierig, was wohl im Berge Heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach: „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf", und der Berg tat sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein, und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold, und hinten lagen große Haufen Perlen und blitzende Edelsteine, wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht, was er anfangen sollte und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder herauskam, sprach er gleichfalls: „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich zu", da schloß sich der Berg, und er fuhr mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und tat jedermann Gutes. Als aber das Geld zu Ende war, ging er zu seinem Bruder, lieh einen Scheffel und

holte sich von neuem; doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er sich zum drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei seinem Bruder abermals den Scheffel. Der Reiche aber war schon lange neidisch über sein Vermögen und den schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen, woher der Reichtum käme und was sein Bruder mit dem Scheffel anfinge. Da dachte er eine List aus und bestrich den Boden mit Pech, und wie er das Maß zurückbekam, so war ein Goldstück darin hängen geblieben. Alsbald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn: „Was hast du mit dem Scheffel gemessen?" — „Korn und Gerste," sagte der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wollt er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war. Der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anspannen, fuhr hinaus, wollte die Gelegenheit besser benutzen und ganz andere Schätze mitbringen. Wie er vor den Berg kam, rief er: „Berg Semsi, Berg Semsi, tu dich auf." Der Berg tat sich auf, und er ging hinein. Da lagen die Reichtümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht, wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Edelsteine auf, soviel er tragen konnte. Er wollte seine Last hinausbringen, weil aber Herz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Berges vergessen und rief: „Berg Simeli, Berg Simeli, tu dich auf." Aber das war der rechte Name nicht, und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst, aber je länger er nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken, und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend tat sich der Berg auf, und die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, lachten sie und riefen: „Vogel, haben wir dich endlich, meinst du, wir hätten's nicht gemerkt, daß du zweimal hereingekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen, zum drittenmal sollst du nicht wieder heraus." Da rief er: „Ich war's nicht, mein Bruder war's," aber er mochte bitten um sein Leben und sagen was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

Jorinde und Joringel

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich zur Katze oder zur Nachteule, des Abends aber wurde sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie, kochte und briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach. Wenn aber eine keusche Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein und trug den Korb in eine Kammer des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

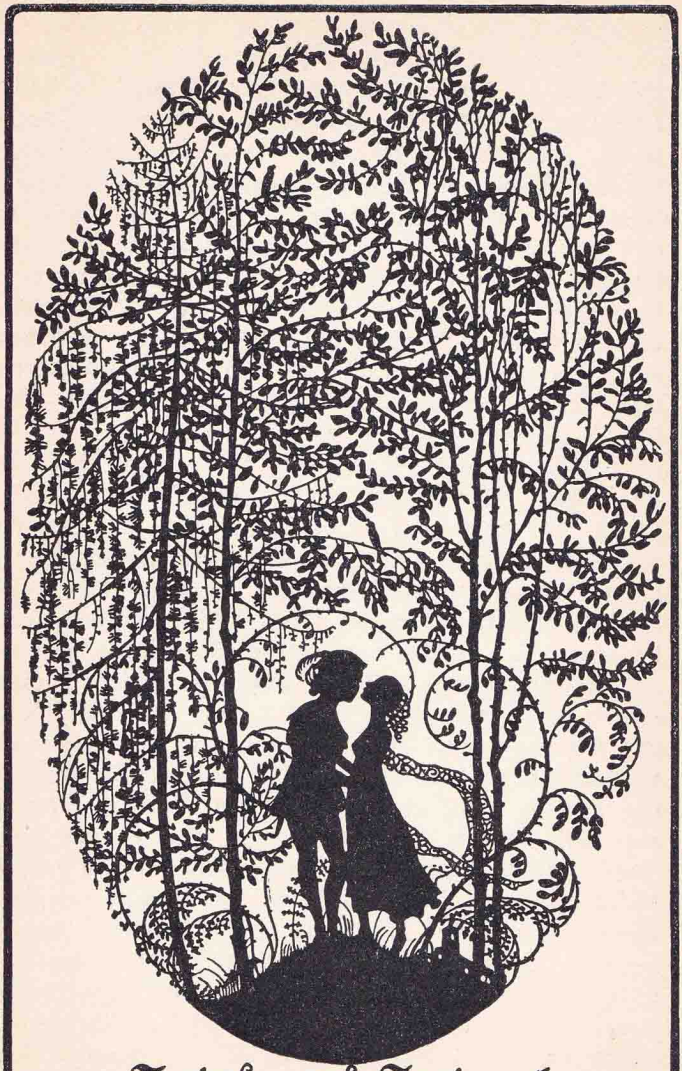
Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle anderen Mädchen. Die und dann ein gar schöner Jüngling, Namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen und sie

hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich," sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß kommst." Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen. Sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nahe bei sich; er erschrak und wurde todbang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
singt Leide, Leide, Leide:
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
singt Leide, Lei — zucküth, zickütth, zickütth."

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang „zickütth, zickütth". Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal „schuh, hu, hu, hu". Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter: die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager: große rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel, wenns Mondel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund." Da wurde Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben, aber sie sagte, er sollte sie nie



Jorinde und Joringel

D. Polster.

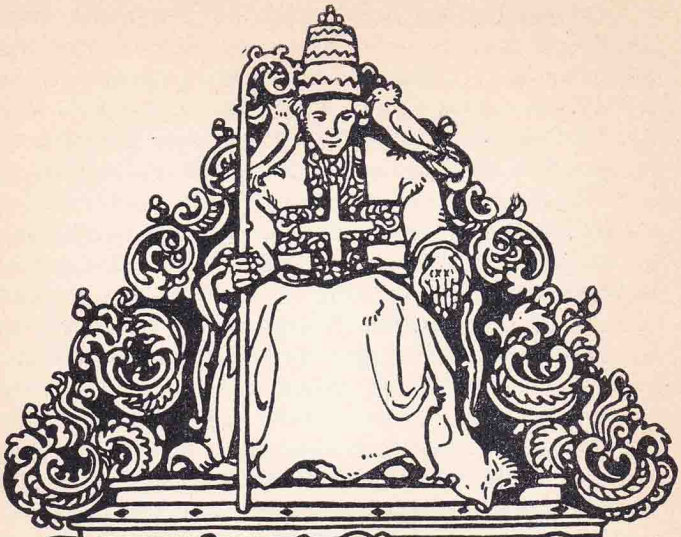
wieder haben, und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. „Uu, was soll mir geschehen?“ Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf. Da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse. Alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an durch Berg und Tal zu suchen, ob er eine solche Blume fände. Er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritt nahe bis zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Tor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf. Er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähme; endlich hörte er's. Er ging und fand den Saal, darauf war die Zauberin und fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, sehr bös, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen, wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden? Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel wegnahm und damit nach der Türe ging. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib. Nun konnte es nicht mehr zaubern, und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön wie sie ehemals war. Da machte er auch alle die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause, und sie lebten lange vergnügt zusammen.

Die Rübe

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Not helfen, zog den Soldatenrock aus und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säte Rübsamen. Der Same ging auf, und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Zuletzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen anfüllte und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen sollte und ob's sein Glück oder sein Unglück wäre. Endlich dachte er: „Verkaufst du sie, was wirst du Großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so tun die kleinen Rüben denselben Dienst; am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit." Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Was ist das für ein seltsam Ding?" sagte der König, „mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungetüm noch nicht; aus was für Samen mag die gewachsen sein? Oder dir gerät's allein und du bist ein Glückskind." — „Ach nein," sagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der, weil er sich nicht mehr nähren konnte, den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich, und Euch, Herr König, auch wohl bekannt, ich aber, weil ich nichts

habe, bin von aller Welt vergessen." Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „Deiner Armut sollst du überhoben und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst." Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Äcker, Wiesen und Herden und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichtum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollt's aber noch viel gescheiter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, denn hätte sein Bruder soviel für eine Rübe bekommen, was würde es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte, er wüßte ihm nichts wiederzugeben, das seltener und besser wäre als die große Rübe. Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Daheim wußte er nicht, an wem er seinen Zorn und Ärger auslassen sollte, bis ihm böse Gedanken kamen, und er beschloß, seinen Bruder zu töten. Er gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt stellen, und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach: „Lieber Bruder, ich weiß einen heimlichen Schatz, den wollen wir miteinander heben und teilen." Der andere ließ sich's auch gefallen und ging ohne Arg mit. Als sie aber hinauskamen, stürzten die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl aus der Ferne lauter Gesang und Hufschlag, daß ihnen der Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinaufwanden und die Flucht ergriffen. Er aber arbeitete oben, bis er ein Loch im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Wer aber des Wegs kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein junger Geselle, der fröhlich sein Lied singend durch den Wald auf der Straße daher ritt. Wie der oben nun merkte, daß einer unter ihm vorbeiging, rief

er: „Sei mir gegrüßt zu guter Stunde.“ Der Schüler guckte ſich überall um, wußte nicht, wo die Stimme herſchallte, endlich ſprach er: „Wer ruft mir?“ Da antwortete er aus dem Wipfel: „Erhebe deine Augen, ich ſitze hier oben im Sack der Weisheit; in kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen ſind alle Schulen ein Wind; um ein weniges, ſo werde ich ausgelernt haben, herabſteigen und weiſer ſein als alle Menſchen. Ich verſtehe die Geſtirne und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde, den Sand im Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Steine. Wärſt du einmal drin, du würdeſt fühlen, was für Herrlichkeit aus dem Sack der Weisheit fließt.“ Der Schüler, wie er das alles hörte, erſtaunte und ſprach: „Geſegnet ſei die Stunde, wo ich dich gefunden habe, könnt ich nicht auch ein wenig in den Sack kommen?“ Oben der antwortete, als tät er's nicht gerne, „eine kleine Weile will ich dich wohl hineinlaſſen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch noch eine Stunde warten, es iſt ein Stück übrig, das ich erſt lernen muß.“ Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war ihm die Zeit zu lang und er bat, daß er doch möchte hineingelaſſen werden, ſein Durſt nach Weisheit wäre gar zu groß. Da ſtellte ſich der oben, als gäbe er endlich nach und ſprach: „Damit ich aus dem Haus der Weisheit heraus kann, mußt du den Sack am Strick herunterlaſſen, ſo ſollſt du eingehen.“ Alſo ließ der Schüler ihn herunter, band den Sack auf und befreite ihn, dann rief er ſelber: „Nun zieh mich recht geſchwind hinauf,“ und wollt geradſtehend in den Sack einſchreiten. „Halt!“ ſagte der andere, „ſo geht's nicht an,“ packte ihn beim Kopf, ſteckte ihn umgekehrt in den Sack, ſchnürte zu und zog den Jünger der Weisheit am Strick baumwärts, dann ſchwengelte er ihn in der Luft und ſprach: „Wie ſteht's, mein lieber Geſelle? Siehe, ſchon fühlſt du, daß dir die Weisheit kommt und machſt gute Erfahrung, ſitze alſo fein ruhig, bis du klüger wirſt.“ Damit ſtieg er auf des Schülers Pferd, ritt fort, ſchickte aber nach einer Stunde jemand, der ihn wieder herablaſſen mußte.



Die drei Sprachen

In der Schweiz lebte einmal ein alter Graf, der hatte nur einen einzigen Sohn, aber er war dumm und konnte nichts lernen. Da sprach der Vater: „Höre, mein Sohn, ich bringe dir nichts in deinen Kopf, ich mag es anfangen, wie ich will. Du mußt fort von hier, ich will dich einem berühmten Meister übergeben, der soll es mit dir versuchen.“ Der Junge ward in eine fremde Stadt geschickt und blieb bei dem Meister ein ganzes Jahr. Nach Verlauf dieser Zeit kam er wieder heim, und der Vater fragte: „Nun, mein Sohn, was hast du gelernt?“ — „Vater, ich habe gelernt, was die Hunde bellen,“ antwortete er. „Daß Gott erbarm,“ rief der Vater aus, „ist das alles, was du gelernt hast? Ich will dich in eine andere Stadt zu einem andern Meister tun.“ Der Junge ward hingebracht und blieb bei diesem Meister auch ein Jahr. Als er zurückkam, fragte der Vater wiederum:

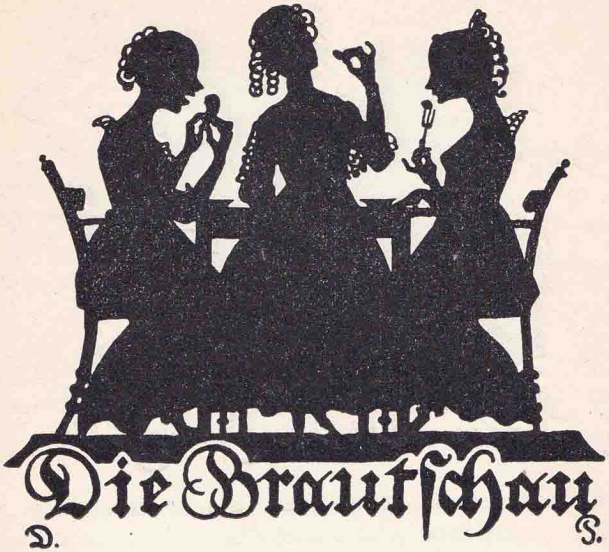
„Mein Sohn, was haſt du gelernt?“ Er antwortete: „Vater, ich habe gelernt, was die Vögli ſprechen.“ Da geriet der Vater in Zorn und ſprach: „O du verlorner Menſch, haſt die koſtbare Zeit hingebracht und nichts gelernt, und ſchämſt dich nicht, mir unter die Augen zu treten? Ich will dich zu einem dritten Meiſter ſchicken, aber lernſt du auch diesmal nichts, ſo will ich dein Vater nicht mehr ſein.“ Der Sohn blieb bei dem dritten Meiſter ebenfalls ein ganzes Jahr, und als er wieder nach Haus kam und der Vater fragte: „Mein Sohn, was haſt du gelernt?“ ſo antwortete er: „Lieber Vater, ich habe dieſes Jahr gelernt, was die Fröſche quaken.“ Da geriet der Vater in den höchſten Zorn, ſprang auf, rief ſeine Leute herbei und ſprach: „Dieſer Menſch iſt mein Sohn nicht mehr, ich ſtoße ihn aus und gebiete euch, daß ihr ihn hinaus in den Wald führt und ihm das Leben nehmt.“ Sie führten ihn hinaus, aber als ſie ihn töten ſollten, konnten ſie nicht vor Mitleid und ließen ihn gehen. Sie ſchnitten einem Reh Augen und Zunge aus, damit ſie dem Alten die Wahrzeichen bringen konnten.

Der Jüngling wanderte fort und kam nach einiger Zeit zu einer Burg, wo er um Nachtherberge bat. „Ja,“ ſagte der Burgherr, „wenn du da unten in dem alten Turm übernachten willſt, ſo gehe hin, aber ich warne dich, es iſt lebensgefährlich, denn er iſt voll wilder Hunde, die bellen und heulen in einem fort, und zu gewiſſen Stunden müſſen ſie einen Menſchen ausgeliefert haben, den ſie auch gleich verzehren.“ Die ganze Gegend war darüber in Trauer und Leid und konnte doch niemand helfen. Der Jüngling aber war ohne Furcht und ſprach: „Laßt mich nur hinab zu den bellenden Hunden, und gebt mir etwas, das ich ihnen vorwerfen kann; mir ſollen ſie nichts tun.“ Weil er nun ſelber nicht anders wollte, ſo gaben ſie ihm etwas Eſſen für die wilden Tiere und brachten ihn hinab zu dem Turm. Als er hinein trat, bellten ihn die Hunde nicht an, wedelten mit den Schwänzen ganz freundlich um ihn herum, fraßen was er ihnen hinſetzte und krümmten ihm kein Härchen. Am

andern Morgen kam er zu jedermanns Erstaunen gesund und unversehrt wieder zum Vorschein und sagte zu dem Burgherrn: „Die Hunde haben mir in ihrer Sprache offenbart, warum sie da hausen und dem Lande Schaden bringen. Sie sind verwünscht und müssen einen großen Schatz hüten, der unten im Turme liegt, und kommen nicht eher zur Ruhe, als bis er gehoben ist; und wie dies geschehen muß, das habe ich ebenfalls aus ihren Reden vernommen." Da freuten sich alle, die das hörten, und der Burgherr sagte, er wollte ihn an Sohnes Statt annehmen, wenn er es glücklich vollbrächte. Er stieg wieder hinab, und weil er wußte, was er zu tun hatte, so vollführte er es und brachte eine mit Gold gefüllte Truhe herauf. Das Geheul der wilden Hunde ward von nun an nicht mehr gehört, sie waren verschwunden, und das Land war von der Plage befreit.

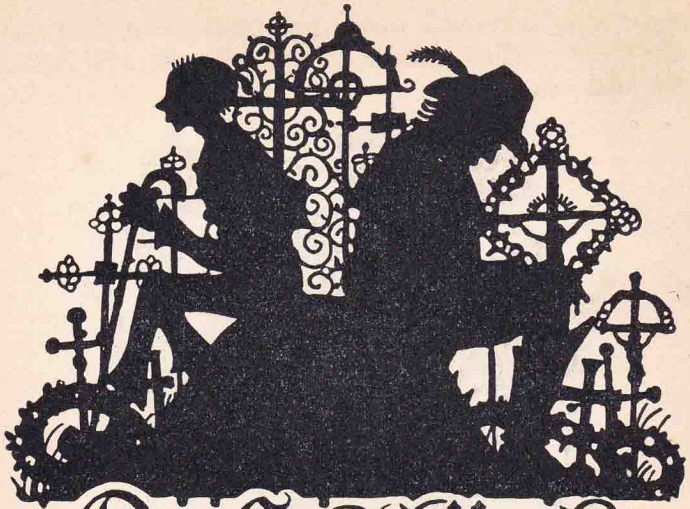
Über eine Zeit kam es ihm in den Sinn, er wollte nach Rom fahren. Auf dem Weg kam er an einem Sumpf vorbei, in welchem Frösche saßen und quakten. Er horchte auf, und als er vernahm, was sie sprachen, ward er ganz nachdenklich und traurig. Endlich langte er in Rom an, da war gerade der Papst gestorben und unter den Kardinälen großer Zweifel, wen sie zum Nachfolger bestimmen sollten. Sie wurden zuletzt einig, derjenige sollte zum Papst erwählt werden, an dem sich ein göttliches Wunderzeichen offenbaren würde. Und als das eben beschlossen war, in demselben Augenblick trat der junge Graf in die Kirche, und plötzlich flogen zwei schneeweiße Tauben auf seine beiden Schultern und blieben da sitzen. Die Geistlichkeit erkannte darin das Zeichen Gottes und fragte ihn auf der Stelle, ob er Papst werden wolle. Er war unschlüssig und wußte nicht, ob er dessen würdig wäre, aber die Tauben redeten ihm zu, daß er es tun möchte, und endlich sagte er „ja". Da wurde er gesalbt und geweiht, und damit war eingetroffen, was er von den Fröschen unterwegs gehört und was ihn so bestürzt gemacht hatte, daß er der heilige Papst werden sollte. Darauf mußte er

eine Meſſe ſingen und wußte kein Wort davon, aber die zwei Tauben ſaßen ſtets auf ſeinen Schultern und ſagten ihm alles ins Ohr.



Die Brautſchau

Es war ein junger Hirt, der wollte gern heiraten und kannte drei Schweſtern, davon war eine ſo ſchön wie die andere, daß ihm die Wahl ſchwer wurde und er ſich nicht entſchließen konnte, einer davon den Vorzug zu geben. Da fragte er ſeine Mutter um Rat, die ſprach: „Lad alle drei ein und ſetz ihnen Käs vor und hab acht, wie ſie ihn abſchneiden.“ Das tat der Jüngling, die erſte aber verſchlang den Käs mit der Rinde; die zweite ſchnitt in der Haſt die Rinde vom Käs ab, weil ſie aber ſo haſtig war, ließ ſie noch viel Gutes daran und warf das mit weg; die dritte ſchälte ordentlich die Rinde ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles ſeiner Mutter; da ſprach ſie: „Nimm die dritte zu deiner Frau.“ Das tat er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.



Der Grabhügel

Ein reicher Bauer ſtand eines Tags in ſeinem Hof und ſchaute nach ſeinen Feldern und Gärten; das Korn wuchs kräftig heran und die Obſtbäume hingen voll Früchte. Das Getreide des vorigen Jahres lag noch in ſo mächtigen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da ſtanden die gemäſteten Ochſen, die fetten Kühe und die ſpiegelglatten Pferde. Endlich ging er in ſeine Stube zurück und warf ſeine Blicke auf die eiſernen Kaſten, in welchen ſein Geld lag. Als er ſo ſtand und ſeinen Reichtum überſah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Türe ſeiner Stube, ſondern an die Türe ſeines Herzens. Sie tat ſich auf und er hörte eine Stimme, die zu ihm ſprach: „Haſt du den Deinigen damit wohlgetan? Haſt du die Not der Armen angeſehen? Haſt du mit den Hungrigen dein Brot geteilt? War dir genug, was du beſaßeſt, oder haſt du noch immer mehr verlangt?“ Das Herz zögerte nicht mit der Antwort: „Ich bin

hart und unerbittlich gewesen und habe den Meinigen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weggewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt." Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig; die Knie fingen an ihm zu zittern und er mußte sich niedersetzen. Da klopfte es abermals an, aber es klopfte an die Türe seiner Stube. Es war sein Nachbar, ein armer Mann, der ein Häufchen Kinder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. „Ich weiß," dachte der Arme, „mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart; ich glaube nicht, daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brot, da will ich es wagen." Er sprach zu dem Reichen: „Ihr gebt nicht leicht etwas von dem Eurigen weg, aber ich stehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht; meine Kinder hungern, leiht mir vier Malter Korn. Der Reiche sah ihn lange an, da begann der erste Sonnenstrahl der Milde einen Tropfen von dem Eis der Habsucht abzuschmelzen. „Vier Malter will ich dir nicht leihen," antwortete er, „sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußt du erfüllen." — „Was soll ich tun?" sprach der Arme. „Wenn ich tot bin, sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen." Dem Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zumut, doch in der Not, in der er sich befand, hätte er alles bewilligt; er sagte also zu und trug das Korn heim.

Es war, als hätte der Reiche vorausgesehen, was geschehen würde; nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht, wie es zugegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein; gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte: „Er hat sich gegen dich doch mildtätig erwiesen, du hast mit seinem Korn deine hungrigen Kinder gesättigt, und wäre das auch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und du mußt es halten." Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich auf den Grabhügel. Es

war alles still, nur der Mond schien über die Grabhügel und manchmal flog eine Eule vorbei und ließ ihre kläglichen Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungefährdet heim, und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend des dritten Tages empfand er eine besondere Angst, es war ihm, als stände noch etwas bevor. Als er hinaus kam, erblickte er an der Mauer des Kirchhofs einen Mann, den er noch nie gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht und seine Augen blickten scharf und feurig umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt, und nur große Reiterstiefeln waren sichtbar. „Was sucht Ihr hier?" redete ihn der Bauer an, „gruselt Euch nicht auf dem einsamen Kirchhof?" — „Ich suche nichts," antwortete er, „aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der ausging das Gruseln zu lernen, und sich vergeblich bemühte, der aber bekam die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichtümer, und ich bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein abgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich sonst kein Obdach habe." — „Wenn Ihr keine Furcht habt," sprach der Bauer, „so bleibt bei mir und helft mir dort den Grabhügel bewachen." — „Wacht halten ist Sache des Soldaten," antwortete er, „was uns hier begegnet, Gutes oder Böses, das wollen wir gemeinschaftlich tragen." Der Bauer schlug ein und sie setzten sich zusammen auf das Grab.

Alles blieb still bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein schneidendes Pfeifen in der Luft, und die beiden Wächter erblickten den Bösen, der leibhaftig vor ihnen stand. „Fort, ihr Halunken," rief er ihnen zu, „der in dem Grab liegt, ist mein; ich will ihn holen, und wo ihr nicht weggeht, dreh ich euch die Hälse um." — „Herr mit der roten Feder," sprach der Soldat, „Ihr seid mein Hauptmann nicht, ich brauch Euch nicht zu gehorchen, und das Fürchten hab ich noch nicht gelernt. Geht Eurer Wege, wir bleiben hier sitzen." Der Teufel dachte: „Mit Gold fängst du die zwei Haderlumpen am besten," zog gelindere Saiten auf und fragte ganz zutraulich, ob sie nicht einen Beutel mit Gold annehmen und damit

heimgehen wollten. „Das läßt sich hören," antwortete der Soldat, „aber mit einem Beutel voll Gold ist uns nicht gedient; wenn Ihr so viel Gold geben wollt, als da in einen von meinen Stiefeln geht, so wollen wir Euch das Feld räumen und abziehen." — „So viel habe ich nicht bei mir," sagte der Teufel, „aber ich will es holen; in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechsler, der mein guter Freund ist, der streckt mir gerne soviel vor." Als der Teufel verschwunden war, zog der Soldat seinen linken Stiefel aus und sprach: „Dem Kohlenbrenner wollen wir schon eine Nase drehen; gebt mir nur Euer Messer, Gevatter." Er schnitt von dem Stiefel die Sohle ab und stellte ihn neben den Hügel in das hohe Gras an den Rand einer halb überwachsenen Grube. „So ist alles gut," sprach er, „nun kann der Schornsteinfeger kommen."

Beide setzten sich und warteten, es dauerte nicht lange, so kam der Teufel und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. „Schüttet es nur hinein, sprach der Soldat, und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, „das wird aber nicht genug sein." Der Schwarze leerte das Säckchen, das Gold fiel durch und der Stiefel blieb leer. „Dummer Teufel," rief der Soldat, „es schickt nicht; habe ich es nicht gleich gesagt? Kehrt nur wieder um und holt mehr." Der Teufel schüttelte den Kopf, ging und kam nach einer Stunde mit einem viel größeren Sack unter dem Arm. „Nur eingefüllt," rief der Soldat, „aber ich zweifle, daß der Stiefel voll wird." Das Gold klingelte, als es hinabfiel, und der Stiefel blieb leer. Der Teufel blickte mit seinen glühenden Augen selbst hinein und überzeugte sich von der Wahrheit. „Ihr habt unverschämt starke Waden," rief er und verzog den Mund. „Meint Ihr," erwiderte der Soldat, „ich hätte einen Pferdefuß wie Ihr? Seit wann seid Ihr so knauserig? Macht, daß Ihr mehr Gold herbeischafft, sonst wird aus unserm Handel nichts." Der Unhold trollte sich abermals fort. Diesmal blieb er länger aus, und als er endlich erschien, keuchte er unter der Last eines Sackes, der auf seiner Schulter lag. Er schüttete ihn in den Stiefel, der sich aber so wenig füllte als vorher. Er ward

wütend und wollte dem Soldat den Stiefel aus der Hand reißen, aber in dem Augenblick drang der erste Strahl der aufgehenden Sonne am Himmel herauf und der böse Geist entfloh mit lautem Geschrei. Die arme Seele war gerettet.

Der Bauer wollte das Gold teilen, aber der Soldat sprach: „Gib den Armen, was mir zufällt; ich ziehe zu dir in deine Hütte und wir wollen mit dem übrigen in Ruhe und Frieden zusammen leben, solange es Gott gefällt."

Die klare Sonne bringt's an den Tag

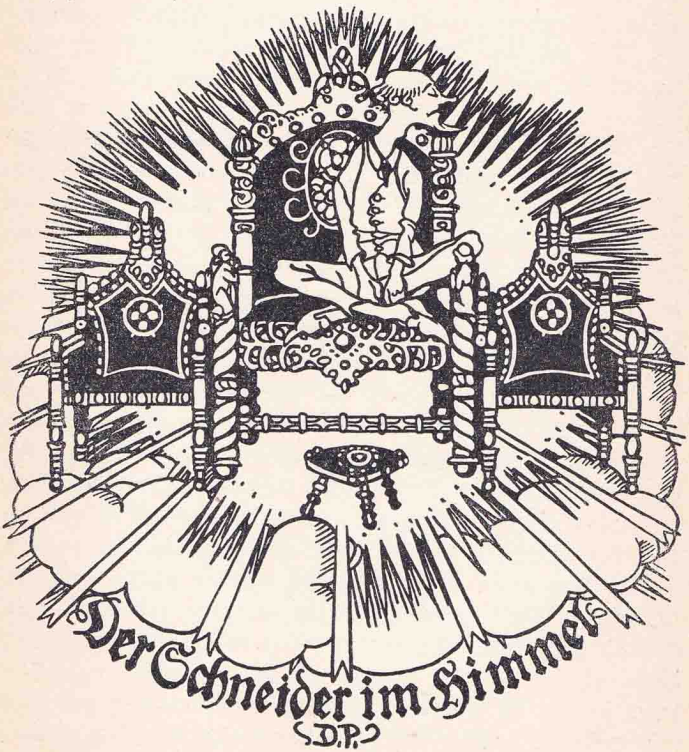
Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum und konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude, und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: „Gib mir dein Geld, oder ich schlag dich tot." Da sagte der Jude: „Schenkt mir doch das Leben, Geld hab ich keins und nicht mehr als acht Heller." Der Schneider aber sprach: „Du hast doch Geld, und das soll auch heraus," brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: „Die klare Sonne

wird es an den Tag bringen!" und ſtarb damit. Der Schneidergeſell griff ihm in die Taſche und ſuchte nach Geld, er fand aber nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude geſagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Buſch und zog weiter auf ſein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereiſt war, kam er in eine Stadt bei einem Meiſter in Arbeit, der hatte eine ſchöne Tochter, in die verliebte er ſich, und heiratete ſie und lebte in einer guten vergnügten Ehe.

Über lang, als ſie ſchon zwei Kinder hatten, ſtarben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tiſch vor dem Fenſter ſaß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterſchale ausgegoſſen hatte und eben trinken wollte, da ſchien die Sonne darauf, und der Widerſchein blinkte oben an der Wand ſo hin und her und machte Kringel daran. Da ſah der Schneider hinauf und ſprach: „Ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!" Die Frau ſprach: „Ei, lieber Mann, was iſt denn das? Was meinſt du damit?" Er antwortete: „Das darf ich dir nicht ſagen." Sie aber ſprach: „Wenn du mich lieb haſt, mußt du mir's ſagen," und gab ihm die allerbeſten Worte, es ſollt's kein Menſch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderſchaft ganz abgeriſſen und ohne Geld geweſen, habe er einen Juden erſchlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangſt die Worte geſprochen: „Die klare Sonne wird's an den Tag bringen!" Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt an der Wand geblinkt und Kringel gemacht, ſie hätt's aber nicht gekonnt. Danach bat er ſie noch beſonders, ſie dürfte es niemand ſagen, ſonſt käm er um ſein Leben; das verſprach ſie auch. Als er ſich aber zur Arbeit geſetzt hatte, ging ſie zu ihrer Gevatterin und vertraute ihr die Geſchichte, ſie dürfte ſie aber keinem Menſchen wieder ſagen; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank ward und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach, Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen,

denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauf fallen." Da erschrak die Mutter, als sie das hörte und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab." Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.



Es trug sich zu, daß der liebe Gott an einem schönen Tag in dem himmlischen Garten sich ergehen wollte und alle Apostel und Heiligen mitnahm, also daß niemand mehr im

Himmel blieb als der heilige Petrus. Der Herr hatte ihm befohlen, während seiner Abwesenheit niemand einzulassen, Petrus stand also an der Pforte und hielt Wache. Nicht lange, so klopfte jemand an. Petrus fragte, wer da wäre und was er wollte. „Ich bin ein armer ehrlicher Schneider," antwortete eine feine Stimme, „der um Einlaß bittet." — „Ja, ehrlich," sagte Petrus, „wie der Dieb am Galgen, du hast lange Finger gemacht und den Leuten das Tuch abgezwickt. Du kommst nicht in den Himmel, der Herr hat mir verboten, solange er draußen wäre, irgend jemand einzulassen." — „Seid doch barmherzig," rief der Schneider, „kleine Flicklappen, die von selbst vom Tisch herabfallen, sind nicht gestohlen und nicht der Rede wert. Seht, ich hinke und habe von dem Weg daher Blasen an den Füßen, ich kann unmöglich wieder umkehren. Laßt mich nur hinein, ich will alle schlechte Arbeit tun. Ich will die Kinder tragen, die Windeln waschen, die Bänke, darauf sie gespielt haben, säubern und abwischen, und ihre zerrissenen Kleider flicken." Der heilige Petrus ließ sich aus Mitleiden bewegen und öffnete dem lahmen Schneider die Himmelspforte so weit, daß er mit seinem dürren Leib hineinschlüpfen konnte. Er mußte sich in einen Winkel hinter die Türe setzen und sollte sich da still und ruhig verhalten, damit ihn der Herr, wenn er zurückkäme, nicht bemerkte und zornig würde. Der Schneider gehorchte, als aber der heilige Petrus einmal zur Türe hinaustrat, stand er auf, ging voll Neugierde in allen Winkeln des Himmels herum und besah sich die Gelegenheit. Endlich kam er zu einem Platz, da standen viele schöne und köstliche Stühle und in der Mitte ein ganz goldener Sessel, der mit glänzenden Edelsteinen besetzt war; er war auch viel höher als die übrigen Stühle, und ein goldener Fußschemel stand davor. Es war aber der Sessel, auf welchem der Herr saß, wenn er daheim war und von welchem er alles sehen konnte, was auf Erden geschah. Der Schneider stand still und sah den Sessel eine gute Weile an, denn er gefiel ihm besser als alles andere. Endlich konnte er den Vorwitz nicht

bezähmen, ſtieg hinauf und ſetzte ſich in den Seſſel. Da ſah er alles, was auf Erden geſchah und bemerkte eine alte häßliche Frau, die an einem Bach ſtand und wuſch und zwei Schleier heimlich beiſeite tat. Der Schneider erzürnte ſich bei dieſem Anblicke ſo ſehr, daß er den goldenen Fußſchemel ergriff und durch den Himmel auf die Erde hinab nach der alten Diebin warf. Da er aber den Schemel nicht wieder herauf holen konnte, ſo ſchlich er ſich ſachte aus dem Seſſel weg, ſetzte ſich an ſeinen Platz hinter die Türe und tat, als ob er kein Waſſer getrübt hätte.

Als der Herr und Meiſter mit dem himmliſchen Gefolge wieder zurückkam, ward er zwar den Schneider hinter der Türe nicht gewahr, als er ſich aber auf ſeinen Seſſel ſetzte, mangelte der Schemel. Er fragte den heiligen Petrus, wo der Schemel hingekommen wäre, der wußte es nicht. Da fragte er weiter, ob er jemand hereingelaſſen hätte. „Ich weiß niemand," antwortete Petrus, „der dageweſen wäre, als ein lahmer Schneider, der noch hinter der Türe ſitzt." Da ließ der Herr den Schneider vor ſich treten und fragte ihn, ob er den Schemel weggenommen und wo er ihn hingetan hätte. „O Herr," antwortete der Schneider freudig, „ich habe ihn im Zorne hinab auf die Erde nach einem alten Weibe geworfen, das ich bei der Wäſche zwei Schleier ſtehlen ſah." — „O, du Schalk," ſprach der Herr, „wollt ich richten wie du richteſt, wie meinſt du, daß es dir ſchon längſt ergangen wäre? Ich hätte ſchon lange keine Stühle, Bänke, Seſſel, ja keine Ofengabel mehr hier gehabt, ſondern alles nach den Sündern hinabgeworfen. Fortan kannſt du nicht mehr im Himmel bleiben, ſondern mußt wieder hinaus vor das Tor, da ſieh zu, wo du hinkommſt. Hier ſoll niemand ſtrafen, denn ich allein, der Herr."

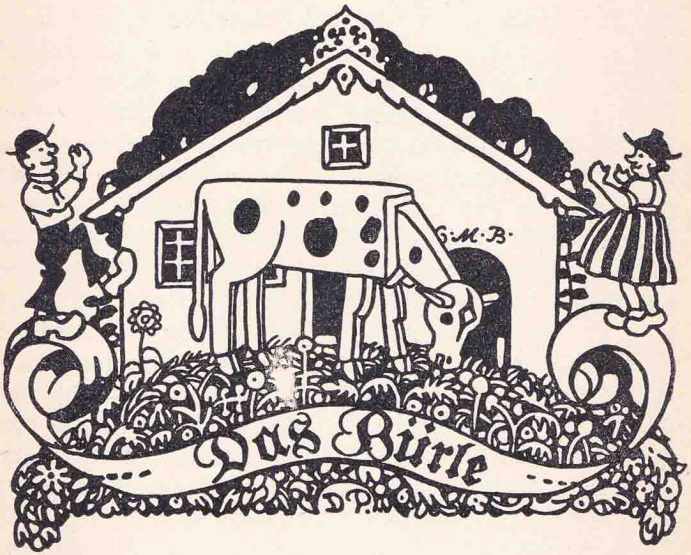
Petrus mußte den Schneider wieder hinaus vor den Himmel bringen, und weil er zerriſſene Schuhe hatte und die Füße voll Blaſen, nahm er einen Stock in die Hand und zog nach Warteinweil, wo die frommen Soldaten ſitzen und ſich luſtig machen.

Der Bauer und der Teufel

Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bäuerlein, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre; die schönste Geschichte ist aber doch, wie er den Teufel einmal dran gekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages seinen Acker bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt, als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte er mitten auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung hinzuging, so saß oben auf der Glut ein kleiner schwarzer Teufel. „Du sitzest wohl auf einem Schatz?" sprach das Bäuerlein. „Jawohl," antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält, als du dein Lebtag gesehen hast." — „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir," sprach das Bäuerlein. „Er ist dein," antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt; Geld habe ich genug, aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde." Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Teilung entsteht," sprach es, „so soll dir gehören, was über der Erde ist und mir, was unter der Erde ist." Dem Teufel gefiel das wohl, aber das listige Bäuerlein hatte Rüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam, so erschien der Teufel und wollte seine Frucht holen, er fand aber nichts als

die gelben welken Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub seine Rüben aus. „Einmal hast du den Vorteil gehabt," sprach der Teufel, „aber für das nächste Mal soll das nicht gelten. Dein ist, was über der Erde wächst und mein, was darunter ist." — „Mir auch recht," antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit zur Aussaat kam, säte das Bäuerlein nicht wieder Rüben, sondern Weizen. Die Frucht ward reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als die Stoppeln und fuhr wütend in eine Felsenschlucht hinab. „So muß man die Füchse prellen," sprach das Bäuerlein, ging hin und holte sich den Schatz.



Es war ein Dorf, darin saßen lauter reiche Bauern und nur ein armer, den nannten sie das Bürle (Bäuerlein). Er hatte nicht einmal eine Kuh und noch weniger Geld, eine zu kaufen; und er und seine Frau hätten so gern eine gehabt. Einmal sprach er zu ihr: „Hör, ich habe einen guten Gedanken,

da iſt unſer Gevatter Schreiner, der ſoll uns ein Kalb aus Holz machen und braun anſtreichen, daß es wie ein anderes ausſieht, mit der Zeit wird's wohl groß und gibt eine Kuh." Der Frau gefiel das auch, und der Gevatter Schreiner zimmerte und hobelte das Kalb zurecht, ſtrich es an, wie ſich's gehörte, und machte es ſo, daß es den Kopf herabſenkte, als fräße es.

Wie die Kühe des andern Morgens ausgetrieben wurden, rief das Bürle den Hirt herein und ſprach: „Seht, da hab ich ein Kälbchen, aber es iſt noch klein und muß noch getragen werden." Der Hirt ſagte: „Schon gut," nahm's in ſeinen Arm, trug's hinaus auf die Weide und ſtellte es ins Gras. Das Kälbchen blieb da immer ſtehen, wie eins, das frißt, und der Hirt ſprach: „Das wird bald ſelber laufen, guck einer, was es ſchon frißt!" Abends als die Herde wieder heimtreiben wollte, ſprach er zu dem Kalb: „Kannſt du da ſtehen und dich ſatt freſſen, ſo kannſt du auch auf deinen vier Beinen gehen, ich mag dich nicht wieder auf dem Arm heimſchleppen." Das Bürle ſtand aber vor der Haustüre und wartete auf ſein Kälbchen. Als nun der Kuhhirt durchs Dorf trieb und das Kälbchen fehlte, fragte er danach. Der Hirt antwortete: „Das ſteht noch immer draußen und frißt; es wollte nicht aufhören und nicht mitgehen." Bürle aber ſprach: „Ei was, ich muß mein Vieh wieder haben." Da gingen ſie zuſammen nach der Wieſe zurück, aber einer hatte das Kalb geſtohlen und es war fort. Sprach der Hirt: „Es wird ſich wohl verlaufen haben." Das Bürle aber ſagte: „Mir nicht ſo!" und führte den Hirten vor den Schultheiß, der verdammte ihn für ſeine Nachläſſigkeit, daß er dem Bürle für das entkommene Kalb mußte eine Kuh geben.

Nun hatte das Bürle und ſeine Frau die lang gewünſchte Kuh; ſie freuten ſich von Herzen, hatten aber kein Futter und konnten ihr nichts zu freſſen geben, alſo mußte ſie bald geſchlachtet werden. Das Fleiſch ſalzten ſie ein, und das Bürle ging in die Stadt und wollte das Fell dort verkaufen, um für den Erlös ein neues Kälbchen zu beſtellen. Unter-

wegs kam er an eine Mühle, da saß ein Rabe mit gebrochenen Flügeln, den nahm er aus Erbarmen auf und wickelte ihn in das Fell. Weil aber das Wetter so schlecht ward und Wind und Regen stürmte, konnte er nicht weiter, kehrte in die Mühle ein und bat um Herberge. Die Müllerin war allein zu Haus und sprach zu dem Bürle: „Da leg dich auf die Streu," und gab ihm ein Käsebrot. Das Bürle aß und legte sich nieder, sein Fell neben sich, und die Frau dachte: „Der ist müde und schläft." Indem kam der Pfaff, die Frau Müllerin empfing ihn wohl und sprach: „Mein Mann ist aus, da wollen wir uns traktieren." Bürle horchte auf, und wie's von traktieren hörte, ärgerte es sich, daß es mit Käsebrot hätte vorlieb nehmen müssen. Da trug die Frau herbei und trug viererlei auf, Braten, Salat, Kuchen und Wein.

Wie sie sich nun setzten und essen wollten, klopfte es draußen. Sprach die Frau: „Ach Gott, das ist mein Mann!" Geschwind versteckte sie den Braten in die Ofenkachel, den Wein unters Kopfkissen, den Salat aufs Bett, den Kuchen unters Bett und den Pfaff in den Schrank auf dem Hausehrn. Danach machte sie dem Mann auf und sprach: „Gottlob, daß du wieder hier bist! Das ist ein Wetter, als wenn die Welt untergehen sollte!" Der Müller sah's Bürle auf der Streu liegen und fragte: „Was will der Kerl da?" — „Ach," sagte die Frau, „der arme Schelm kam in dem Sturm und Regen und bat um ein Obdach, da hab ich ihm ein Käsebrot gegeben und ihm die Streu angewiesen." Sprach der Mann: „Ich habe nichts dagegen, aber schaff mir bald etwas zu essen." Die Frau sagte: „Ich habe aber nichts als Käsebrot." — „Ich bin mit allem zufrieden," antwortete der Mann, „meinetwegen mit Käsebrot," sah das Bürle an und rief: „Komm und iß noch einmal mit." Bürle ließ sich das nicht zweimal sagen, stand auf und aß mit. Danach sah der Müller das Fell auf der Erde liegen, in dem der Rabe steckte und fragte: „Was hast du da?" Antwortete das Bürle: „Da hab ich einen Wahrsager drin." — „Kann der

mir auch wahrsagen?" sprach der Müller. „Warum nicht?" antwortete das Bürle, „er sagt aber nur vier Dinge, und das fünfte behält er bei sich." Der Müller war neugierig und sprach: „Laß ihn einmal wahrsagen." Da drückte Bürle dem Raben auf den Kopf, daß er quakte und „krr krr" machte. Sprach der Müller: „Was hat er gesagt?" Bürle antwortete: „Erstens hat er gesagt, es steckte Wein unterm Kopfkissen." — „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Wein. „Nun weiter," sprach der Müller. Das Bürle ließ den Raben wieder quaksen und sprach: „Zweitens, hat er gesagt, wäre Braten in der Ofenkachel." — „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Braten. Bürle ließ den Raben noch mehr weisagen und sprach: „Drittens, hat er gesagt, wäre Salat auf dem Bett." — „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Salat. Endlich drückte das Bürle den Raben noch einmal, daß er knurrte und sprach: „Viertens hat er gesagt, wäre Kuchen unterm Bett." — „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Kuchen.

Nun setzten sich die zwei zusammen an den Tisch, die Müllerin aber kriegte Todesängste, legte sich ins Bett und nahm alle Schlüssel zu sich. Der Müller hätte auch gern das fünfte gewußt, aber Bürle sprach: „Erst wollen wir die vier andern Dinge ruhig essen, denn das fünfte ist etwas Schlimmes." So aßen sie und danach ward gehandelt, wieviel der Müller für die fünfte Wahrsagung geben sollte, bis sie um dreihundert Taler einig wurden. Da drückte das Bürle dem Raben noch einmal an den Kopf, daß er laut quakte. Fragte der Müller: „Was hat er gesagt?" Antwortete das Bürle: „Er hat gesagt, draußen im Schrank auf dem Hausehrn, da steckte der Teufel." Sprach der Müller: „Der Teufel muß hinaus," und sperrte die Haustür auf, die Frau aber mußte den Schlüssel hergeben und Bürle schloß den Schrank auf. Da lief der Pfaff, was er konnte, hinaus, und der Müller sprach: „Ich habe den schwarzen Kerl mit meinen Augen gesehen: es war richtig." Bürle aber machte

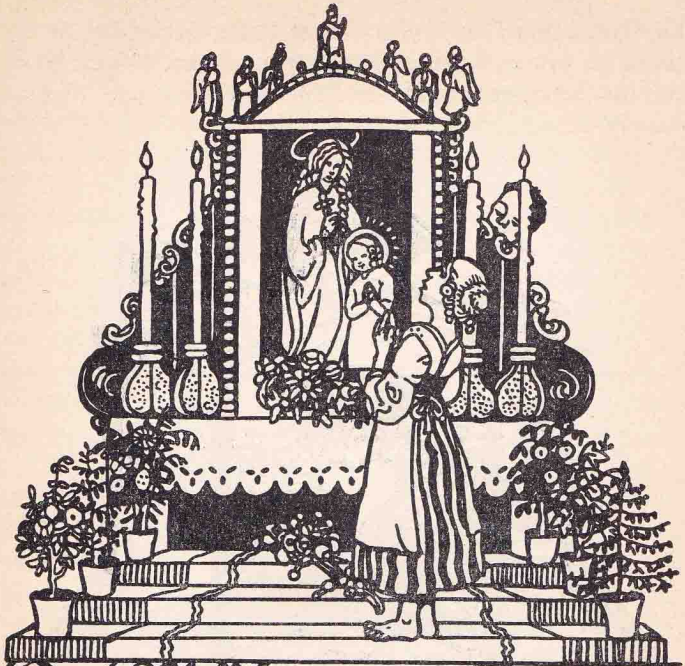
ſich am andern Morgen in der Dämmerung mit den dreihundert Talern aus dem Staub.

Daheim tat ſich das Bürle allgemach auf, baute ein hübſches Haus, und die Bauern ſprachen: „Das Bürle iſt gewiß geweſen, wo der goldene Schnee fällt und man das Geld mit Scheffeln heimträgt.“ Da ward Bürle vor den Schultheiß gefordert, es ſollte ſagen, woher ſein Reichtum käme. Antwortete es: „Ich habe mein Kuhfell in der Stadt für dreihundert Taler verkauft.“ Als die Bauern das hörten, wollten ſie auch den großen Vorteil genießen, liefen heim, ſchlugen all ihre Kühe tot und zogen die Felle ab, um ſie in der Stadt mit dem großen Gewinn zu verkaufen. Der Schultheiß ſprach: „Meine Magd muß aber vorangehen.“ Als dieſe zum Kaufmann in die Stadt kam, gab er ihr nicht mehr als drei Taler für ein Fell; und als die übrigen kamen, gab er ihnen nicht einmal ſoviel und ſprach: „Was ſoll ich mit all den Häuten anfangen?“

Nun ärgerten ſich die Bauern, daß ſie vom Bürle hinters Licht geführt waren, wollten Rache an ihm nehmen und verklagten es wegen des Betrugs bei dem Schultheiß. Das unſchuldige Bürle ward einſtimmig zum Tode verurteilt und ſollte in einem durchlöcherten Faß ins Waſſer gerollt werden. Bürle ward hinausgeführt und ein Geiſtlicher gebracht, der ihm eine Seelenmeſſe leſen ſollte. Die andern mußten ſich alle entfernen, und wie das Bürle den Geiſtlichen anblickte, ſo erkannte es den Pfaffen, der bei der Frau Müllerin geweſen war. Sprach es zu ihm: „Ich hab Euch aus dem Schrank befreit, befreit mich aus dem Faß.“ Nun trieb gerade der Schäfer mit einer Herde Schafe daher, von dem das Bürle wußte, daß er längſt gerne Schultheiß geworden wäre, da ſchrie er aus allen Kräften: „Nein, ich tu's nicht! Und wenn's die ganze Welt haben wollte, nein, ich tu's nicht!“ Der Schäfer, der das hörte, kam herbei und fragte: „Was haſt du vor? Was willſt du nicht tun?“ Bürle ſprach: „Da wollen ſie mich zum Schultheiß machen, wenn ich mich in das Faß ſetze, aber ich tu's nicht.“ Der Schäfer ſagte:

„Wenn's weiter nichts ist, um Schultheiß zu werden, wollte ich mich gleich in das Faß setzen." Bürle sprach: „Willst du dich hineinsetzen, so wirst du auch Schultheiß." Der Schäfer war's zufrieden, setzte sich hinein, und das Bürle schlug den Deckel drauf; dann nahm es die Herde des Schäfers für sich und trieb sie fort. Der Pfaff aber ging zur Gemeinde und sagte, die Seelenmesse wäre gelesen. Da kamen sie und rollten das Faß nach dem Wasser hin. Als das Faß zu rollen anfing, rief der Schäfer: „Ich will ja gerne Schultheiß werden." Sie glaubten nicht anders, als das Bürle schrie so, und sprachen: „Das meinen wir auch, aber erst sollst du dich da unten umsehen," und rollten das Faß ins Wasser hinein.

Darauf gingen die Bauern heim, und wie sie ins Dorf kamen, so kam auch das Bürle daher, trieb eine Herde Schafe ruhig ein und war ganz zufrieden. Da erstaunten die Bauern und sprachen: „Bürle, wo kommst du her? Kommst du aus dem Wasser!" — „Freilich," antwortete das Bürle, „ich bin versunken, tief, tief, bis ich endlich auf den Grund kam. Ich stieß dem Faß den Boden aus und kroch hervor, da waren schöne Wiesen, auf denen viele Lämmer weideten, davon bracht ich mir die Herde mit." Sprachen die Bauern: „Sind noch mehr da?" — „O ja," sagte das Bürle, „mehr als ihr brauchen könnt." Da verabredeten sich die Bauern, daß sie sich auch Schafe holen wollten, jeder eine Herde; der Schultheiß aber sagte: „Ich komme zuerst." Nun gingen sie zusammen zum Wasser, da standen gerade am blauen Himmel kleine Flockwolken, die man Lämmerchen nennt, die spiegelten sich im Wasser ab, da riefen die Bauern: „Wir sehen schon die Schafe unten auf dem Grund." Der Schulze drängte sich hervor und sagte: „Nun will ich zuerst hinunter und mich umsehen; wenn's gut ist, will ich euch rufen." Da sprang er hinein: „Plump!" klang es im Wasser. Sie meinten nicht anders, als er riefe ihnen zu: „Kommt!" und der ganze Haufe stürzte in einer Hast hinter ihm drein. Da war das Dorf ausgestorben und Bürle, als der einzige Erbe, ward ein reicher Mann.



Dat Mäken von Brakel.

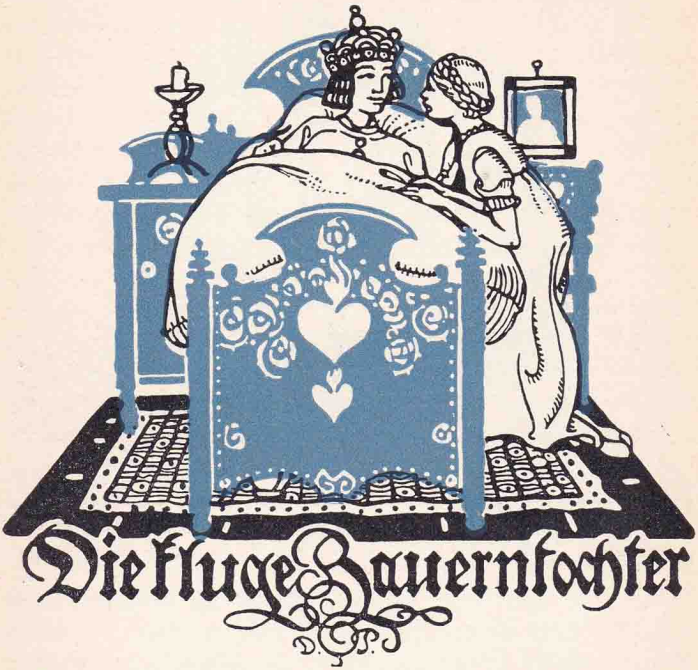
D. P.

Et gien mal 'n Mäken von Brakel na de ſünt Annen Kapellen uner de Hinnenborg, un weil et gierne 'n Mann heven wulle un ock meinde, et wäre ſüs neimes in de Kapellen, ſau ſank et

„O hilge ſünte Anne,
help mie doch bald tom Manne.
Du kennſt 'n ja wull:
He wuhnt var'm Suttmerdore,
hed gele Hore:
Du kennſt 'n ja wull."

De Köſter ſtand awerſt hünner de Altare un höre dat, da rep he mit 'ner gans ſchrögerigen Stimme: „Du kriggſt 'n nig, du kriggſt 'n nig." Dat Mäken awerſt meinde dat Marien-

kinneken, dat bie de Mudder Anne ſteiht, hedde üm dat to ropen, da wor et beuſe un reip: „Pepperlepep, dumme Blae, halt de Schnuten un lat de Möhme kühren (die Mutter reden)."



Die kluge Bauerntochter

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter. Da ſprach die Tochter: „Wir ſollten den Herrn König um ein Stückchen Rottland bitten." Da der König ihre Armut hörte, ſchenkte er ihnen auch ein Eckchen Raſen, den hackte ſie und ihr Vater um, und wollte ein wenig Korn und der Art Frucht darauf ſäen. Als ſie den Acker beinah herum hatten, ſo fanden ſie in der Erde einen Mörſel von purem Gold. „Hör," ſagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unſer Herr König iſt ſo gnädig geweſen und hat uns dieſen Acker ge-

ſchenkt, ſo müſſen wir ihm den Mörſel dafür geben." Die Tochter aber wollt es nicht bewilligen und ſagte: „Vater, wenn wir den Mörſel haben und haben den Stößer nicht, dann müſſen wir auch den Stößer herbeiſchaffen, darum ſchweigt lieber ſtill." Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörſel, trug ihn zum Herrn König und ſagte, den hätte er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Mörſel und fragte, ob er nichts mehr gefunden hätte? „Nein," antwortete der Bauer. Da ſagte der König, er ſollte nun auch den Stößer herbeiſchaffen. Der Bauer ſprach, den hätten ſie nicht gefunden; aber das half ihm ſo viel, als hätt er's in den Wind geſagt, er ward ins Gefängnis geſetzt und ſollte ſo lange da ſitzen, bis er den Stößer herbeigeſchafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Waſſer und Brot bringen, was man ſo in dem Gefängnis kriegt, da hörten ſie, wie der Mann immerfort ſchrie: „Ach, hätt ich meiner Tochter gehört! ach, ach, hätt ich meiner Tochter gehört!" Da gingen die Bedienten zum König und ſprachen das, wie der Gefangene immerfort ſchrie: „Ach, hätt ich doch meiner Tochter gehört!" und wollte nicht eſſen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten, ſie ſollten den Gefangenen vor ihn bringen, und da fragte ihn der Herr König, warum er alſo fort ſchrie: „Ach, hätt ich meiner Tochter gehört!" — „Was hat Eure Tochter denn geſagt?" — „Ja, ſie hat geſprochen, ich ſollte den Mörſel nicht bringen, ſonſt müßt ich auch den Stößer ſchaffen." — „Habt Ihr ſo eine kluge Tochter, ſo laßt ſie einmal herkommen." Alſo mußte ſie vor den König kommen, der fragte ſie, ob ſie denn ſo klug wäre, und ſagte, er wollte ihr ein Rätſel aufgeben, wenn ſie das treffen könnte, dann wollte er ſie heiraten. Da ſprach ſie gleich ja, ſie wollt's erraten. Das ſagte der König: „Komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannſt, will ich dich heiraten." Da ging ſie hin und zog ſich aus ſplinternackend, da war ſie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fiſchgarn, und ſetzte ſich hinein und

wickelte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend; und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den Schwanz, darin er sie fortschleppen mußte, und das war nicht geritten und nicht gefahren; der Esel mußte sie aber in dem Fahrgleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und das war nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege. Und wie sie so daher kam, sagte der König, sie hätte das Rätsel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis, und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schlosse hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt, und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammenkamen, fingen sie an sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmen, und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte, die Ochsen hätten's gehabt; und der andere sagte, nein, seine Pferde hätten's gehabt, und es wäre sein. Der Zank kam vor den König, und er tat den Ausspruch, wo das Füllen gelegen hätte, da sollt es bleiben; und also bekam's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentierte über sein Füllchen. Nun hatte er gehört, wie daß die Frau Königin so gnädig wäre, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre: ging er zu ihr und bat sie, ob sie ihm nicht helfen könnte, daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie: „Ja, wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mich nicht verraten wollt, so will ich's Euch sagen. Morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt Euch hin, mitten in die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und tut, als fischtet Ihr, und fischt also fort und schüttet das Garn aus, als wenn Ihr's voll hättet," und sagte ihm

auch, was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da und fischte auf einem trockenen Platze. Wie der König vorbeikam und das sah, schickte er seinen Laufer hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhätte. Da gab er zur Antwort: „Ich fische." Fragte der Laufer, wie er fischen könnte, es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer: „So gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platze fischen." Der Laufer ging hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte, und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht tun, und sagte immer: Gott bewahr! er hätt es von sich. Sie legten ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangsalten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau: „Warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin; deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du gekommen bist, in dein Bauernhäuschen." Doch erlaubte er ihr eins, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen, was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte: „Ja, lieber Mann, wenn du's so befiehlst, will ich es auch tun," und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach, sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken; der König tat einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf, und als sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Türe tragen, und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um und sagte: „Ach Gott, wo bin ich denn?" rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte: „Lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen, ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mit-

nehmen, nun hab ich nichts Beſſeres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen." Dem König ſtiegen die Tränen in die Augen, und er ſagte: „Liebe Frau, du ſollſt mein ſein und ich dein," und nahm ſie wieder mit ins königliche Schloß und ließ ſich aufs neue mit ihr vermählen; und werden ſie ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.

Der Arme und der Reiche

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch ſelber auf Erden unter den Menſchen wandelte, trug es ſich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun ſtanden auf dem Weg vor ihm zwei Häuſer einander gegenüber, das eine groß und ſchön, das andere klein und ärmlich anzuſehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unſer Herrgott: „Dem Reichen werde ich nicht be-

ſchwerlich fallen, bei ihm will ich übernachten." Der Reiche, als er an ſeine Türe klopfen hörte, machte das Fenſter auf und fragte den Fremdling, was er ſuche? Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager." Der Reiche guckte den Wandersmann von Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott ſchlichte Kleider trug und nicht ausſah wie einer, der viel Geld in der Taſche hat, ſchüttelte er mit dem Kopf und ſprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und ſollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Türe klopft, ſo könnte ich ſelber den Bettelſtab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Auskommen." Schlug damit ſein Fenſter zu und ließ den lieben Gott ſtehen. Alſo kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, ſo klingte der Arme ſchon ſein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir," ſagte er, „es iſt ſchon finſter, und heute könnt Ihr doch nicht weiterkommen." Das gefiel dem lieben Gott und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und ſagte, er möchte ſich's bequem machen und vorlieb nehmen, ſie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben ſie von Herzen gerne. Dann ſetzte ſie Kartoffeln ans Feuer, und derweil ſie kochten, melkte ſie ihre Ziege, damit ſie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tiſch gedeckt war, ſetzte ſich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und ſchmeckte ihm die ſchlechte Koſt gut, denn es waren vergnügte Geſichter dabei. Nachdem ſie gegeſſen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und ſprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer ſich in unſer Bett legen und ausruhen kann; er iſt den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde." — „Von Herzen gern," antwortete er, „ich will's ihm anbieten," ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er ſich in ihr Bett legen und ſeine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber ſie

ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Türe stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" — „O ja," sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wäre mir's wohl lieb." Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter.

Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte elende Hütte, und heute steht da ein schönes neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist." Die Frau ging und fragte den Armen aus; er erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu, und zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus." Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen, hätte ich das nur gewußt! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen." — „Eil dich," sprach

die Frau, „und ſetze dich auf dein Pferd, ſo kannſt du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünſche gewähren laſſen.“

Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit ſeinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möcht's nicht übelnehmen, daß er nicht gleich wäre eingelaſſen worden, er hätte den Schlüſſel zur Haustüre geſucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er des Weges zurückkäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja,“ ſprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte der Reiche ob er nicht auch drei Wünſche tun dürfte, wie ſein Nachbar? Ja, ſagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er ſollte ſich lieber nichts wünſchen. Der Reiche meinte, er wollte ſich ſchon etwas ausſuchen, das zu ſeinem Glücke gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünſche, die du tuſt, die ſollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzuſinnen, was er ſich wünſchen ſollte. Wie er ſich ſo bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu ſpringen, ſo daß er immerfort in ſeinen Gedanken geſtört wurde und ſie gar nicht zuſammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und ſagte: „Sei ruhig, Lieſe,“ aber das Pferd machte aufs neue Männchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ganz ungeduldig: „So wollt ich, daß du den Hals zerbrächſt!“ Wie er das Wort ausgeſprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd tot und regte ſich nicht mehr; damit war der erſte Wunſch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich laſſen, ſchnitt's ab, hing's auf ſeinen Rücken, und mußte nun zu Fuß gehen. „Du haſt noch zwei Wünſche übrig,“ dachte er und tröſtete ſich damit. Wie er nun langſam durch den Sand dahin ging, und zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward's ihm ſo warm und verdrießlich zumut; der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war

ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche," sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus; ich will's aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig zu wünschen bleibt." Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte, der wußte sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier, und zweitens so viel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu." Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schien's ihm doch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da auf meinem Rücken schleppe." Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen." Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlornes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Rotkäppchen

Es war einmal eine kleine ſüße Dirne, die hatte jedermann lieb, der ſie nur anſah, am allerliebſten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was ſie alles dem Kinde geben ſollte. Einmal ſchenkte ſie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das ſo wohl ſtand und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages ſprach ſeine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da haſt du ein Stück Kuchen und eine Flaſche Wein, bring das der Großmutter hinaus; ſie iſt krank und ſchwach und wird ſich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinauskommſt, ſo geh hübſch ſittſam und lauf nicht vom Weg ab, ſonſt fällſt du und zerbrichſt das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommſt, ſo vergiß nicht guten Morgen zu ſagen, und guck nicht erſt in allen Ecken herum."

„Ich will ſchon alles gut machen," ſagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böſes Tier war und fürchtete ſich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," ſprach er. „Schönen Dank, Wolf." — „Wo

hinaus so früh, Rotkäppchen?" — „Zur Großmutter." — „Was trägst du unter der Schürze?" — „Kuchen und Wein. Gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zugut tun und sich damit stärken." — „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" — „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte. Du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umher stehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haußen in dem Wald."

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme," lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief danach und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Türe. „Wer ist draußen?" — „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf." — „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Türe sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen,

und als es soviel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zumut und bist sonst so gerne bei der Großmutter!" — Es rief: „Guten Morgen," bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück. Da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" — „Daß ich dich besser hören kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" — „Daß ich dich besser sehen kann." — „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" — „Daß ich dich besser packen kann." — „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!" — „Daß ich dich besser fressen kann." Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht, du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder," sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben und sie wäre noch zu retten: schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große

Steine, damit füllten ſie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortſpringen, aber die Steine waren ſo ſchwer, daß er gleich niederſank und ſich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte ſich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „Du willſt dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat."

Die Gänſehirtin am Brunnen

Es war einmal ein ſteinaltes Mütterchen, das lebte mit ſeiner Herde Gänſe in einer Einöde zwiſchen Bergen und hatte da ein kleines Haus. Die Einöde war von einem großen Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Krücke und wackelte in den Wald. Da war aber das Mütterchen ganz geſchäftig, mehr als man ihm bei ſeinen hohen Jahren zugetraut hatte, ſammelte Gras für ſeine Gänſe, brach ſich das

wilde Obſt ab, ſo weit es mit den Händen reichen konnte, und trug alles auf ſeinem Rücken heim. Man hätte meinen ſollen, die ſchwere Laſt müßte ſie zu Boden drücken, aber ſie brachte ſie immer glücklich nach Haus. Wenn ihr jemand begegnete, ſo grüßte ſie ganz freundlich: „Guten Tag, lieber Landsmann, heute iſt ſchönes Wetter. Ja, Ihr wundert Euch, daß ich das Gras ſchleppe, aber jeder muß ſeine Laſt auf den Rücken nehmen.“ Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahmen lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit ſeinem Knaben an ihr vorüberging, ſo ſprach er leiſe zu ihm: „Nimm dich in acht vor der Alten, die hat's fauſtdick hinter den Ohren: es iſt eine Hexe.“

Eines Morgens ging ein hübſcher, junger Mann durch den Wald. Die Sonne ſchien hell, die Vögel ſangen und ein kühles Lüftchen ſtrich durch das Laub, und er war voll Freude und Luſt. Noch war ihm kein Menſch begegnet, als er plötzlich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den Knien ſaß und Gras mit einer Sichel abſchnitt. Eine ganze Laſt hatte ſie ſchon in ihr Tragtuch geſchoben und daneben ſtanden zwei Körbe, die mit wilden Birnen und Äpfeln angefüllt waren. „Aber Mütterchen,“ ſprach er, „wie kannſt du das alles fortſchaffen?“ — „Ich muß ſie tragen, lieber Herr,“ antwortete ſie, „reicher Leute Kinder brauchen es nicht. Aber beim Bauer heißt's:

Schau dich nicht um,
dein Buckel iſt krumm.

„Wollt Ihr mir helfen?“ ſprach ſie, als er bei ihr ſtehen blieb, „Ihr habt noch einen geraden Rücken und junge Beine, es wird Euch ein leichtes ſein. Auch iſt mein Haus nicht ſo weit von hier: hinter dem Berge dort ſteht es auf einer Heide. Wie bald ſeid Ihr da hinaufgeſprungen.“ Der junge Mann empfand Mitleid mit der Alten: „Zwar iſt mein Vater kein Bauer,“ antwortete er, „ſondern ein reicher Graf, aber damit Ihr ſeht, daß die Bauern nicht allein tragen können, ſo will ich Euer Bündel aufnehmen.“ — „Wollt Ihr's verſuchen,“ ſprach ſie, „ſo ſoll mir's lieb ſein. Eine Stunde weit werdet Ihr freilich gehen müſſen, aber was macht Euch das aus!

Dort die Äpfel und Birnen müßt Ihr auch tragen." Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte ihm das Tragtuch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. „Seht Ihr, es geht ganz leicht," sagte sie. „Nein, es geht nicht leicht," antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht: „Das Bündel drückt ja so schwer, als wären lauter Wackersteine darin, und die Äpfel und Birnen haben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen." Er hatte Lust, alles wieder abzulegen, aber die Alte ließ es nicht zu. „Seht einmal," sprach sie spöttisch, „der junge Herr will nicht tragen, was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenn's Ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staub machen. Was steht Ihr da," fuhr sie fort, „und zaudert, hebt die Beine auf. Es nimmt Euch niemand das Bündel wieder ab." Solange er auf ebener Erde ging, war's noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten, und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da ging's über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und liefen ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken hinab. „Mütterchen," sagte er, „ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen." — „Nichts da," antwortete die Alte, „wenn wir angelangt sind, so könnt Ihr ausruhen, aber jetzt müßt Ihr vorwärts. Wer weiß, wozu Euch das gut ist." — „Alte, du wirst unverschämt," sagte der Graf und wollte das Tragtuch abwerfen, aber er bemühte sich vergeblich: es hing so fest an seinem Rücken, als wenn es angewachsen wäre. Er drehte und wendete sich, aber er konnte es nicht wieder los werden. Die Alte lachte dazu und sprang ganz vergnügt auf ihrer Krücke herum. „Erzürnt Euch nicht, lieber Herr," sprach sie, „Ihr werdet ja so rot im Gesicht, wie ein Zinshahn. Tragt Euer Bündel mit Geduld, wenn wir zu Hause angelangt sind, so will ich Euch schon ein gutes Trinkgeld geben." Was wollte er machen? Er mußte sich in sein Schicksal fügen und

geduldig hinter der Alten herſchleichen. Sie ſchien immer flinker zu werden und ihm ſeine Laſt immer ſchwerer. Auf einmal tat ſie einen Satz, ſprang auf das Tragtuch und ſetzte ſich oben darauf; wie zaundürre ſie war, ſo hatte ſie doch mehr Gewicht als die dickſte Bauerndirne. Dem Jüngling zitterten die Knie, aber wenn er nicht fortging, ſo ſchlug ihn die Alte mit einer Gerte und mit Brenneſſeln auf die Beine. Unter beſtändigem Ächzen ſtieg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem Haus der Alten an, als er eben niederſinken wollte. Als die Gänſe die Alte erblickten, ſtreckten ſie die Flügel in die Höhe und die Hälſe voraus, liefen ihr entgegen und ſchrien ihr „wulle, wulle". Hinter der Herde mit einer Rute in der Hand ging eine bejahrte Trulle, ſtark und groß, aber häßlich wie die Nacht. „Frau Mutter," ſprach ſie zur Alten, „iſt Euch etwas begegnet? Ihr ſeid ſo lange ausgeblieben." — „Bewahre, mein Töchterchen," erwiderte ſie, „mir iſt nichts Böſes begegnet, im Gegenteil, der liebe Herr da hat mir meine Laſt getragen; denk dir, als ich müde war, hat er mich ſelbſt noch auf den Rücken genommen. Der Weg iſt uns auch gar nicht lang geworden, wir ſind luſtig geweſen und haben immer Spaß miteinander gemacht." Endlich rutſchte die Alte herab, nahm dem jungen Mann das Bündel vom Rücken und die Körbe vom Arm, ſah ihn ganz freundlich an und ſprach: „Nun ſetzt Euch auf die Bank vor die Türe und ruht Euch aus. Ihr habt Euern Lohn redlich verdient, der ſoll auch nicht ausbleiben." Dann ſprach ſie zu der Gänſehirtin: „Geh du ins Haus hinein, mein Töchterchen, es ſchickt ſich nicht, daß du mit einem jungen Herrn allein biſt, man muß nicht Öl ins Feuer gießen; er könnte ſich in dich verlieben." Der Graf wußte nicht, ob er weinen oder lachen ſollte. „Solch ein Schätzchen," dachte er, „und wenn es dreißig Jahre jünger wäre, könnte doch mein Herz nicht rühren." Indeſſen hätſchelte und ſtreichelte die Alte ihre Gänſe wie Kinder und ging dann mit ihrer Tochter in das Haus. Der Jüngling ſtreckte ſich auf die Bank unter einem wilden Apfelbaum. Die Luft war lau und mild: rings umher

breitete ſich eine grüne Wieſe aus, die mit Himmelsſchlüſſeln, wildem Thymian und tauſend andern Blumen überſät war; mitten durch rauſchte ein klarer Bach, auf dem die Sonne glitzerte, und die weißen Gänſe gingen auf und ab ſpazieren oder pudelten ſich im Waſſer. „Es iſt recht lieblich hier," ſagte er, „aber ich bin ſo müde, daß ich die Augen nicht aufbehalten mag; ich will ein wenig ſchlafen. Wenn nur kein Windſtoß kommt und bläſt mir meine Beine vom Leib weg, denn ſie ſind mürb wie Zunder."

Als er ein Weilchen geſchlafen hatte, kam die Alte und ſchüttelte ihn wach. „Steh auf," ſagte ſie, „hier kannſt du nicht bleiben. Freilich habe ich dir's ſauer genug gemacht, aber das Leben hat's doch nicht gekoſtet. Jetzt will ich dir deinen Lohn geben, Geld und Gut brauchſt du nicht, da haſt du etwas anderes." Damit ſteckte ſie ihm ein Büchslein in die Hand, das aus einem einzigen Smaragd geſchnitten war. „Bewahr's wohl," ſetzte ſie hinzu, „es wird dir Glück bringen." Der Graf ſprang auf, und da er fühlte, daß er ganz friſch und wieder bei Kräften war, ſo dankte er der Alten für ihr Geſchenk und machte ſich auf den Weg, ohne nach dem ſchönen Töchterchen auch nur einmal umzublicken. Als er ſchon eine Strecke weg war, hörte er noch aus der Ferne das luſtige Geſchrei der Gänſe.

Der Graf mußte drei Tage in der Wildnis herumirren, ehe er ſich herausfinden konnte. Da kam er in eine große Stadt, und weil ihn niemand kannte, ward er in das königliche Schloß geführt, wo der König und die Königin auf dem Thron ſaßen. Der Graf ließ ſich auf ein Knie nieder, zog das ſmaragdene Gefäß aus der Taſche und legte es der Königin zu Füßen. Sie hieß ihn aufſtehen und er mußte ihr das Büchslein hinaufreichen. Kaum aber hatte ſie es geöffnet, und hineingeblickt, ſo fiel ſie wie tot zur Erde. Der Graf ward von den Dienern des Königs feſtgehalten und ſollte in das Gefängnis geführt werden, da ſchlug die Königin die Augen auf und rief, ſie ſollten ihn frei laſſen, und jedermann ſollte hinausgehen, ſie wollte insgeheim mit ihm reden.

Als die Königin allein war, fing sie bitterlich an zu weinen und sprach: „Was hilft mir Glanz und Ehre, die mich umgeben, jeden Morgen erwache ich mit Sorgen und Kummer. Ich habe drei Töchter gehabt, davon war die jüngste so schön, daß sie alle Welt für ein Wunder hielt. Sie war so weiß wie Schnee, so rot wie Apfelblüte, und ihr Haar so glänzend wie Sonnenstrahlen. Wenn sie weinte, so fielen nicht Tränen aus ihren Augen, sondern lauter Perlen und Edelsteine. Als sie fünfzehn Jahre alt war, da ließ der König alle drei Schwestern vor seinen Thron kommen. Da hättet Ihr sehen sollen, was die Leute für Augen machten, als die jüngste eintrat, es war als wenn die Sonne aufging. Der König sprach: „Meine Töchter, ich weiß nicht, wann mein letzter Tag kommt, ich will heute bestimmen, was eine jede nach meinem Tode erhalten soll. Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebsten hat, die soll das beste haben." Jede sagte, sie hätte ihn am liebsten. „Könnt ihr mir's nicht ausdrücken," erwiderte der König, „wie lieb ihr mich habt? Daran werde ich's sehen, wie ihr's meint." Die älteste sprach: „Ich habe den Vater so lieb wie den süßesten Zucker." Die zweite: „Ich habe den Vater so lieb wie mein schönstes Kleid." Die jüngste aber schwieg. Da fragte der Vater: „Und du, mein liebstes Kind, wie lieb hast du mich?" — „Ich weiß es nicht," antwortete sie, „und kann meine Liebe mit nichts vergleichen." Aber der Vater bestand darauf, sie müßte etwas nennen. Da sagte sie endlich: „Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb wie Salz." Als der König das hörte, geriet er in Zorn und sprach: „Wenn du mich so liebst als Salz, so soll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden." Da teilte er das Reich zwischen den beiden ältesten, der jüngsten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte mußten sie hinaus in den wilden Wald führen. „Wir haben alle für sie gefleht und gebeten," sagte die Königin, „aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat sie geweint, als sie uns verlassen mußte! Der ganze Weg ist mit Perlen besät worden, die ihr aus den

Augen gefloſſen ſind. Den König hat bald hernach ſeine große Härte gereut und hat das arme Kind in dem ganzen Wald ſuchen laſſen, aber niemand konnte ſie finden. Wenn ich denke, daß ſie die wilden Tiere gefreſſen haben, ſo weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu faſſen; manchmal tröſte ich mich mit der Hoffnung, ſie ſei noch am Leben und habe ſich in einer Höhle verſteckt oder bei mitleidigen Menſchen Schutz gefunden. Aber ſtellt Euch vor, als ich Euer Smaragdbüchslein aufmachte, ſo lag eine Perle darin, gerade der Art, wie ſie meiner Tochter aus den Augen gefloſſen ſind, und da könnt Ihr Euch vorſtellen, wie mir der Anblick das Herz bewegt hat. Ihr ſollt mir ſagen, wie Ihr zu der Perle gekommen ſeid." Der Graf erzählte ihr, daß er ſie von der Alten im Walde erhalten hätte, die ihm nicht geheuer vorgekommen wäre, und eine Hexe ſein müßte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und geſehen. Der König und die Königin faßten den Entſchluß, die Alte aufzuſuchen; ſie dachten, wo die Perle geweſen wäre, da müßten ſie auch Nachricht von ihrer Tochter finden.

Die Alte ſaß draußen in der Einöde bei ihrem Spinnrad und ſpann. Es war ſchon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herd brannte, gab ein ſparſames Licht. Auf einmal ward's draußen laut, die Gänſe kamen heim von der Weide und ließen ihr heiſeres Gekreiſch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Alte dankte ihr kaum und ſchüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter ſetzte ſich nieder, nahm ihr Spinnrad und drehte den Faden ſo flink wie ein junges Mädchen. So ſaßen beide zwei Stunden und ſprachen kein Wort miteinander. Endlich raſchelte etwas am Fenſter und zwei feurige Augen glotzten herein. Es war eine alte Nachteule, die dreimal uhu ſchrie. Die Alte ſchaute nur ein wenig in die Höhe, dann ſprach ſie: „Jetzt iſt's Zeit, Töchterchen, daß du hinaus gehſt, tu deine Arbeit."

Sie ſtand auf und ging hinaus. „Wo iſt ſie denn hingegangen?" über die Wieſen immer weiter bis in das Tal. Endlich kam ſie zu einem Brunnen, bei dem drei alte Eichbäume ſtanden. Der Mond war indeſſen rund und groß über

dem Berg aufgeſtiegen, und es war ſo hell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Geſicht lag, bückte ſich dann zu dem Brunnen und fing an ſich zu waſchen. Als ſie fertig war, tauchte ſie auch die Haut in das Waſſer und legte ſie dann auf die Wieſe, damit ſie wieder im Mondſchein bleichen und trocknen ſollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie geſehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenſtrahlen hervor und breiteten ſich, als wär's ein Mantel, über ihre ganze Geſtalt. Nur die Augen blitzten heraus ſo glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen ſchimmerten in ſanfter Röte wie die Äpfelblüte.

Aber das ſchöne Mädchen war traurig. Es ſetzte ſich nieder und weinte bitterlich. Eine Träne nach der andern drang aus ſeinen Augen und rollte zwiſchen den langen Haaren auf den Boden. So ſaß es da und wäre lange ſitzen geblieben, wenn es nicht in den Äſten des naheſtehenden Baumes geknittert und gerauſcht hätte. Sie ſprang auf wie ein Reh, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer ſchwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geſchlüpft und verſchwand wie ein Licht, das der Wind ausbläſt.

Zitternd wie ein Eſpenlaub lief ſie zu dem Haus zurück. Die Alte ſtand vor der Türe, und das Mädchen wollte ihr erzählen, was ihm begegnet war, aber die Alte lachte freundlich und ſagte: „Ich weiß ſchon alles.“ Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber ſie ſetzte ſich nicht wieder zu dem Spinnrad, ſondern ſie holte einen Beſen und fing an zu kehren und zu ſcheuern. „Es muß alles rein und ſauber ſein,“ ſagte ſie zu dem Mädchen. „Aber, Mutter,“ ſprach das Mädchen, „warum fangt Ihr in ſo ſpäter Stunde die Arbeit an? Was habt Ihr?“ — „Weißt du denn, welche Stunde es iſt?“ fragte die Alte. „Noch nicht Mitternacht,“ antwortete das Mädchen, „aber ſchon elf Uhr vorbei?“ — „Denkſt du nicht daran,“ fuhr die Alte fort, „daß du heute

vor drei Jahren zu mir gekommen biſt? Deine Zeit iſt aus, wir können nicht länger beiſammen bleiben." Das Mädchen erſchrak und ſagte: „Ach, liebe Mutter, wollt Ihr mich verſtoßen? Wo ſoll ich hin? Ich habe keine Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles getan, was Ihr verlangt habt, und Ihr ſeid immer zufrieden mit mir geweſen; ſchickt mich nicht fort." Die Alte wollte dem Mädchen nicht ſagen, was ihm bevorſtand. „Meines Bleibens iſt nicht länger hier," ſprach ſie zu ihm, „wenn ich aber ausziehe, muß Haus und Stube ſauber ſein; darum halt mich nicht auf in meiner Arbeit. Deinetwegen ſei ohne Sorgen, du ſollſt ein Dach finden, unter dem du wohnen kannſt, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirſt du auch zufrieden ſein." — „Aber ſagt mir nur, was iſt vor?" fragte das Mädchen weiter. „Ich ſage dir nochmals, ſtöre mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Geſicht und zieh das ſeidene Kleid an, das du trugſt, als du zu mir kamſt, und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe."

Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen ausgezogen waren und die Alte in der Einöde aufſuchen wollten. Der Graf war nachts in dem Walde von ihnen abgekommen und mußte allein weitergehen. Am andern Tag kam es ihm vor, als befände er ſich auf dem rechten Weg. Er ging immer fort, bis die Dunkelheit einbrach, da ſtieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war beſorgt, er möchte ſich verirren. Als der Mond die Gegend erhellte, ſo erblickte er eine Geſtalt, die den Berg herabwandelte. Sie hatte keine Rute in der Hand, aber er konnte doch ſehen, daß es die Gänſehirtin war, die er früher bei dem Haus der Alten geſehen hatte. „Oho!" rief er, „da kommt ſie, und habe ich erſt die eine Hexe, ſo ſoll mir die andere auch nicht entgehen." Wie erſtaunte er aber, als ſie zu dem Brunnen trat, die Haut ablegte und ſich wuſch, als die goldenen Haare über ſie herabfielen und ſie ſo ſchön war, wie er noch niemand auf der Welt geſehen hatte. Kaum daß

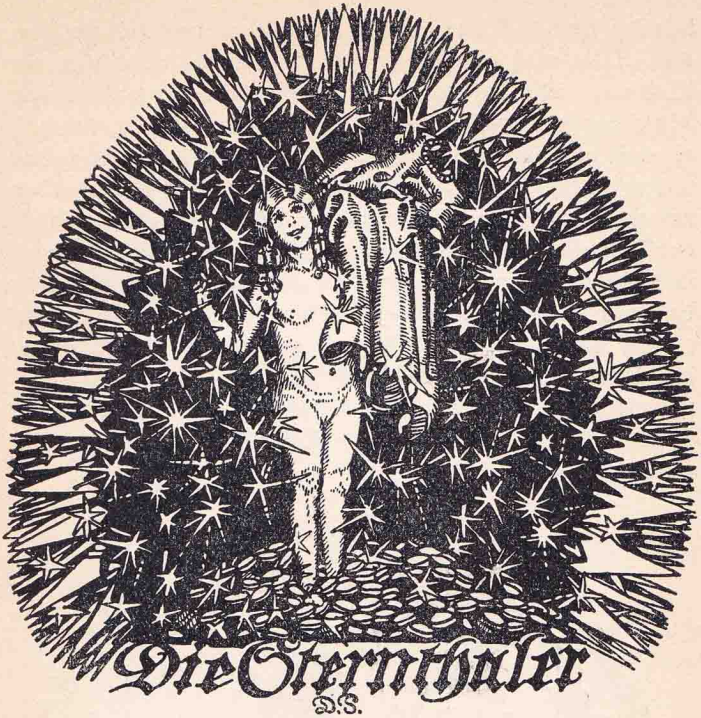
er zu atmen wagte, aber er ſtreckte den Hals zwiſchen dem Laub ſo weit vor, als er nur konnte, und ſchaute ſie mit unverwandten Blicken an. Ob er ſich zu weit überbog oder was ſonſt ſchuld war, plötzlich krachte der Aſt, und in demſelben Augenblick ſchlüpfte das Mädchen in die Haut, ſprang wie ein Reh davon, und da der Mond ſich zugleich bedeckte, ſo war ſie ſeinen Blicken entzogen.

Kaum war ſie verſchwunden, ſo ſtieg der Graf von dem Baum herab und eilte ihr mit behenden Schritten nach. Er war noch nicht lange gegangen, ſo ſah er in der Dämmerung zwei Geſtalten über die Wieſe wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in dem Häuschen der Alten erblickt und waren drauf zu gegangen. Der Graf erzählte ihnen, was er für Wunderdinge bei dem Brunnen geſehen hätte, und ſie zweifelten nicht, daß das ihre verlorene Tochter geweſen wäre. Voll Freude gingen ſie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an: die Gänſe ſaßen rings herum, hatten den Kopf in die Flügel geſteckt und ſchliefen, und keine regte ſich. Sie ſchauten zum Fenſter hinein, da ſaß die Alte ganz ſtill und ſpann, nickte mit dem Kopf und ſah ſich nicht um. Es war ganz ſauber in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füßen tragen. Ihre Tochter aber ſahen ſie nicht. Sie ſchauten das alles eine Zeitlang an, endlich faßten ſie ein Herz und klopften leiſe ans Fenſter. Die Alte ſchien ſie erwartet zu haben, ſie ſtand auf und rief ganz freundlich: „Nur herein, ich kenne euch ſchon.“ Als ſie in die Stube eingetreten waren, ſprach die Alte: „Den weiten Weg hättet ihr euch ſparen können, wenn ihr euer Kind, das ſo gut und liebreich iſt, nicht vor drei Jahren ungerechterweiſe verſtoßen hättet. Ihr hat's nichts geſchadet, ſie hat drei Jahre lang die Gänſe hüten müſſen; ſie hat nichts Böſes dabei gelernt, ſondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber ſeid durch die Angſt, in der ihr gelebt habt, hinlänglich geſtraft.“ Dann ging ſie an die Kammer und rief: „Komm heraus, mein Töchterchen.“ Da ging die Türe auf, und die Königstochter

trat heraus in ihrem seidenen Gewand mit ihren goldenen Haaren und ihren leuchtenden Augen, und es war, als ob ein Engel vom Himmel käme.

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie. Es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude weinen. Der junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie rot im Gesicht wie eine Moosrose, sie wußte selbst nicht warum. Der König sprach: „Liebes Kind, mein Königreich habe ich verschenkt, was soll ich dir geben?" — „Sie braucht nichts," sagte die Alte, „ich schenke ihr die Tränen, die sie um euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr wert als Euer ganzes Königreich. Und zum Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen." Als die Alte das gesagt hatte, verschwand sie vor ihren Augen. Es knatterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten liefen hin und her.

Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden: sie hatte das übrige vergessen. Ich glaube immer, die schöne Königstochter ist mit dem Grafen vermählt worden, und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und haben da in aller Glückseligkeit gelebt, solange Gott wollte. Ob die schneeweißen Gänse, die bei dem Häuschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es braucht's niemand übelzunehmen), welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt ihre menschliche Gestalt wieder erhielten und als Dienerinnen bei der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, aber ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte keine Hexe war, wie die Leute glaubten, sondern eine weise Frau, die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, die der Königstochter schon bei der Geburt die Gabe verliehen hat, Perlen zu weinen statt der Tränen. Heutzutage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.



Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig." Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's" und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn

bedecken kann." Da tat es ſeine Mütze ab und gab ſie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm ſeins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von ſich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war ſchon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es iſt dunkle Nacht, da ſieht dich niemand, du kannſt wohl dein Hemd weggeben," und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es ſo ſtand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Taler; und ob es gleich ſein Hemdlein weggegeben, ſo hatte es ein neues an und das war vom allerfeinſten Linnen. Da ſammelte es ſich die Taler hinein und war reich für ſein Lebtag.

Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, ſondern einen, der ihn Hunger leiden ließ. Wie er's nicht länger bei ihm aushalten konnte, ging er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der ſprach: „Bruder Hund,

warum bist du so traurig?" Antwortete der Hund: „Ich bin hungrig und habe nichts zu fressen." Da sprach der Sperling: „Lieber Bruder, komm mit in die Stadt, so will ich dich satt machen." Also gingen sie zusammen in die Stadt, und als sie vor einen Fleischerladen kamen, sprach der Sperling zum Hunde: „Da bleib stehen, ich will dir ein Stück Fleisch herunter picken," setzte sich auf den Laden, schaute sich um, ob ihn auch niemand bemerkte, und pickte, zog und zerrte so lang an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunter rutschte. Da packte es der Hund, lief in eine Ecke und fraß es auf. Sprach der Sperling: „Nun komm mit zu einem andern Laden, da will ich dir noch ein Stück herunter holen, damit du satt wirst." Als der Hund auch das zweite Stück gefressen hatte, fragte der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?" — „Ja, Fleisch bin ich satt," antwortete er, „aber ich habe noch kein Brot gekriegt." Sprach der Sperling: „Das sollst du auch haben, komm nur mit." Da führte er ihn an einen Bäckerladen und pickte an ein paar Brötchen, bis sie herunter rollten, und als der Hund noch mehr wollte, führte er ihn zu einem andern und holte ihm noch einmal Brot herab. Wie das verzehrt war, sprach der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?" — „Ja," antwortete er, „nun wollen wir ein bißchen vor die Stadt gehen."

Da gingen sie beide hinaus auf die Landstraße. Es war aber warmes Wetter, und als sie ein Eckchen gegangen waren, sprach der Hund: „Ich bin müde und möchte gerne schlafen." — „Ja, schlaf nur," antwortete der Sperling, „ich will mich derweil auf einen Zweig setzen." Der Hund legte sich also auf die Straße und schlief fest ein. Während er da lag und schlief, kam ein Fuhrmann herangefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden und hatte zwei Fässer Wein geladen. Der Sperling aber sah, daß er nicht ausbiegen wollte, sondern in der Fahrgleise blieb, in welcher der Hund lag, da rief er: „Fuhrmann, tu's nicht oder ich mache dich arm." Der Fuhrmann aber brummte vor sich: „Du wirst mich nicht arm machen," knallte mit der Peitsche und trieb den Wagen

über den Hund, daß ihn die Räder tot fuhren. Da rief der Sperling: „Du haſt mir meinen Bruder Hund tot gefahren, das ſoll dich Karre und Gaul koſten.“ — „Ja, Karre und Gaul,“ ſagte der Fuhrmann, „was könnteſt du mir ſchaden!“ und fuhr weiter. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch und pickte an dem einen Spundloch ſo lange, bis er den Spund losbrachte. Da lief der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal hinter ſich blickte, ſah er, daß der Wagen tröpfelte, unterſuchte die Fäſſer und fand, daß eins leer war. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ ſprach der Sperling und flog dem einen Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das ſah, zog er ſeine Hacke heraus und wollte den Sperling treffen, aber der Sperling flog in die Höhe, und der Fuhrmann traf ſeinen Gaul auf den Kopf, daß er tot hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ ſprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiter fuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch und pickte den Spund auch am zweiten Faß los, daß aller Wein herausſchwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder: „Ach, ich armer Mann!“ Aber der Sperling entwortete: „Noch nicht arm genug,“ ſetzte ſich dem zweiten Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei und holte mit ſeiner Hacke aus, aber der Sperling flog in die Höhe. Da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ — „Noch nicht arm genug,“ ſprach der Sperling, ſetzte ſich auch dem dritten Pferd auf den Kopf und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann ſchlug in ſeinem Zorn, ohne umzuſehen, auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, ſondern ſchlug auch ſein drittes Pferd tot. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „jetzt will ich dich daheim arm machen,“ und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen ſtehen laſſen und ging voll Zorn und Ärger heim. „Ach,“ ſprach er zu ſeiner

Frau, „was hab ich Unglück gehabt! Der Wein ist ausgelaufen, und die Pferde sind alle drei tot. — „Ach, Mann," antwortete sie, „was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! Er hat alle Vögel auf der Welt zusammengebracht, und die sind droben über unsern Weizen hergefallen und fressen ihn auf." Da stieg er hinauf und tausend und tausend Vögel saßen auf dem Boden und hatten den Weizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten darunter. Da rief der Fuhrmann: „Ach, ich armer Mann!" — „Noch nicht arm genug," antwortete der Sperling, „Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben," und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in die Stube, setzte sich hinter den Ofen, und zwar ganz bös und giftig. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben." Da ergriff der Fuhrmann die Hacke und warf sie nach dem Sperling. Aber er schlug nur die Fensterscheiben entzwei und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte nun herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben." Dieser, ganz toll und blind vor Wut, schlägt den Ofen entzwei, und so fort, wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgerät, Spieglein, Bänke, Tisch, und zuletzt die Wände seines Hauses, und kann ihn nicht treffen. Endlich aber erwischte er ihn doch mit der Hand. Da sprach seine Frau: „Soll ich ihn totschlagen?" — „Nein," rief er, „das wäre zu gelind, der soll viel mörderlicher sterben, ich will ihn verschlingen," und nimmt ihn und verschlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fängt an in seinem Leibe zu flattern, flattert wieder herauf, dem Mann in den Mund. Da streckte er den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben." Der Fuhrmann reicht seiner Frau die Hacke und spricht: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde tot." Die Frau schlägt zu, schlägt aber fehl und schlägt dem Fuhrmann gerade auf den Kopf, so daß er tot hinfällt. Der Sperling aber fliegt auf und davon.

Der Geist im Glas

D. P.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die späte Nacht. Als er sich endlich etwas Geld zusammengespart hatte, sprach er zu seinem Jungen: „Du bist mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit saurem Schweiß erworben habe, zu deinem Unterricht anwenden; lernst du etwas Rechtschaffenes, so kannst du mich im Alter ernähren, wenn meine Glieder steif geworden sind, und ich daheim sitzen muß." Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, so daß ihn seine Lehrer rühmten, und blieb eine Zeitlang dort. Als er ein paar Schulen durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war das bißchen Armut, das der Vater erworben hatte, drauf gegangen, und er mußte wieder zu ihm heimkehren. „Ach," sprach der Vater betrübt, „ich kann dir nichts mehr geben und kann in der teuern Zeit auch keinen Heller mehr verdienen als das tägliche Brot." — „Lieber Vater," antwortete der Sohn, „macht Euch darüber keine Gedanken, wenn's Gottes Wille also ist, so wird's zu meinem Besten ausschlagen; ich will mich schon drein schicken." Als der Vater hinaus in den Wald wollte, um etwas am Malterholz (am Zuhauen und

Aufrichten) zu verdienen, so sprach der Sohn: „Ich will mit Euch gehen und Euch helfen." — „Ja, mein Sohn," sagte der Vater, „das sollte dir beschwerlich ankommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus; ich habe auch nur eine Axt und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen." — „Geht nur zum Nachbar," antwortete der Sohn, „der leiht Euch seine Axt so lange, bis ich mir selbst eine verdient habe."

Da borgte der Vater beim Nachbar eine Axt, und am andern Morgen, bei Anbruch des Tags, gingen sie zusammen hinaus in den Wald. Der Sohn half dem Vater und war ganz munter und frisch dabei. Als nun die Sonne über ihnen stand, sprach der Vater: „Wir wollen rasten und Mittag halten, hernach geht's noch einmal so gut." Der Sohn nahm sein Brot in die Hand und sprach: „Ruht Euch nur aus, Vater, ich bin nicht müde, ich will in dem Wald ein wenig auf und ab gehen und Vogelnester suchen." — „O du Geck," sprach der Vater, „was willst du da herumlaufen, hernach bist du müde und kannst den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und setze dich zu mir."

Der Sohn aber ging in den Wald, aß sein Brot, war ganz fröhlich und sah in die grünen Zweige hinein, ob er etwa ein Nest entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer großen gefährlichen Eiche kam, die gewiß schon viele hundert Jahre alt war und die keine fünf Menschen umspannt hätten. Er blieb stehen und sah sie an und dachte: „Es muß doch mancher Vogel sein Nest hinein gebaut haben." Da deuchte ihn auf einmal, als hörte er eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie es mit so einem recht dumpfen Ton rief: „Laß mich heraus, las mich heraus!" Er sah sich rings um, konnte aber nichts entdecken, doch es war ihm, als ob die Stimme unten aus der Erde hervorkäme. Da rief er: „Wo bist du?" Die Stimme antwortete: „Ich stecke da unten bei den Eichwurzeln. Laß mich heraus, laß mich heraus!" Der Schüler fing an, unter dem Baum aufzuräumen und bei den Wurzeln zu suchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine Glas-

flasche entdeckte. Er hob sie in die Höhe und hielt sie gegen das Licht, da sah er ein Ding, gleich einem Frosch gestaltet, das sprang darin auf und nieder. „Laß mich heraus, laß mich heraus!“ rief's von neuem, und der Schüler, der an nichts Böses dachte, nahm den Pfropfen von der Flasche ab. Alsbald stieg ein Geist heraus und fing an zu wachsen, und wuchs so schnell, daß er in wenigen Augenblicken als ein entsetzlicher Kerl, so groß wie der halbe Baum, vor dem der Schüler stand. „Weißt du,“ rief er mit einer fürchterlichen Stimme, „was dein Lohn dafür ist, daß du mich heraus gelassen hast?“ — „Nein,“ antwortete der Schüler ohne Furcht, „wie soll ich das wissen?“ — „So will ich dir's sagen,“ rief der Geist, „den Hals muß ich dir dafür brechen.“ — „Das hättest du mir früher sagen sollen,“ antwortete der Schüler, „so hätte ich dich stecken lassen; mein Kopf aber soll vor dir wohl feststehen, da müssen mehr Leute gefragt werden.“ — „Mehr Leute hin, mehr Leute her,“ rief der Geist, „deinen verdienten Lohn, den sollst du haben. Denkst du, ich wäre aus Gnade da so lange Zeit eingeschlossen worden, nein, es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Merkurius, wer mich erlöst, dem muß ich den Hals brechen.“ — „Sachte,“ antwortete der Schüler, „so geschwind geht das nicht, erst muß ich auch wissen, daß du wirklich in der kleinen Flasche gesessen hast und daß du der rechte Geist bist; kannst du auch wieder hinein, so will ich's glauben, und dann magst du mit mir anfangen, was du willst.“ Der Geist sprach voll Hochmut: „Das ist eine geringe Kunst,“ zog sich zusammen und machte sich so dünn und klein, wie er anfangs gewesen war, also daß er durch dieselbe Öffnung und durch den Hals der Flasche wieder hineinkroch. Kaum aber war er darin, so drückte der Schüler den abgezogenen Propfen wieder auf und warf die Flasche unter die Eichwurzeln an ihren alten Platz, und der Geist war betrogen.

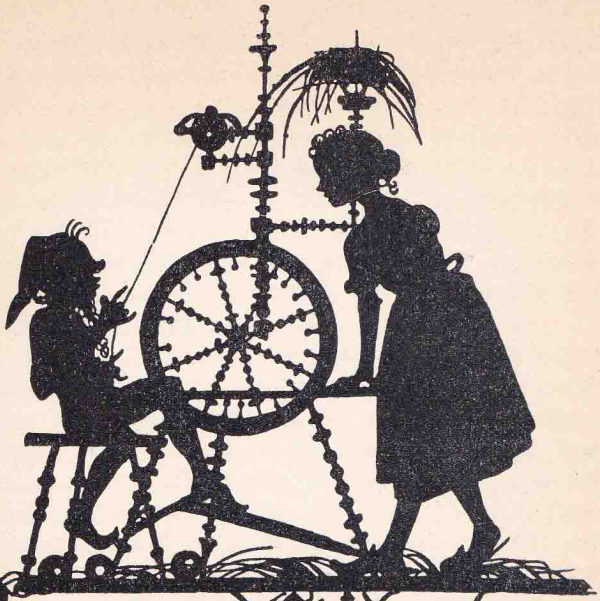
Nun wollte der Schüler zu seinem Vater zurückgehen, aber der Geist rief ganz kläglich: „Ach, laß mich doch heraus, laß mich doch heraus!“ — „Nein,“ antwortete der Schüler, „zum zweitenmal nicht; wer mir einmal nach dem Leben gestrebt

hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder eingefangen habe." — „Wenn du mich frei machst," rief der Geist, „so will ich dir so viel geben, daß du dein Lebtag genug hast." — „Nein," antwortete der Schüler, „du würdest mich betrügen, wie das erstemal." — „Du verscherzest dein Glück," sprach der Geist, „ich will dir nichts tun, sondern dich reichlich belohnen." Der Schüler dachte: „Ich will's wagen, vielleicht hält er Wort, und anhaben soll er mir doch nichts." Da nahm er den Pfropfen ab, und der Geist stieg wie das vorige Mal heraus, dehnte sich auseinander, und ward groß wie ein Riese. „Nun sollst du deinen Lohn haben," sprach er, und reichte dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaster, und sagte: „Wenn du mit dem einen Ende eine Wunde bestreichst, so heilt sie; und wenn du mit dem andern Ende Stahl und Eisen bestreichst, so wird es in Silber verwandelt." — „Das muß ich erst versuchen," sprach der Schüler, ging an einen Baum, ritzte die Rinde mit seiner Axt und bestrich sie mit dem einen Ende des Pflasters: alsbald schloß sie sich wieder zusammen und war geheilt. „Nun, es hat seine Richtigkeit," sprach er zum Geist, „jetzt können wir uns trennen." Der Geist dankte ihm für seine Erlösung, und der Schüler dankte dem Geist für sein Geschenk und ging zurück zu seinem Vater.

„Wo bist du herumgelaufen?" sprach der Vater, „warum hast du die Arbeit vergessen? Ich habe es ja gleich gesagt, daß du nichts zustande bringen würdest." — „Gebt Euch zufrieden, Vater, ich will's nachholen." — „Ja, nachholen," sprach der Vater zornig, „das hat keine Art." — „Habt acht, Vater, den Baum da will ich gleich umhauen, daß er krachen soll." Da nahm er sein Pflaster, bestrich die Axt damit und tat einen gewaltigen Hieb; aber weil das Eisen in Silber verwandelt war, so legte sich die Schneide um." — „Ei, Vater, seht einmal, was habt Ihr mir für eine schlechte Axt gegeben, die ist ganz schief geworden." Da erschrak der Vater und sprach: „Ach, was hast du gemacht! Nun muß ich die Axt bezahlen und weiß nicht womit; das ist der Nutzen, den ich

von deiner Arbeit habe." — „Werdet nicht bös," antwortete der Sohn, „die Axt will ich schon bezahlen." — „O, du Dummbart," rief der Vater, „wovon willst du sie bezahlen? Du hast nichts, als was ich dir gebe; das sind Studentenkniffe, die dir im Kopf stecken, aber vom Holzhacken hast du keinen Verstand."

Über ein Weilchen sprach der Schüler: „Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Feierabend machen." — „Ei was," antwortete er, „meinst du, ich wollte die Hände in den Schoß legen wie du? Ich muß noch schaffen, du kannst dich aber heimpacken." — „Vater, ich bin zum erstenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht doch mit mir." Weil sich der Zorn gelegt hatte, so ließ der Vater sich endlich bereden und ging mit ihm heim. Da sprach er zum Sohn: „Geh und verkauf die verschändete Axt und sieh zu, was du dafür kriegst; das übrige muß ich verdienen, um sie dem Nachbar zu bezahlen." Der Sohn nahm die Axt und trug sie in die Stadt zu einem Goldschmied, der probierte sie, legte sie auf die Wage und sprach: „Sie ist vierhundert Taler wert, so viel habe ich nicht bar." Der Schüler sprach: „Gebt mir, was Ihr habt, das übrige will ich Euch borgen." Der Goldschmied gab ihm dreihundert Taler und blieb einhundert schuldig. Darauf ging der Schüler heim und sprach: „Vater, ich habe Geld, geht und fragt, was der Nachbar für die Axt haben will." „Das weiß ich schon," antwortete der Alte, „einen Taler sechs Groschen." — „So gebt ihm zwei Taler zwölf Groschen, das ist das Doppelte und ist genug; seht Ihr, ich habe Geld im Überfluß," und gab dem Vater einhundert Taler und sprach, „es soll Euch niemals fehlen, lebt nach Eurer Bequemlichkeit." — „Mein Gott," sprach der Alte, „wie bist du zu dem Reichtum gekommen?" Da erzählte er ihm, wie alles zugegangen wäre und wie er im Vertrauen auf sein Glück einen so reichen Fang getan hätte. Mit dem übrigen Geld aber zog er wieder hin auf die hohe Schule und lernte weiter, und weil er mit seinem Pflaster alle Wunden heilen konnte, ward er der berühmteste Doktor auf der ganzen Welt.



Rumpelstilzchen

D. G.

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen.“ Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt, wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen.“ Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel und sprach: „Jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben.“ Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.“

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat. Sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Türe auf und trat ein kleines Männchen herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint Sie so sehr?" — „Ach," antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht." Sprach das Männchen: „Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?" — „Mein Halsband," sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll: und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?" — „Meinen Ring von dem Finger," antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen: gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden." — „Wenn's auch eine Müllerstochter ist," dachte er, „eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht." Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „Was

gibſt du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh ſpinne?" — „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte," antwortete das Mädchen. „So verſprich mir, wenn du Königin wirſt, dein erſtes Kind." — „Wer weiß wie das noch geht," dachte die Müllerstochter und wußte ſich auch in der Not nicht anders zu helfen; ſie verſprach alſo dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen ſpann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünſcht hatte, ſo hielt er Hochzeit mit ihr, und die ſchöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte ſie ein ſchönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen. Da trat es plötzlich in ihre Kammer und ſprach: „Nun gib mir, was du verſprochen haſt." Die Königin erſchrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreiches an, wenn es ihr das Kind laſſen wollte. Aber das Männchen ſprach: „Nein, etwas Lebendes iſt mir lieber als alle Schätze der Welt." Da fing die Königin ſo an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte: „Drei Tage will ich dir Zeit laſſen," ſprach er, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, ſo ſollſt du dein Kind behalten."

Nun beſann ſich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die ſie jemals gehört hatte, und ſchickte einen Boten über Land, der ſollte ſich erkundigen weit und breit, was es ſonſt noch für Namen gäbe. Als am andern Tag das Männchen kam, fing ſie an mit Kaſpar, Melchior, Balzer, und ſagte alle Namen, die ſie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem ſprach das Männlein: „So heiß ich nicht." Den zweiten Tag ließ ſie in der Nachbarſchaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden, und ſagte dem Männlein die ungewöhnlichſten und ſeltſamſten Namen vor: „Heißt du vielleicht Rippenbieſt oder Hammelswade oder Schnürbein?" Aber es antwortete immer: „So heiß ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has ſich gute

Nacht ſagen, ſo ſah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer ſprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und ſchrie:

„Heute back ich, morgen brau ich,
übermorgen hol ich der Königin ihr Kind;
ach, wie gut iſt, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelſtilzchen heiß!"

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als ſie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiß ich?" fragte ſie erſt: „Heißeſt du Kunz?" — „Nein." — „Heißeſt du Heinz?" — „Nein."

„Heißt du etwa Rumpelſtilzchen?"

„Das hat dir der Teufel geſagt, das hat dir der Teufel geſagt," ſchrie das Männlein und ſtieß mit dem rechten Fuß vor Zorn ſo tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in ſeiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß ſich ſelbſt mitten entzwei.

Es war einmal ein Einſiedler, der lebte in einem Walde an dem Fuße eines Berges und brachte ſeine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Waſſer den Berg hinauf. Manches

Tier wurde damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes, seinen Augen sichtbar, mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben gespeiset ward. Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah, wie man einen armen Sünder zum Galgen führte. Er sprach so vor sich hin: „Jetzt widerfährt diesem sein Recht." Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst begleitete, und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prüfte sein Herz und bedachte, womit er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zürne, aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Walde so recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da ward er noch betrübter und sprach: „Wie singst du so fröhlich! Dir zürnt der Herr nicht; ach, wenn du mir sagen könntest, womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße täte, und mein Herz auch wieder fröhlich würde!" Da fing das Vöglein an zu sprechen und sagte: „Du hast unrecht getan, weil du einen armen Sünder verdammt hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; er allein hält Gericht. Doch wenn du Buße tun und deine Sünde bereuen willst, so wird er dir verzeihen." Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Ast in der Hand und sprach: „Diesen trockenen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorsprießen, aber nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brot sollst du dir an den Türen erbitten und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Das ist die Buße, die dir der Herr auflegt."

Da nahm der Einſiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er ſo lange nicht geſehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Türen reichte; manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Türe blieb ihm verſchloſſen, alſo daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brot bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Türe zu Türe gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau ſaß darin. Da ſprach er: „Gute Frau, behaltet mich dieſe Nacht in Euerm Hauſe.“ Aber ſie antwortete: „Nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die ſind bös und wild, wenn ſie von ihrem Raubzug heimkommen und finden Euch, ſo würden ſie uns beide umbringen.“ Da ſprach der Einſiedler: „Laßt mich nur bleiben, ſie werden Euch und mir nichts tun,“ und die Frau war mitleidig und ließ ſich bewegen. Da legte ſich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter ſeinen Kopf. Wie die Alte das ſah, fragte ſie nach der Urſache, da erzählte er ihr, daß er es zur Buße mit ſich herumtrage und nachts zu einem Kiſſen brauche. Er habe den Herrn beleidigt, denn als er einen armen Sünder auf dem Gang nach dem Gericht geſehen, habe er geſagt, dieſem widerfahre ſein Recht. Da fing die Frau an zu weinen und rief: „Ach, wenn der Herr ein einziges Wort alſo beſtraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn ſie vor ihm im Gericht erſcheinen.“

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an, und als das die Höhle erleuchtete und ſie einen Mann unter der Treppe liegen ſahen, gerieten ſie in Zorn und ſchrien ihre Mutter an: „Wer iſt der Mann? Haben wir's nicht verboten, irgend jemand aufzunehmen?“ Da ſprach die Mutter: „Laßt ihn, es iſt ein armer Sünder, der ſeine Schuld büßt.“ Die Räuber fragten: „Was hat er getan?“ — „Alter,“ riefen ſie, „erzähl uns deine Sünden.“ Der Alte erhob ſich und ſagte ihnen, wie er mit einem einzigen Worte ſchon ſo geſündigt habe, daß Gott

ihm zürne, und er für dieſe Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von ſeiner Erzählung das Herz ſo gewaltig gerührt, daß ſie über ihr bisheriges Leben erſchraken, in ſich gingen und mit herzlicher Reue ihre Buße begannen. Der Einſiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt hatte, legte ſich wieder zum Schlafe unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn tot, und aus dem trocknen Holz, auf welchem ſein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch emporgewachſen. Alſo hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu ſich aufgenommen.

Märchen von der Unke

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab ſeine Mutter jeden Nachmittag ein Schüſſelchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind ſetzte ſich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfing zu eſſen, ſo kam die Hausunke aus einer Mauerritze hervorgekrochen, ſenkte ihr Köpfchen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte ſeine Freude daran, und wenn es

mit seinem Schüsselchen da saß und die Unke kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu:

„Unke, Unke, komm geschwind,
komm herbei, du kleines Ding,
sollst dein Bröckchen haben,
an der Milch dich laben."

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar, denn sie brachte dem Kind aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Unke trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen. Da nahm das Kind einmal sein Löffelchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken." Die Mutter, die in der Küche stand, hörte, daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Löffelchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem Scheit Holz heraus und tötete das gute Tier.

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, solange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden, jetzt aber verlor es seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing in der Nacht der Totenvogel an zu schreien, und das Rotkehlchen sammelte Zweiglein und Blätter zu einem Totenkranz, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Unke aus einer Öffnung unten an der Mauer hervorkommen. Geschwind breitete es sein blauseidenes Halstuch neben sich aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinst. Nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal wieder; wie sie aber die Krone nicht mehr sah,

kroch ſie an die Wand und ſchlug vor Leid ihr Köpfchen ſo lange dawider, als ſie nur noch Kräfte hatte, bis ſie endlich tot dalag. Hätte das Mädchen die Krone liegen laſſen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

Unke ruft: „Huhu, huhu", Kind ſpricht: „Komm herut." Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach ſeinem Schweſterchen: „Haſt du Rotſtrümpfchen nicht geſehen?" Unke ſagt: „Ne, ik og nit; wie du denn? Huhu, huhu, huhu."

Der alte Sultan

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, ſo daß er nichts mehr feſt packen konnte. Zu einer Zeit ſtand der Bauer mit ſeiner Frau vor der Haustüre und ſprach: „Den alten Sultan ſchieß ich morgen tot, der iſt zu nichts mehr nütze." Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Tiere hatte, antwortete: „Da er uns ſo lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns gehalten, ſo könnten wir ihm wohl das Gnadenbrot geben." — „Ei was," ſagte der Mann, „du biſt nicht

recht geſcheit. Er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet ſich vor ihm, er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, ſo hat er ſein gutes Freſſen dafür gekriegt."

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgeſtreckt lag, hatte alles mit angehört und war traurig, daß morgen ſein letzter Tag ſein ſollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem ſchlich er abends hinaus in den Wald und klagte über das Schickſal, das ihm bevorſtände. „Höre, Gevatter," ſagte der Wolf, „ſei gutes Mutes, ich will dir aus deiner Not helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit ſeiner Frau ins Heu, und ſie nehmen ihr kleines Kind mit, weil niemand im Hauſe zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen. Lege dich daneben, gleich als wollteſt du es bewachen. Ich will dann aus dem Walde herauskommen und das Kind rauben. Du mußt mir eifrig nachſpringen, als wollteſt du mir es wieder abjagen. Ich laſſe es fallen, und du bringſt es den Eltern wieder zurück, die glauben dann, du hätteſt es gerettet und ſind viel zu dankbar, als daß ſie dir ein Leid antun ſollten; im Gegenteil, du kommſt in völlige Gnade, und ſie werden es dir an nichts mehr fehlen laſſen."

Der Anſchlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, ſo ward er auch ausgeführt. Der Vater ſchrie, als er den Wolf mit ſeinem Kind durchs Feld laufen ſah, als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, ſtreichelte ihn und ſagte: „Dir ſoll kein Härchen gekrümmt werden, du ſollſt das Gnadenbrot eſſen, ſolange du lebſt." Zu ſeiner Frau aber ſprach er: „Geh gleich heim und koche dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und bring das Kopfkiſſen aus meinem Bette, das ſchenk ich ihm zu ſeinem Lager." Von nun an hatte es der alte Sultan ſo gut, als er ſich's nur wünſchen konnte. Bald hernach beſuchte ihn der Wolf und freute ſich, daß alles ſo wohl gelungen war. „Aber Gevatter," ſagte er, „du wirſt doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf weg-

hole. Es wird einem heutzutage ſchwer, ſich durchzuſchlagen." — „Darauf rechne nicht," antwortete der Hund, „meinem Herrn bleibe ich treu, das darf ich nicht zugeben." Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernſte geſprochen, kam in der Nacht herangeſchlichen und wollte ſich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verraten hatte, paßte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreſchflegel garſtig die Haare. Der Wolf mußte ausreißen, ſchrie aber dem Hund zu: „Wart, du ſchlechter Geſelle, dafür ſollſt du büßen."

Am andern Morgen ſchickte der Wolf das Schwein und ließ den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten ſie ihre Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beiſtand finden als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als ſie zuſammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und ſtreckte zugleich vor Schmerz den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und ſein Beiſtand waren ſchon an Ort und Stelle, als ſie aber ihren Gegner daherkommen ſahen, meinten ſie, er führe einen Säbel mit ſich, weil ſie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür anſahen. Und wenn das arme Tier ſo auf drei Beinen hüpfte, dachten ſie nicht anders, als es höbe jedesmal einen Stein auf, wollte damit auf ſie werfen. Da ward ihnen beiden angſt. Das wilde Schwein verkroch ſich ins Laub, und der Wolf ſprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als ſie herankamen, wunderten ſich, daß ſich niemand ſehen ließ. Das wilde Schwein aber hatte ſich im Laub nicht ganz verſtecken können, ſondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze ſich bedächtig umſchaute, zwinſte das Schwein mit den Ohren. Die Katze, welche meinte, es regte ſich da eine Maus, ſprang darauf zu und biß herzhaft hinein. Da erhob ſich das Schwein mit großem Geſchrei, lief fort und rief: „Dort auf dem Baum da ſitzt der Schuldige." Der Hund und die Katze ſchauten hinauf und erblickten den Wolf, der ſchämte ſich, daß er ſich ſo furchtſam gezeigt hatte und nahm von dem Hund den Frieden an.

Up Reiſen gohn

Ét was emol ne arme Frau, de hadde enen Suhn, de wull ſo gerne reiſen, do ſeg de Mohr: „Wu kannſt du reiſen? Wi hebt je gar kien Geld, dat du mitniemen kannſt.“ Do ſeg de Suhn: „Ick will mi gut behelpen, ick will alltied ſeggen: ‚Nig viel, nig viel, nig viel.‘“

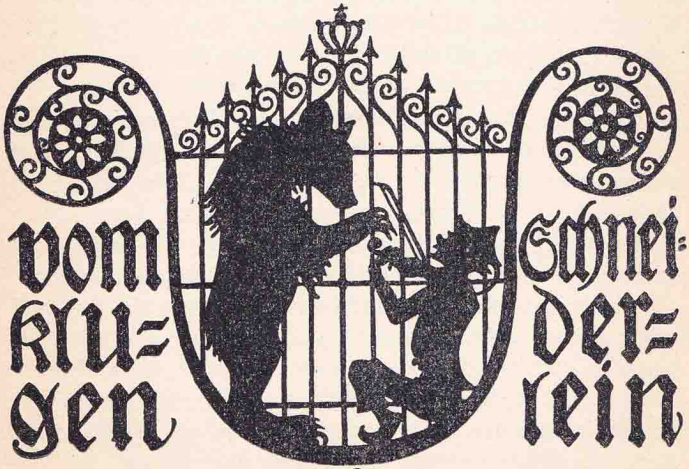
Do genk he ene gude Tied un ſede alltied: „Nig viel, nig viel, nig viel.“ Kam do bi en Trop Fiſker un ſeg: „Gott helpe ju! nig viel, nig viel, nig viel.“ — „Wat ſegſt du, Kerl, nig viel?“ Un aſſe dat Gören (Garn) uttrocken, kregen ſe auck nig viel Fiſke. So met enen Stock up de Jungen, un „heſt du mig nig dreſken (dreſchen) ſeihn?“ — „Wat ſall ick denn ſeggen?“ ſeg de Junge. „Du ſallſt ſeggen: ‚Fank vull, fank vull.‘“

Do geit he wier ene ganze Tied un ſeg: „Fank vull, fank vull,“ bis he kümmt an enen Galgen, do hebt ſe en armen Sünder, den willt ſe richten. Do ſeg he: „Guden Morgen, fank vull, fank vull.“ — „Wat ſegſt du, Kerl, fank vull? Söllt der noch mehr leige (leidige, böſe) Lüde in de Welt ſien? Is düt

noch nig genog?" He krig wier wat up den Puckel. „Wat ſall ick denn ſeggen?" — „Du ſallſt ſeggen: ‚Gott tröſt de arme Seele.'"

De Junge geit wier ene ganze Tied un ſeg: „Gott tröſt de arme Seele!" Da kümmet he an en Grawen, do ſteit en Filler (Schinder), de tüt en Perd af. De Junge ſeg: „Guden Morgen, Gott tröſt de arme Seele!" — „Wat ſegſt du, leige Kerl?" un ſchleit en met ſinen Filhacken üm de Ohren, dat he ut den Augen nig ſeihen kann. „Wu ſall ick denn ſeggen?" — „Du ſallſt ſeggen: ‚Do ligge du Aas in en Grawen.'"

Do geit he un ſeg alltied: „Do ligge du Aas in en Grawen! Do ligge du Aas in en Grawen!" Nu kümmt he bi enen Wagen vull Lüde, do ſeg he: „Guden Morgen, do ligge du Aas in en Grawen!" Do föllt de Wagen üm in en Grawen, de Knecht kreg de Pietſke un knapt den Jungen, dat he wier to ſine Mohr krupen moſte. Un he is ſien Lewen nig wier up Reiſen gohn.



Es war einmal eine Prinzeſſin gewaltig ſtolz; kam ein Freier, ſo gab ſie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's

nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich getan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's auch hier treffen; der dritte war ein kleiner unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollt's ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstande nicht weit kommen." Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

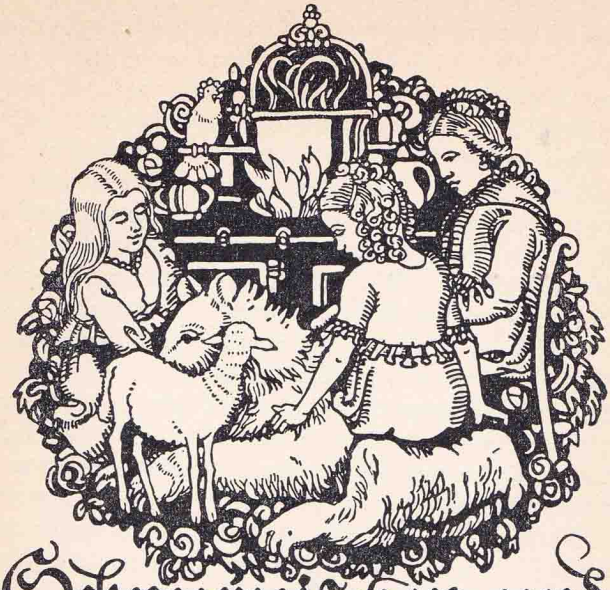
Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihre Rätsel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?" — „Wenn's weiter nichts ist," sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt." Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, antworte der zweite." Da sagte der zweite: „Ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenrock." — „Falsch geraten," sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh ich's an, der weiß es sicherlich." Da trat das Schneiderlein keck hervor, und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben." Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß, und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun, unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zu-

bringen; wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten." Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein loswerden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt, und sprach: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen."

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte, sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen." Da holte es ganz gemächlich, als hätt' es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen wie er wollte. „Ei," dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen," und sprach zum Schneiderlein: „Mein, beiß mir die Nüsse auf." — „Da siehst du, was du für ein Kerl bist," sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen." Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund, und knack, war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren," sprach der Bär, „wenn ich's so ansehe, ich mein, ich müßt's auch können." Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stücklein darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör, ist das Geigen schwer?" — „Kinderleicht, siehst du, mit der Linken

leg ich die Finger auf und mit der Rechten ſtreich ich mit dem Bogen drauflos, da geht's luſtig, hopſaſa, vivallalera!" — „So geigen," ſprach der Bär, „das möcht ich auch verſtehen, damit ich tanzen könnte, ſo oft ich Luſt hätte. Was meinſt du dazu? Willſt du mir Unterricht darin geben?" — „Von Herzen gern," ſagte das Schneiderlein, „wenn du Geſchick dazu haſt. Aber weis einmal deine Tatzen her, die ſind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abſchneiden." Da ward ein Schraubſtock herbeigeholt, und der Bär legte ſeine Tatzen darauf; das Schneiderlein aber ſchraubte ſie feſt und ſprach: „Nun warte, bis ich mit der Schere komme," ließ den Bären brummen, ſoviel er wollte, legte ſich in die Ecke auf ein Bund Stroh und ſchlief ein.

Die Prinzeſſin, als ſie am Abend den Bären ſo gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen ſtand ſie ganz unbeſorgt und vergnügt auf, wie ſie aber nach dem Stall guckt, ſo ſteht das Schneiderlein ganz munter davor und iſt geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Da konnte ſie nun kein Wort mehr dagegen ſagen, weil ſie's öffentlich verſprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte ſie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und ſollte ſie da vermählt werden. Wie ſie eingeſtiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falſches Herz hatten und ihm ſein Glück nicht gönnten, in den Stall und ſchraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzeſſin hörte ihn ſchnauben und brummen; es ward ihr angſt, und ſie rief: „Ach, der Bär iſt hinter uns und will dich holen." Das Schneiderlein war fix, ſtellte ſich auf den Kopf, ſteckte die Beine zum Fenſter hinaus und rief: „Siehſt du den Schraubſtock? Wann du nicht gehſt, ſo ſollſt du wieder hinein." Wie der Bär das ſah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzeſſin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Haidlerche. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.



Schneeweißchen und Rosenrot

D. S.

Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind. Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel; Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen

faßten, so oft sie zusammen ausgingen; und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen," so antwortete Rosenrot: „Solange wir leben nicht," und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, soll's mit dem andern teilen." Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleid, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorge. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen, glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen und wären gewiß hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weitergegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen, das müßte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war hineinzuschauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gescheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh, Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor," und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem

Boden und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Türe, als wollte er eingelassen sein. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht.“ Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte, es wäre ein armer Mann, aber der war es nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Tür hereinsteckte. Rosenrot schriet laut und sprang zurück; das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zuleid, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen.“ — „Du armer Bär,“ sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht brennt.“ Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meint's ehrlich.“ Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk,“ und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein; er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich's aber gerne gefallen, nur wenn sie's gar zu arg machten, rief er:

„Laßt mich am Leben, ihr Kinder:
Schneeweißchen, Rosenrot,
schlägst dir den Freier tot.“

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bär: „Du kannst in Gottes Namen da am Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und dem bösen

Wetter geſchützt." Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der beſtimmten Stunde, legte ſich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, ſoviel ſie wollten; und ſie waren ſo gewöhnt an ihn, daß die Türe nicht eher zugeriegelt ward, als bis der ſchwarze Geſell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, ſagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen." — „Wo gehſt du denn hin, lieber Bär?" fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den böſen Zwergen hüten; im Winter, wenn die Erde hart gefroren iſt, müſſen ſie wohl unten bleiben und können ſich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen ſie durch, ſteigen herauf, ſuchen und ſtehlen; was einmal in ihren Händen iſt und in ihren Höhlen liegt, das kommt ſo leicht nicht wieder an des Tages Licht." Schneeweißchen war ganz traurig über den Abſchied, und als es ihm die Türe aufriegelte und der Bär ſich hinausdrängte, blieb er an dem Türhaken hängen und ein Stück ſeiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchſchimmern geſehen; aber es war ſeiner Sache nicht gewiß. Der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verſchwunden.

Nach einiger Zeit ſchickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reiſig zu ſammeln. Da fanden ſie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme ſprang zwiſchen dem Gras etwas auf und ab, ſie konnten aber nicht unterſcheiden, was es war. Als ſie näherkamen, ſahen ſie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Geſicht und einem ellenlangen ſchneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine ſprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht, wie er ſich helfen ſollte. Er glotzte die Mädchen mit ſeinen roten, feurigen Augen an und ſchrie:

Schneeweißchen und Rosenrot
D. Volkert

„Was ſteht ihr da! Könnt ihr nicht herbeigehen und mir Beiſtand leiſten?“ — „Was haſt du angefangen, kleines Männchen?“ fragte Roſenrot. „Dumme, neugierige Gans,“ antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir ſpalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt gleich das bißchen Speiſe, das unſereiner braucht, der nicht ſo viel hinunterſchlingt als ihr grobes, gieriges Volk. Ich hatte den Keil ſchon glücklich hineingetrieben, und es wäre alles nach Wunſch gegangen, aber das verwünſchte Holz war zu glatt und ſprang unverſehens heraus, und der Baum fuhr ſo geſchwind zuſammen, daß ich meinen ſchönen, weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun ſteckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen, glatten Milchgeſichter! Pfui, was ſeid ihr garſtig!“ Die Kinder gaben ſich alle Mühe, aber ſie konnten den Bart nicht herausziehen, er ſteckte zu feſt. Ich will laufen und Leute herbeiholen,“ ſagte Roſenrot. „Wahnſinnige Schafsköpfe,“ ſchnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen, ihr ſeid mir ſchon um zwei zuviel; fällt euch nichts Beſſeres ein?“ — „Sei nur nicht ungeduldig,“ ſagte Schneeweißchen, „ich will ſchon Rat ſchaffen,“ holte ſein Scherchen aus der Taſche und ſchnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg ſich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwiſchen den Wurzeln des Baumes ſteckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor ſich hin: „Ungehobeltes Volk, ſchneidet mir ein Stück von meinem ſtolzen Barte ab! Lohn's euch der Kuckuck!“ Damit ſchwang er ſeinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur einmal anzuſehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Roſenrot ein Gericht Fiſche angeln. Als ſie nahe bei dem Bache waren, ſahen ſie, daß etwas wie eine große Heuſchrecke nach dem Waſſer zu hüpfte, als wollte es hineinſpringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willſt du hin?“ ſagte Roſenrot, „du willſt doch nicht ins Waſſer?“ — „Solch ein Narr bin ich nicht,“ ſchrie der Zwerg, „ſeht ihr nicht, der verwünſchte Fiſch will mich hineinziehen?“ Der Kleine hatte

dageſeſſen und geangelt, und unglücklicherweiſe hatte der Wind ſeinen Bart mit der Angelſchnur verflochten; als gleich darauf ein großer Fiſch anbiß, fehlten dem ſchwachen Geſchöpf die Kräfte, ihn herauszuziehen; der Fiſch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu ſich hin. Zwar hielt er ſich an allen Halmen und Binſen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fiſches folgen und war in beſtändiger Gefahr, ins Waſſer gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn feſt und verſuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren feſt ineinander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scherchen hervorzuholen und den Bart abzuſchneiden, wobei ein kleiner Teil desſelben verloren ging. Als der Zwerg das ſah, ſchrie er ſie an: „Iſt das Manier, ihr Lorche, einem das Geſicht zu ſchänden? Nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgeſtutzt habt, jetzt ſchneidet ihr mir den beſten Teil davon ab; ich darf mich vor den Meinigen gar nicht ſehen laſſen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhſohlen verloren hättet!" Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort weiter zu ſagen, ſchleppte er ihn fort und verſchwand hinter einem Stein.

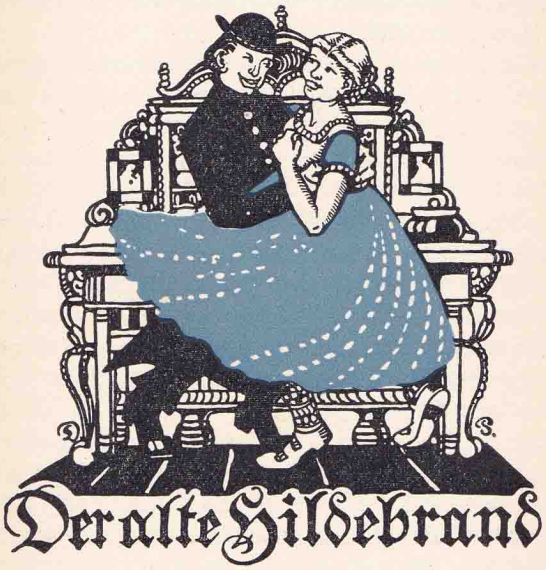
Es trug ſich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt ſchickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte ſie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felſenſtücke zerſtreut lagen. Da ſahen ſie einen großen Vogel in der Luft ſchweben, der langſam über ihnen kreiſte, ſich immer tiefer herabſenkte und endlich nicht weit bei einem Felſen niederſtieß. Gleich darauf hörten ſie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und ſahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen feſt und zerrten ſich ſo lange mit dem Adler herum, bis er ſeine Beute fahren ließ. Als der Zwerg ſich von dem erſten Schrecken erholt hatte, ſchrie er mit ſeiner kreiſchenden Stimme: „Konntet ihr nicht ſäuberlicher mit mir umgehen?

Gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und täppisches Gesindel, das ihr seid!" Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!" schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbeitrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, sehet, die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben, was habt Ihr an mir kleinem schmächtigen Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen; da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für Euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen." Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen." Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn," sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder

Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen."

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.



Der alte Hildebrand

Es war amahl a Baur und a Bäurin, und dö Bäurin, dö hat der Pfarra im Dorf gern gesegn, und da hat er alleweil gewunschen, wann er nur amahl an ganzen Tag mit der Bäurin allan recht vergnügt zubringa kunnt, und der Bäurin, der wars halt a recht gwesn. No, da hat er amahl zu der Bäurin gsagt: „Hanz, mei liebi Bäurin, hietzt hab i was ausstudiert, wie wir halt amahl an ganzen Tag recht vergnügt mitanander zubringa kunnten. Wißts was, ös legts eng aufm

Mittwoch ins Bett und ſagts engern Mon, ös ſeits krang, und lamatierts und übelts nur recht, und das treibts fort bis aufm Sunta, wann i die Predi halt, und da wir (werde) i predigen, daß wer z' Haus a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha is, hat, und der tut a Wollfart aufm Göckerliberg in Wäliſchland, wo ma um an Kreuzer an Metzen Lorberbladen kriegt, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schweſter, oda wers ſunſt nacha is, auf der Stell gſund."

„Dös wir i ſchon machen", hat die Bäurin drauf gſagt. No, drauf, aufm Mittwoch hat ſie halt d' Bäurin ins Bett glegt und hat glamatiert und gübelt als wie, und ihr Mon hat ihr alles braucht, was er nur gwißt hat, 's hat aber halt nix gholfn. Wie denn der Sunta kuma is, hat d' Bäurin gſagt: „Mir is zwar ſo miſerabel, als ob i glei verſchaden ſollt, aber ans möcht i do no vor mei End, i möcht halt in Herrn Pfarra ſei Predi hörn, dö er heund halten wird." — „A, mei Kind," ſagt der Baur drauf, „tu du dös nit, du kunntſt ſchlechter wern, wann aufſtundſt. Schau, es wir i in d' Predi gehn und wir recht acht gebe und wir dir alles wieder derzöhln, was der Herr Pfarra gſagt hat." — „No," hat d' Bäurin gſagt, „ſo geh halt und gib recht acht und derzöhl mir alles, was d' ghört haſt." No, und da is der Baur halt in d' Predi ganga, und da hat der Herr Pfarra alſo angfangt zun predigen und hat halt gſagt, wann ans a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha war, z' Haus hät, und der wollt a Wollfart machen aufm Göckerliberg in Wäliſchland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer koſt, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schweſter, Bruader, oda wers ſunſt nacha war, auf der Stell gſund wern, und wer alſo dö Ras unternehma wollt, der ſoll nach der Meß zu ihm kuma, da wird er ihm den Lorberſack gebn und den

Kreuzer. Da war niembd fröher als der Baur, und nach der Meß is er gleich zum Pfarra ganga, und der hat ihm also den Lorbersack gebn und den Kreuzer. Drauf is er nach Haus kuma und hat schon bei der Haustür eini gschrien: „Jucheſha, liebes Weib, hietzt is so viel, als obs gsund warst. Der Herr Pfarra hat heunt predigt, daß, wer a krangs Kind, an krangen Mon, a kranges Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oder wers sunst nacha war, z' Haus hat, und der macht a Wollfart aufm Göckerliberg in Wäliſchland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer koſt, dem wirds 's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schweſter, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund; und hietzt hab i mir schon den Lorbersack gholt vom Herrn Pfarra und den Kreuzer, und wir glei mein Wanderschaft antreten, daß d' deſto ehender gsund wirſt;" und drauf is er fort ganga. Er war aber kam fort, so is die Bäurin schon auf gweſn, und der Pfarra wa a glei do. Hietzt laſſen wir aber dö zwa indeſſen auf der Seiten und gänga mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er deſto ehender aufm Göckerliberg kummt, und wie halt so geht, begegnt ihm sein Gvatter. Sein Gvatter dös war an Armon (Eiermann), und der is juſt von Mark kuma, wo er seine Ar verkauft hat. „Globt seiſt," sagt sein Gvatter, „wo gehſt denn so trabi hin, Gvatter?" — „In Ewigkeit, Gvatter," sagt der Baur, „mein Weib is krang worn, und da hab i heunt in Herrn Pfarra sein Predi ghört, und da hat er predigt, daß, wann aner z' Haus an krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vader, a krange Muader, a krange Schweſter, Bruader, oda wers sunst nacha war, hat, und er macht a Wollfart aufm Göckerliberg in Wäliſchland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer koſt, dem wird's krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vader, d' krange Muader, d' krange Schweſter, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gsund, und da hab i mir von Herrn Pfarra den Lorbersack und den Kreuzer gholt, und hietzt trit i halt mein

Wanderſchaft an." — „Aber hanz, Gvatter," hat der Gvatter zum Baur gſagt, „ſeits denn gar ſo dacket (einfältig), daß ſo was glauben könts? Wißts, was is? Der Pfarra möcht gern mit engern Weib an ganzen Tag allan recht vergnügt zubringa, drum habn's eng den Bärn anbunden, daß ihr'en auf'n Füßen kumts." — „Mein," hat der Baur gſagt, „ſo möcht i do wiſſen, ob das wahr is." — „No," hat der Gvatter gſagt, „waſt was, ſetz di in mein Arkorb eini, ſo will i di nach Haus tragn, und da wirſt es ſelber ſegn." No, das is alſo gſchegn, und den Baur hat ſein Gvatter in ſein Arkorb eini gſetzt, und der hat'n nach Haus tragn. Wie's nach Haus kuma ſan, holla, da is ſchon luſti zuganga. Da hat die Bäurin ſchon faſt alles, was nur in ihren Hof war, abgſtochen ghabt, und Krapfen hats bachen, und der Pfarra war a ſchon da und hat a ſein Geige mitbracht ghabt. Und da hat halt der Gvatter anklopft, und d' Bäurin hat gfragt, wer drauſſen war. „I bins, Gvatterin," hat der Gvatter gſagt, „mei, gebts mir heunt Nacht a Herberg, i hab meini Ar aufm Mark nit verkauft, und hietzt muß i's wieder nach Haus trage, und ſö ſan gar z' ſchwar, i bring's nit fort, es is a ſchon finſter." — „Ja, mein Gvatter," ſagt d' Bäurin drauf, „ös kumts mir recht zur unglegna Zeit. No, weils halt her nit anders is, ſo kömts eina und ſetzt's eng dort auf d' Ofenbank." No hat ſie der Gvatter alſo mit ſein Buckelkorb auf d' Ofenbank gſetzt. Der Pfarra aber und d' Bäurin, dö warn halt recht luſti. Endli fangt der Pfarra an und ſagt: „Hanz, mein liebi Bäurin, ös könnts ja ſo ſchön ſinga, ſingts mir do ans." — „A," ſagt die Bäurin, „hietzt kann i nix mehr ſinga, ja, in mein junge Jahren, da hab i's wohl könna, aber hietzt is ſchon vorbei." — „Ei," ſagt wieder der Pfarra, „ſingts do nur a bißl." No, da fangt die Bäurin an und ſingt:

„I hab mein Mon wohl ausgeſandt
aufm Göckerliberg in Wäliſchland."

Drauf ſingt der Pfarra:

„I wollt, er blieb da a ganzes Jahr,
was frag i nach dem Lorberſack. Halleluja!"

Hietzt fangt der Gvatter hinten an und singt (da muß a aber derzöhln, daß der Baur Hildebrand ghassen hat), singt also der Gvatter:

„Ei du, mein lieber Hildebrand,
was machst du auf der Ofenbank? Halleluja."

Und hietzt singt der Baur in Korb drinna:

„Hietzt kann i das Singa nimmermehr leiden,
hietzt muß i aus mein Buckelkorb steigen."

Und steigt aus'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus hinaus.

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn." Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein," und gab

ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach," sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?" — „Ich muß ja wohl," antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heimzutragen; es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mir's auf die Schulter." — „Weißt du was," sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd und du gibst mir deinen Klumpen." — „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp rufen."

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und

nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" — „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch abmühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will

wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." — „Ei, ei," sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was gibt's für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würste." — „Hört, Hans," sprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." — „Gott lohn Euch Eure Freundschaft," sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufsschmaus brächte. „Hebt einmal," fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." — „Ja," sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört," fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten; das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang: „Ach Gott," sprach

er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum beſſern Beſcheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans.“ — „Ich muß ſchon etwas aufs Spiel ſetzen,“ antwortete der Burſche, „aber ich will doch nicht ſchuld ſein, daß Ihr ins Unglück geratet.“ Er nahm alſo das Seil in die Hand und trieb das Schwein ſchnell auf einen Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, ſeiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege,“ ſprach er mit ſich ſelbſt, „habe ich noch Vorteil bei dem Tauſch: erſtlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänſefettbrot auf ein Vierteljahr; und endlich die ſchönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkiſſen ſtopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einſchlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, ſtand da ein Scherenſchleifer mit ſeinem Karren, ſein Rad ſchnurrte, und er ſang dazu:

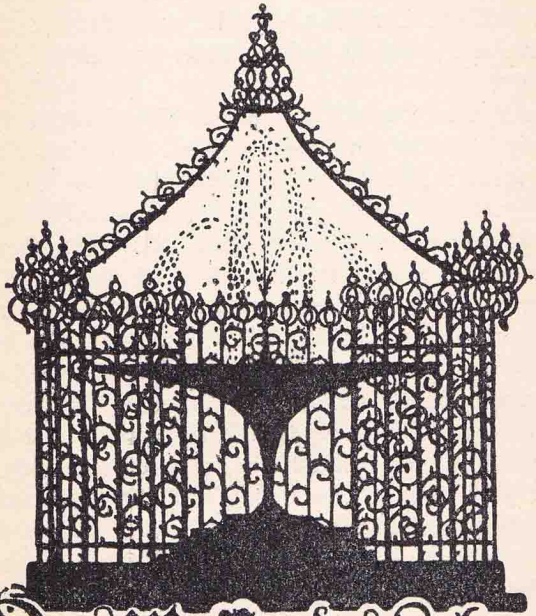
„Ich ſchleife die Schere und drehe geſchwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“

Hans blieb ſtehen und ſah ihm zu; endlich redete er ihn an und ſprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr ſo luſtig bei Eurem Schleifen ſeid.“ — „Ja,“ antwortete der Scherenſchleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer iſt ein Mann, der, ſo oft er in die Taſche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die ſchöne Gans gekauft?“ — „Die hab ich nicht gekauft, ſondern für mein Schwein eingetauſcht.“ — „Und das Schwein?“ — „Das hab ich für eine Kuh gekriegt.“ — „Und die Kuh?“ — „Die hab ich für ein Pferd bekommen.“ — „Und das Pferd?“ — „Dafür hab ich einen Klumpen Gold, ſo groß als mein Kopf, gegeben.“ — „Und das Gold?“ — „Ei, das war mein Lohn für ſieben Jahre Dienſt.“ — „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt,“ ſprach der Schleifer, „könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Taſche ſpringen hört, wenn Ihr aufſteht, ſo habt Ihr Euer Glück

gemacht." — „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden, wie ich; dazu gehört eigentlich nichts, als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" — „Wie könnt Ihr noch fragen," antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun," sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf."

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein," rief er aus, „alles was ich wünsche trifft mir ein, wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade

noch erwieſen und ihn auf eine ſo gute Art und ohne, daß er ſich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den ſchweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich geweſen wären. „So glücklich wie ich," rief er aus, „gibt es keinen Menſchen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Laſt ſprang er nun fort, bis er daheim bei ſeiner Mutter war.



Das Waſſer des Lebens

D. S.

Es war einmal ein König, der war krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte ſie nach ihrem Kummer. Sie ſagten ihm, ihr Vater wäre ſo krank, daß er wohl ſterben würde, denn es

wollte ihm nichts helfen. Da sprach der Alte: „Ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund; es ist aber schwer zu finden.“ Der älteste sagte: „Ich will es schon finden,“ ging zum kranken König und bat ihn, er möchte ihm erlauben auszuziehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein heilen. „Nein,“ sprach der König, „die Gefahr dabei ist zu groß, lieber will ich sterben.“ Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen: „Bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich.“

Also machte er sich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach: „Wo hinaus so geschwind?“ — „Dummer Knirps,“ sagte der Prinz ganz stolz, „das brauchst du nicht zu wissen,“ und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch getan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger taten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich, das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn: „Vater, laß mich ausziehen und das Wasser suchen,“ und dachte bei sich: „Ist mein Bruder tot, so fällt mir das Reich zu.“ Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Wege fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhielt und fragte, wohin er so eilig wollte. „Kleiner Knirps,“ sagte der Prinz, „das brauchst du nicht zu wissen,“ und ritt fort, ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So geht's aber den Hochmütigen.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der jüngste, auszuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte

ihn endlich ziehen laſſen. Als er dem Zwerg begegnete und dieſer fragte, wohin er ſo eilig wolle, ſo hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und ſagte: „Ich ſuche das Waſſer des Lebens, denn mein Vater iſt ſterbenskrank.“ — „Weißt du auch, wo das zu finden iſt?“ — „Nein,“ ſagte der Prinz. — „Weil du dich betragen haſt, wie ſich's geziemt, nicht übermütig wie deine falſchen Brüder, ſo will ich dir Auskunft geben und dir ſagen, wie du zu dem Waſſer des Lebens gelangſt. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünſchten Schloſſes, aber du dringſt nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiſerne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute ſchlag dreimal an das eiſerne Tor des Schloſſes, ſo wird es aufſpringen; inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufſperren, wenn du aber jedem ein Brot hinein wirfſt, ſo werden ſie ſtill, und dann eile dich und hol von dem Waſſer des Lebens bevor es zwölf ſchlägt, ſonſt ſchlägt das Tor wieder zu und du biſt eingeſperrt.“ Der Prinz dankte ihm, nahm die Rute und das Brot, und machte ſich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles ſo, wie der Zwerg geſagt hatte. Das Tor ſprang beim dritten Rutenſchlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot geſänftigt hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen ſchönen Saal; darin ſaßen verwünſchte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin ſtand eine ſchöne Jungfrau, die freute ſich, als ſie ihn ſah, küßte ihn und ſagte, er hätte ſie erlöſt, und ſollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wiederkäme, ſo ſollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann ſagte ſie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswaſſer, er müßte ſich aber eilen und daraus ſchöpfen, eh es zwölf ſchlüge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, wo ein ſchönes friſchgedecktes Bett ſtand, und weil er müde war, wollt er erſt ein wenig ausruhen. Alſo legte er ſich und ſchlief ein; als er erwachte, ſchlug es drei Viertel auf zwölf. Da ſprang er ganz erſchrocken auf, lief zu dem Brunnen und ſchöpfte daraus mit einem Becher, der daneben ſtand, und

eilte, daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Tore hinaus ging, da schlug's zwölf, und das Tor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.

Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: „Damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals all." Der Prinz wollte ohne seine Brüder nicht zu dem Vater nach Haus kommen und sprach: „Lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind? Sie sind früher als ich nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wiedergekommen." — „Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen," sprach der Zwerg, „dahin habe ich sie verwünscht, weil sie so übermütig waren." Da bat der Prinz so lange, bis der Zwerg sie wieder los ließ, aber er warnte ihn und sprach: „Hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz."

Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er bekäme ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte schon, er müßte verderben, so groß war die Not. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit er sein ganzes Reich speiste und sättigte; und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurück, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert, und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach setzten sie sich auf ein Schiff, und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden ältesten unter sich: „Der jüngste hat das Wasser des Le-

bens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen." Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten miteinander, daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten, bis er einmal fest eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein.

Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwasser getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an, er hätte ihn vergiften wollen, sie brächten ihm das rechte Wasser des Lebens, und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine Krankheit verschwinden, und war stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem jüngsten, verspotteten ihn und sagten: „Du hast zwar das Wasser des Lebens gefunden, aber du hast die Mühe gehabt und wir den Lohn; du hättest klüger sein und die Augen aufbehalten sollen, wir haben dir's genommen, während du auf dem Meere eingeschlafen warst, und übers Jahr, da holt sich einer von uns die schöne Königstochter. Aber hüte dich, daß du nichts davon verrätst, der Vater glaubt dir doch nicht, und wenn du ein einziges Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dir's geschenkt sein."

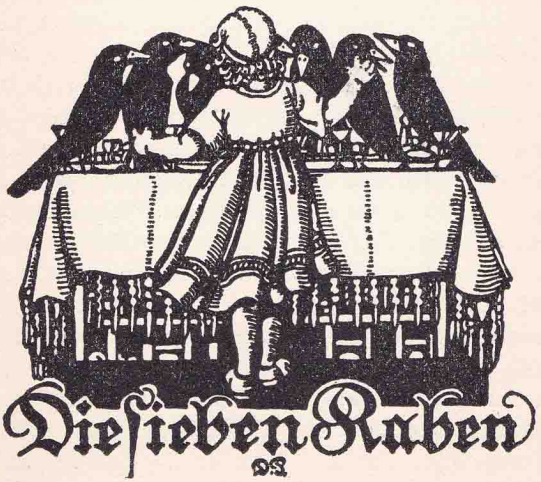
Der alte König war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte, er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Also ließ er den Hof versammeln und das Urteil über ihn sprechen, daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böses vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm: „Lieber Jäger, was fehlt dir?" Der Jäger sprach: „Ich kann's nicht sagen und soll es doch." Da sprach der Prinz: „Sage heraus, was es ist, ich will dir's verzeihen." — „Ach,"

ſagte der Jäger, „ich ſoll Euch totſchießen, der König hat mir's befohlen.“ Da erſchrak der Prinz und ſprach: „Lieber Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein ſchlechtes.“ Der Jäger ſagte: „Das will ich gerne tun, ich hätte doch nicht nach Euch ſchießen können.“ Da tauſchten ſie die Kleider, und der Jäger ging heim, der Prinz aber ging weiter in den Wald hinein.

Über eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Wagen mit Gold und Edelſteinen für ſeinen jüngſten Sohn: ſie waren aber von den drei Königen geſchickt, die mit des Prinzen Schwert die Feinde geſchlagen und mit ſeinem Brot ihr Land ernährt hatten, und die ſich dankbar bezeigen wollten. Da dachte der alte König: „Sollte mein Sohn unſchuldig geweſen ſein?“ und ſprach zu ſeinen Leuten: „Wäre er noch am Leben, wie tut mir's ſo leid, daß ich ihn haben töten laſſen.“ — „Er lebt noch,“ ſprach der Jäger, „ich konnte es nicht übers Herz bringen, Euern Befehl auszuführen,“ und ſagte dem König, wie es zugegangen war. Da fiel dem König ein Stein von dem Herzen, und er ließ in allen Reichen verkündigen, ſein Sohn dürfte wiederkommen und ſollte in Gnaden aufgenommen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und ſagte ihren Leuten, wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den ſollten ſie einlaſſen, wer aber daneben käme, das wäre der rechte nicht, und den ſollten ſie auch nicht einlaſſen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteſte, er wollte ſich eilen, zur Königstochter gehen und ſich für ihren Erlöſer ausgeben, da bekäme er ſie zur Gemahlin und das Reich daneben. Alſo ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die ſchöne goldene Straße ſah, dachte er: „Das wäre jammerſchade, wenn du darauf ritteſt,“ lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor das Thor kam, ſagten die Leute zu ihm, er wäre der rechte nicht, er ſollte wieder fortgehen. Bald darauf machte ſich der zweite Prinz auf, und wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen

Fuß darauf geſetzt hatte, dachte er: „Das wäre jammerſchade, das könnte etwas abtreten," lenkte ab und ritt links neben-her. Wie er aber vor das Tor kam, ſagten die Leute, er wäre der rechte nicht, er ſollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu ſeiner Liebſten reiten und bei ihr ſein Leid vergeſſen. Alſo machte er ſich auf, und dachte immer an ſie und wäre gerne ſchon bei ihr geweſen, und ſah die goldene Straße gar nicht. Da ritt ſein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Tor kam, ward es aufgetan, und die Königstochter empfing ihn mit Freuden und ſagte, er wär ihr Erlöſer und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glück-ſeligkeit. Und als ſie vorbei war, erzählte ſie ihm, daß ſein Vater ihn zu ſich entboten und ihm verziehen hätte. Da ritt er hin und ſagte ihm alles, wie ſeine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geſchwiegen hätte. Der alte König wollte ſie ſtrafen, aber ſie hatten ſich aufs Meer geſetzt und waren fortgeſchifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.



Die ſieben Raben

Ein Mann hatte ſieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, ſo ſehr er ſich's auch wünſchte; endlich gab ihm

seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's auch ein Mädchen. Die Freude war groß, aber das Kind war schmächtig und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nottaufe haben. Der Vater schickte einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen. Die andern sechs liefen mit, und weil jeder der erste beim Schöpfen sein wollte, so fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie tun sollten, und keiner getraute sich heim. Als sie immer nicht zurückkamen, ward der Vater ungeduldig und sprach: „Gewiß haben sie's wieder über ein Spiel vergessen, die gottlosen Jungen." Es ward ihm angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und im Ärger rief er: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden." Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte in die Höhe und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tags von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte und wo sie hingeraten wären? Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei so des Himmels Verhängnis, und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß gewesen. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte.

Es nahm nichts mit sich, als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst, und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immerzu, weit, weit, bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und lief hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch." Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder."

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam. Das Tor war verschlossen, und es wollte das Beinchen hervorholen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? Seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Tor und schloß glücklich auf. Als es eingegangen war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?" — „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben," antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lange warten, bis sie kommen, so tritt ein." Darauf trug das Zwerglein die Speise der Raben herein auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die

Herren Raben heimgeflogen." Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Menschen Mund gewesen." Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach: „Gott gäbe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst." Wie das Mädchen, das hinter der Türe stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete

der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ — „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. — „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ — „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los, der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärtes. Da gab ihm der der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe. Da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?“ — „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt, erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot wäre liegen geblieben.“ — „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist; du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst.“

Meiſter Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Geſicht, aus dem nur die aufgeſtülpte Naſe vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, ſein Haar grau und ſtruppig, ſeine Augen klein, aber ſie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles beſſer und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, ſo ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal ſchlug er einem Mädchen, das Waſſer trug, den Eimer ſo hoch in die Luft, daß er ſelbſt davon begoſſen ward. „Schafskopf," rief er ihr zu, indem er ſich ſchüttelte, „konnteſt du nicht ſehen, daß ich hinter dir herkam?" Seines Handwerks war er ein Schuſter, und wenn er arbeitete, ſo fuhr er mit dem Draht ſo gewaltig aus, daß er jedem, der ſich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Fauſt in den Leib ſtieß. Kein Geſelle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der beſten Arbeit immer etwas auszuſetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Abſatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geſchlagen. „Warte," ſagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir ſchon zeigen, wie man die Haut weich ſchlägt," holte den

Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden?" schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?" Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben." Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein," rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über den Kopf zusammenfällt." Er setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hakte sein Schurzfell los und rief: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden." Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?" rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr, die Balken würden gerad stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen." Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen müßte; als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der nebenherging. „Ihr seid nicht recht bei Trost," rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen." Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen

wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden.“ — „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „Es wundert mich,“ sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tor haben, man klopft sich die Knöchel wund.“ Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seid's, Meister Pfriem,“ sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht; es könnte Euch übel bekommen.“ — „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können,“ erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln, wie auf Erden.“ Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?“ dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, geradeaus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgend an.“

Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Waſſer aus einem Brunnen in ein Faß ſchöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Waſſer von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!“ platzte er heraus, beſann ſich aber glücklicherweiſe und dachte: „Vielleicht iſt's bloßer Zeitvertreib; macht's einem Spaß, ſo kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich ſchon bemerkt habe, doch nur faulenzt.“ Er ging weiter und ſah einen Wagen, der in einem tiefen Loch ſtecken geblieben war. „Kein Wunder,“ ſprach er zu dem Mann, der dabei ſtand, „wer wird ſo unvernünftig aufladen? Was habt Ihr da?“ — „Fromme Wünſche,“ antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeſchoben, und hier werden ſie mich nicht ſtecken laſſen.“ Wirklich kam ein Engel und ſpannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müſſen wenigſtens davor.“ Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, ſpannte ſie aber nicht vorn, ſondern hinten an. Das war dem Meiſter Pfriem zu viel. „Talpatſch,“ brach er los, „was machſt du da? Hat man je, ſo lange die Welt ſteht, auf dieſe Weiſe einen Wagen herausgezogen? Da meinen ſie aber in ihrem dünkelhaften Übermut alles beſſer zu wiſſen.“ Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und ſchob ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meiſter noch einmal den Kopf nach dem Wagen und ſah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.

In dieſem Augenblick erwachte Meiſter Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „und da läßt ſich manches entſchuldigen, aber wer kann geduldig mit anſehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anſpannt? Freilich, ſie hatten Flügel, aber wer kann das wiſſen? Es iſt übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch

ein Paar Flügel anzuheften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin."

Der Sperling und seine vier Kinder

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest. Wie sie nun flück sind, stoßen böse Buben das Nest ein, sie kommen aber alle glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet und ihnen gute Lehren fürgesagt habe.

Auf'n Herbst kommen in einem Weizenacker viel Sperlinge zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit sich heim. „Ach, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre in Winde kamet; höret meine Worte und folget eurem Vater und sehet euch wohl vor; kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit auszustehen!" Darauf fragte er den ältern, wo er sich den Sommer über aufgehalten und wie er sich ernähret hätte. „Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden." — „Ach, mein Sohn," sagte der Vater, „die Schnabelweid ist nicht bös, aber es ist große Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl acht, und sonderlich wenn Leut

in Gärten umhergehn, die lange, grüne Stangen tragen, die inwendig hohl sind und oben ein Löchlein haben." — „Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?" spricht der Sohn. „Wo hast du das gesehen?" — „In eines Kaufmanns Garten," sagte der Junge. „O mein Sohn," spricht der Vater, „Kaufleut, geschwinde Leut! Bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du Weltgeschmeidigkeit genug gelernt, siehe und brauch's nur recht wohl und trau dir nicht zuviel."

Darauf befragt er den andern: „Wo hast du dein Wesen gehabt?" — „Zu Hofe," spricht der Sohn. „Sperling und alberne Vöglein dienen nicht an diesem Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kauzen und Blaufüß sind, halt dich zum Roßstall, da man den Hafer schwingt, oder wo man drischet, so kann dir's Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein bescheren." — „Ja, Vater," sagte dieser Sohn, „wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen und ihre Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch mancher behenken." — „Wo hast du das gesehen?" sagte der Alte. „Zu Hof, beim Roßbuben." — „O mein Sohn, Hofbuben, böse Buben! Bist du zu Hof und um die Herren gewesen und hast keine Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernet und wirst dich in der Welt wohl wissen auszureißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die gescheiten Hündlein."

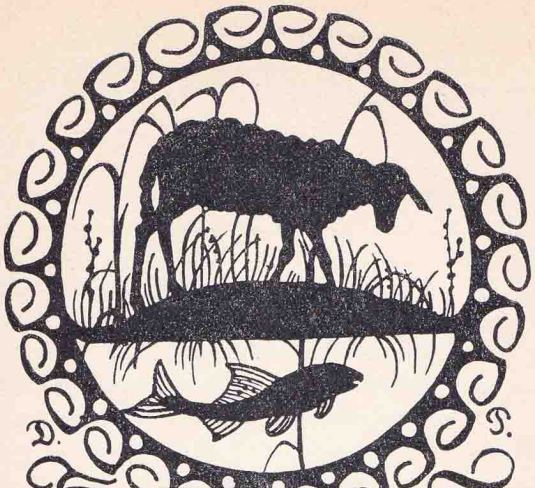
Der Vater nimmt den dritten auch vor sich: „Wo hast du dein Heil versucht?" — „Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil eingeworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen." — „Dies ist ja," sagt der Vater, „eine feine Nahrung, aber merk gleichwohl auf die Schanz und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bücket und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht lang zu bleiben." — „Wahr ist's," sagt der Sohn, „wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Handstein im Busen oder Tasche trüge?" — „Wo hast du dies gesehen?" — „Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ausfahren, führen sie gemeinlich

Handſteine bei ſich." — „Bergleut, Werkleut, anſchlägige Leut! Biſt du um Bergburſchen geweſen, ſo haſt du etwas geſehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut acht, Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht."

Endlich kommt der Vater an den jüngſten Sohn: „Du mein liebes Gackenneſtle, du warſt allzeit der alberſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böſer Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben und nur auf arme Vöglein lauern und ſie verſchlucken; halt dich zu deinesgleichen und lies die Spinnlein und Käuplein von den Bäumen oder Häuslein, ſo bleibſt du lang zufrieden." — „Du, mein lieber Vater, wer ſich nährt ohn andrer Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht ſchaden, wenn er zumal ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter iſt, der auch der jungen Käblein Geſchrei und Gebet höret, denn ohne ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde." — „Wo haſt du dies gelernt?" Antwortet der Sohn: „Wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab und hörte dieſe Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen Vögeln." — „Traun! mein lieber Sohn, fleuchſt du in die Kirchen und hilfeſt Spinnen und die ſumſenden Fliegen aufräumen und zirpſt zu Gott wie die jungen Käblein und befiehlſt dich dem ewigen Schöpfer, ſo wirſt du wohl bleiben und wenn die ganze Welt voll wilder tückiſcher Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt ſeine Sach,
ſchweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpf, tut gemach,
bewahrt Glaub und gut Gewiſſen rein,
dem will Gott Schutz und Helfer ſein."



Das Lämmchen und Fischchen

Es war einmal ein Brüderchen und Schweſterchen, die hatten ſich herzlich lieb. Ihre rechte Mutter war aber tot, und ſie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut und tat ihnen heimlich alles Leid an. Es trug ſich zu, daß die zwei mit andern Kindern auf einer Wieſe vor dem Haus ſpielten, und an der Wieſe war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten ſich und ſpielten Abzählens:

„Eneke, Beneke, lat mi liewen,
will di ock min Vügelken giewen.
Vügelken ſall mi Strau ſöken,
Strau will ick den Köſeken giewen,
Köſeken ſall mie Melk giewen,
Melk will ick den Bäcker giewen,

Bäcker ſall mie 'n Kocken backen,
Kocken will ick den Kätken giewen,
Kätken ſall mie Müſe fangen,
Müſe will ick in 'n Rauck hangen
un will ſe anſchnien."

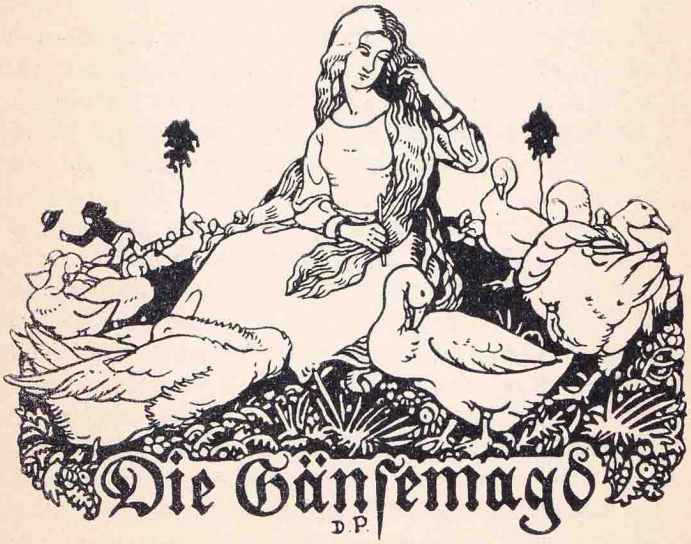
Dabei ſtanden ſie in einem Kreis, und auf welchen nun das Wort „anſchnien" fiel, der mußte fortlaufen, und die anderen liefen ihm nach und fingen ihn. Wie ſie ſo fröhlich dahinſprangen, ſah's die Stiefmutter vom Fenſter mit an und ärgerte ſich. Weil ſie aber Hexenkünſte verſtand, ſo verwünſchte ſie beide, das Brüderchen in einen Fiſch und das Schweſterchen in ein Lamm. Da ſchwamm das Fiſchchen im Teich hin und her und war traurig, das Lämmchen ging auf der Wieſe hin und her und war traurig und fraß nicht und rührte kein Hälmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäſte auf das Schloß. Die falſche Stiefmutter dachte: „Jetzt iſt die Gelegenheit gut," rief den Koch und ſprach zu ihm: „Geh und hol das Lamm von der Wieſe und ſchlacht's, wir haben ſonſt nichts für die Gäſte." Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche und band ihm die Füßchen; das litt es alles geduldig. Wie er nun ſein Meſſer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wetzte, um es abzuſtechen, ſah es, wie ein Fiſchlein in dem Waſſer vor dem Goſſenſtein hin und her ſchwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Brüderchen, denn als das Fiſchchen geſehen hatte, wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es im Teich mitgeſchwommen bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinab:

„Ach Brüderchen im tiefen See,
wie tut mir doch mein Herz ſo weh!
Der Koch, der wetzt das Meſſer,
will mir mein Herz durchſtechen."

Das Fiſchchen antwortete:

Ach Schweſterchen in der Höh,
wie tut mir doch mein Herz ſo weh!
In dieſer tiefen See!"

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen sprechen konnte und so traurige Worte zu dem Fischchen hinabrief, erschrak er und dachte, es müßte kein natürliches Lämmchen sein, sondern wäre von der bösen Frau im Haus verwünscht. Da sprach er: „Sei ruhig, ich will dich nicht schlachten", nahm ein anderes Tier und bereitete das für die Gäste und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er gesehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schwesterchen gewesen, vermutete gleich, wer's sein würde und ging mit ihm zu einer weisen Frau. Da sprach die Frau einen Segen über das Lämmchen und Fischchen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen, und danach führte sie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie einsam, aber zufrieden und glücklich lebten.



Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld an einen Königs-

sohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten und das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Geschmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten. Darauf hielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „Liebes Kind, verwahre sie wohl, sie werden dir unterwegs not tun."

Also nahmen sie beide voneinander betrübten Abschied; das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich mitgenommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken." — „Wenn Ihr Durst habt," sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt Euch ans Wasser und trinkt, ich mag Eure Magd nicht sein." Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank, und durfte nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie: „Ach Gott!" Da antworteten die drei Blutstropfen: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Aber die Königsbraut war demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferde. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und gib mir aus meinem Goldbecher

zu trinken," denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmütiger: „Wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Magd sein." Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „Ach Gott!" und die Blutstropfen antworteten wiederum: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme; denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau: „Auf Falada gehör ich, und auf meinen Gaul gehörst du;" und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten, die königlichen Kleider auszuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin; sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehen bleiben. Da schaute der alte König am Fenster, und sah sie im Hof halten und sah, wie sie fein war, zart und gar schön; ging alsbald hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? „Die hab ich mir unterwegs mitgenommen

zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht." Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „Da hab ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen." Der Junge hieß Kürdchen (Konrädchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „Liebster Gemahl, ich bitte Euch, tut mir einen Gefallen." Er antwortete: „Das will ich gerne tun." „Nun so laßt den Schinder rufen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat." Eigentlich aber fürchtete sie, daß das Pferd sprechen möchte, wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes finsteres Tor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durch mußte, „unter das finstere Tor möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte". Also versprach das der Schindersknecht zu tun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Tor fest.

Des Morgens früh, da sie und Kürdchen unterm Tor hinaustrieben, sprach sie im Vorbeigehen:

„O du Falada, da du hangest,"

da antwortete der Kopf:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
ihr Herz tät ihr zerspringen."

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürdchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und lass'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt,
und wieder aufgesatzt."

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen wegwehte über alle Land, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen bös und sprach nicht mit ihr; und so hüteten sie die Gänse bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Tor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

„O du Falada, da du hangest,"

Falada antwortete:

„O du Jungfer Königin, da du gangest,
wenn das deine Mutter wüßte,
ihr Herz tät ihr zerspringen."

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an, ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da sprach sie schnell:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und lass'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnatzt,
und wieder aufgesatzt."

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Kürdchen nachlaufen mußte; und als es wiederkam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte keins davon erwischen; und so hüteten sie die Gänse, bis es Abend ward.

Abends aber, nachdem sie heimgekommen waren, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: „Mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten." — „Warum denn?" fragte der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen

Tag.“ Da befahl ihm der alte König, zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da ſagte Kürdchen: „Morgens, wenn wir unter dem finſtern Tor mit der Herde durchkommen, ſo iſt da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet ſie:

‚Falada, da du hangeſt,‘

da antwortet der Kopf:

‚O du Königsjungfer, da du gangeſt,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz tät ihr zerſpringen.‘“

Und ſo erzählte Kürdchen weiter, was auf der Gänſewieſe geſchähe, und wie es da dem Hute im Winde nachlaufen müßte.

Der alte König befahl ihm, den nächſten Tag wieder hinauszutreiben, und er ſelbſt, wie es Morgen war, ſetzte ſich hinter das finſtere Tor und hörte da, wie ſie mit dem Haupt des Falada ſprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg ſich in einem Buſch auf der Wieſe. Da ſah er nun bald mit ſeinen eigenen Augen, wie die Gänſemagd und der Gänſejunge die Herde getrieben brachten, und wie nach einer Weile ſie ſich ſetzte und ihre Haare losflocht, die ſtrahlten von Glanz. Gleich ſprach ſie wieder:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen ſein Hütchen,
und laſſ'n ſich mit jagen,
bis daß ich mich geflochten und geſchnatzt,
und wieder aufgeſatzt.“

Da kam ein Windſtoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken ſtill fort, welches der alte König beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als abends die Gänſemagd heim kam, rief er ſie beiſeite, und fragte, warum ſie dem allem ſo täte? „Das darf ich Euch nicht ſagen, und darf auch keinem Menſchen mein Leid klagen, denn ſo hab ich mich unter freiem Himmel verſchworen, weil ich ſonſt um mein Leben gekommen wäre.“ Er drang in ſie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da ſprach er: „Wenn du mir nichts ſagen willſt, ſo klag dem

Eiſenofen da dein Leib," und ging fort. Da kroch ſie in den Eiſenofen, fing an zu jammern und zu weinen, ſchüttete ihr Herz aus und ſprach: „Da ſitze ich nun, von aller Welt verlaſſen, und bin doch eine Königstochter, und eine falſche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht, daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müſſen, und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänſemagd gemeine Dienſte tun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leib tät ihr zerſpringen." Der alte König ſtand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte, was ſie ſprach. Da kam er wieder herein und hieß ſie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angetan, und es ſchien ein Wunder, wie ſie ſo ſchön war. Der alte König rief ſeinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falſche Braut hätte; die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber ſtände hier, als die geweſene Gänſemagd. Der junge König war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angeſtellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan ſaß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als ſie nun gegeſſen und getrunken hatten, und gutes Muts waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Rätſel auf, was eine ſolche wert wäre, die den Herrn ſo und ſo betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „Welches Urteils iſt dieſe würdig?" Da ſprach die falſche Braut: „Die iſt nichts Beſſeres wert, als daß ſie ſplitternackt ausgezogen und in ein Faß geſteckt wird, das inwendig mit ſpitzen Nägeln beſchlagen iſt; und zwei weiße Pferde müſſen vorgeſpannt werden, die ſie Gaſſe auf, Gaſſe ab zu Tode ſchleifen." — „Das biſt du," ſprach der alte König, „und haſt dein eigen Urteil gefunden, und danach ſoll dir widerfahren." Und als das Urteil vollzogen war, vermählte ſich der junge König mit ſeiner rechten Gemahlin, und beide beherrſchten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

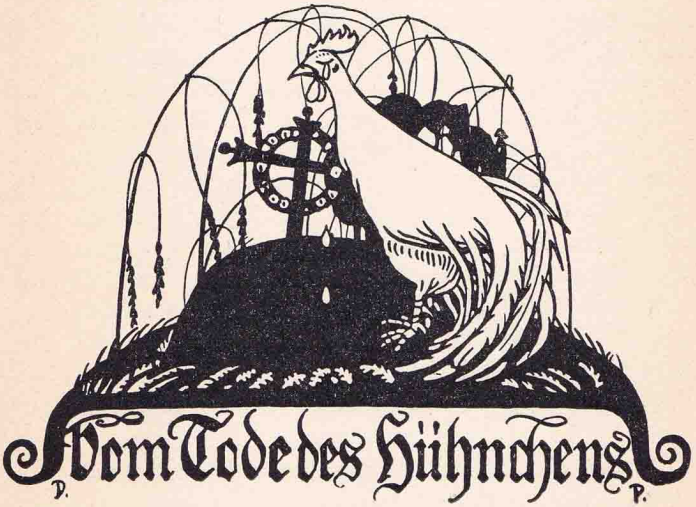
Die drei Handwerksburschen

Es waren drei Handwerksbursche, die hatten es verabredet, auf ihrer Wanderung beisammen zu bleiben und immer in einer Stadt zu arbeiten. Auf eine Zeit aber fanden sie bei ihren Meistern keinen Verdienst mehr, so daß sie endlich ganz abgerissen waren und nichts zu leben hatten. Da sprach der eine: „Was sollen wir anfangen? Hierbleiben können wir nicht länger, wir wollen wieder wandern, und wenn wir in der Stadt, wo wir hinkommen, keine Arbeit finden, so wollen wir beim Herbergsvater ausmachen, daß wir ihm schreiben, wo wir uns aufhalten, und einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns trennen;" das schien den andern auch das beste. Sie zogen fort, da kam ihnen auf dem Weg ein reichgekleideter Mann entgegen, der fragte, wer sie wären. „Wir sind Handwerksleute und suchen Arbeit; wir haben uns bisher zusammengehalten, wenn wir aber keine mehr finden, so wollen wir uns trennen." — „Das hat keine Not," sprach der Mann, „wenn ihr tun wollt, was ich euch sage, soll's euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja, ihr sollt große Herren werden und in Kutschen fahren." Der eine sprach: „Wenn's unserer Seele und Seligkeit nicht schadet, so wollen wir's wohl tun." — „Nein," antwortete der Mann,

„ich habe keinen Teil an euch.“ Der andere aber hatte nach seinen Füßen gesehen, und als er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß erblickte, wollte er sich nicht mit ihm einlassen. Der Teufel aber sprach: „Gebt euch zufrieden, es ist nicht auf euch abgesehen, sondern auf eines anderen Seele, der schon halb mein ist, und dessen Maß nur vollaufen soll.“ Weil sie nun sicher waren, willigten sie ein, und der Teufel sagte ihnen, was er verlangte, der erste sollte auf jede Frage antworten: „Wir alle drei,“ der zweite: „Ums Geld,“ der dritte: „Und das war recht.“ Das sollten sie immer hintereinander sagen, weiter aber dürften sie kein Wort sprechen, und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Geld verschwunden; solange sie es aber befolgten, sollten ihre Taschen immer voll sein. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel, als sie tragen konnten, und hieß sie in die Stadt in das und das Wirtshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirt kam ihnen entgegen und fragte: „Wollt ihr etwas zu essen?“ Der erste antwortete: „Wir alle drei.“ — „Ja,“ sagte der Wirt, „das mein ich auch.“ Der zweite: „Ums Geld.“ — „Das versteht sich,“ sagte der Wirt. Der dritte: „Und das war recht.“ — „Jawohl, war's recht,“ sagte der Wirt. Es ward ihnen nun gut Essen und Trinken gebracht und wohl aufgewartet. Nach dem Essen mußte die Bezahlung geschehen, da hielt der Wirt dem einen die Rechnung hin, der sprach: „Wir alle drei,“ der zweite: „Ums Geld,“ der dritte: „Und das war recht.“ — „Freilich ist's recht,“ sagte der Wirt, „alle drei bezahlen, und ohne Geld kann ich nichts geben.“ Sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen das mit an und sprachen: „Die Leute müssen toll sein.“ — „Ja, das sind sie auch,“ sagte der Wirt, „sie sind nicht recht klug.“ So blieben sie eine Zeitlang in dem Wirtshaus und sprachen kein ander Wort als: „Wir alle drei, ums Geld, und das war recht.“ Sie sahen aber und wußten alles, was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach: „Herr Wirt, heb Er mir mein Geld auf, da sind die drei närrischen Handwerksbursche, die möchten mir's stehlen.“ Das

tat der Wirt. Wie er den Mantelsack in seine Stube trug, fühlte er, daß er schwer von Gold war. Darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere Stube. Als Mitternacht war und der Wirt dachte, sie schliefen alle, kam er mit seiner Frau, und sie hatten eine Holzaxt und schlugen den reichen Kaufmann tot; nach vollbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wie's nun Tag war, gab's großen Lärm, der Kaufmann lag tot im Bett und schwamm in seinem Blut. Da liefen alle Gäste zusammen, der Wirt aber sprach: „Das haben die drei tollen Handwerker getan." Die Gäste bestätigten es und sagten: „Niemand anders kann's gewesen sein." Der Wirt aber ließ sie rufen und sagte zu ihnen: „Habt ihr den Kaufmann getötet?" — „Wir alle drei," sagte der erste, „ums Geld" der zweite, „und das war recht" der dritte. „Da hört ihr's nun," sprach der Wirt, „sie gestehen's selber." Sie wurden also ins Gefängnis gebracht und sollten gerichtet werden. Wie sie nun sahen, daß es so ernsthaft ging, ward ihnen doch angst, aber nachts kam der Teufel und sprach: „Haltet nur noch einen Tag aus und verscherzt euer Glück nicht, es soll euch kein Haar gekrümmt werden." Am andern Morgen wurden sie vor Gericht geführt; da sprach der Richter: „Seid ihr die Mörder?" — „Wir alle drei." — „Warum habt ihr den Kaufmann erschlagen?" — „Ums Geld." — „Ihr Böse-wichter," sagte der Richter, „habt ihr euch nicht der Sünde gescheut?" — „Und das war recht." — „Sie haben bekannt und sind noch halsstarrig dazu," sprach der Richter, „führt sie gleich zum Tod." Also wurden sie hinausgebracht, und der Wirt mußte mit in den Kreis treten. Wie sie nun von den Henkersknechten gefaßt und oben aufs Gerüst geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte stand, kam auf einmal eine Kutsche, mit vier blutroten Füchsen bespannt, und fuhr, daß das Feuer aus den Steinen sprang, aus dem Fenster aber winkte einer mit einem weißen Tuche. Da sprach der Scharfrichter: „Es kommt Gnade," und ward aus dem Wagen „Gnade! Gnade!" gerufen. Da trat der Teufel heraus, als

ein sehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet, und sprach: „Ihr drei seid unschuldig; ihr dürft nun sprechen, sagt heraus, was ihr gesehen und gehört habt.“ Da sprach der Älteste: „Wir haben den Kaufmann nicht getötet, der Mörder steht da im Kreis,“ und deutete auf den Wirt; „zum Wahrzeichen geht hin in seinen Keller, da hängen noch viele andere, die er ums Leben gebracht.“ Da schickte der Richter die Henkersknechte hin, die fanden es, wie's gesagt war, und als sie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirt hinaufführen und ihm das Haupt abschlagen. Da sprach der Teufel zu den dreien: „Nun hab ich die Seele, die ich haben wollte, ihr seid aber frei und habt Geld für euer Lebtag.“



Vom Tode des Hühnchens

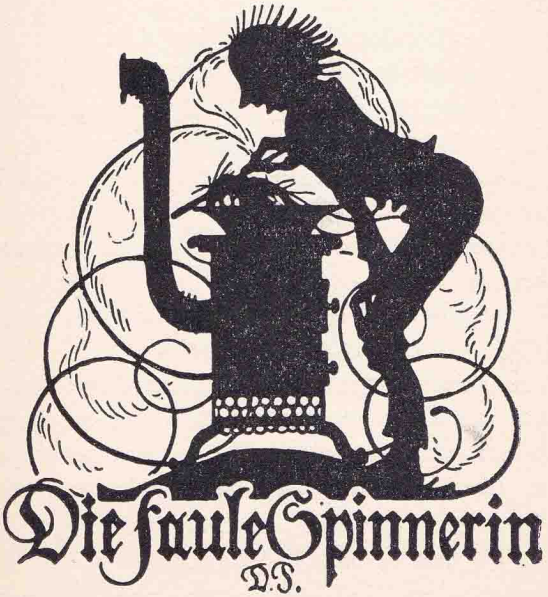
Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, und sie machten miteinander aus, wer einen Nußkern fände, sollte ihn mit dem andern teilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Nuß, sagte aber nichts davon und wollte den Kern allein essen. Der Kern war aber so dick, daß es ihn nicht hinunterschlucken konnte und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde, es müsse ersticken. Da schrie das Hühnchen: „Hähnchen, ich bitte dich,

lauf, was du kannſt und hol mir Waſſer, ſonſt erſtick ich." Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen und ſprach: „Born, du ſollſt mir Waſſer geben; das Hühnchen liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geſchluckt und will erſticken." Der Brunnen antwortete: „Lauf erſt hin zur Braut und laß dir rote Seide geben." Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du ſollſt mir rote Seide geben: rote Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen ſoll mir Waſſer geben, das Waſſer will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg, hat einen großen Nußkern geſchluckt und will daran erſticken." Die Braut antwortete: „Lauf erſt und hol mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen." Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Aſt und brachte es der Braut, und die Braut gab ihm rote Seide dafür, die brachte es dem Brunnen, der gab ihm Waſſer dafür. Da brachte das Hähnchen das Waſſer zum Hühnchen; wie es aber hinkam, war dieweil das Hühnchen erſtickt und lag da tot und regte ſich nicht. Da war das Hähnchen ſo traurig, daß es laut ſchrie und kamen alle Tiere und beklagten das Hühnchen; und ſechs Mäuſe bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grabe zu fahren; und als der Wagen fertig war, ſpannten ſie ſich davor und das Hähnchen fuhr. Auf dem Wege aber kam der Fuchs, „wo willſt du hin, Hähnchen?" — „Ich will mein Hühnchen begraben." — „Darf ich mitfahren?"

„Ja, aber ſetz dich hinten auf den Wagen,
vorn können's meine Pferdchen nicht vertragen."

Da ſetzte ſich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirſch, der Löwe und alle Tiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen ſie an einen Bach. „Wie ſollen wir nun hinüber?" ſagte das Hähnchen. Da lag ein Strohhalm am Bach, der ſagte: „Ich will mich quer drüber legen, ſo könnt ihr über mich fahren." Wie aber die ſechs Mäuſe auf die Brücke kamen, rutſchte der Strohhalm und fiel ins Waſſer, und die ſechs Mäuſe fielen alle hinein und ertranken. Da ging die Not von neuem an und kam eine Kohle und

ſagte: „Ich bin groß genug, ich will mich darüber legen und ihr ſollt über mich fahren.“ Die Kohle legte ſich auch an das Waſſer, aber ſie berührte es unglücklicherweiſe ein wenig, da ziſchte ſie, verlöſchte und war tot. Wie das ein Stein ſah, erbarmte er ſich und wollte dem Hähnchen helfen und legte ſich über das Waſſer. Da zog nun das Hähnchen den Wagen ſelber; wie es ihn aber bald drüben hatte, und war mit dem toten Hühnchen auf dem Land und wollte die andern, die hinten auffaßen, auch heranziehen, da waren ihrer zuviel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel miteinander in das Waſſer und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem toten Hühnchen und grub ihm ein Grab und legte es hinein und machte einen Hügel darüber, auf den ſetzte es ſich und grämte ſich ſo lang, bis es auch ſtarb; und da war alles tot.



Die faule Spinnerin

D. S.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war ſo faul, daß ſie immer nichts arbeiten wollte; und

was ihr der Mann zu ſpinnen gab, das ſpann ſie nicht fertig, und was ſie auch ſpann, haſpelte ſie nicht, ſondern ließ alles auf dem Knauel gewickelt liegen. Schalt ſie nun der Mann, ſo war ſie mit ihrem Maul doch vornen, und ſprach: „Ei, wie ſollt ich haſpeln, da ich keinen Haſpel habe, geh du erſt in den Wald und ſchaff mir einen.“ — „Wenn's daran liegt,“ ſagte der Mann, „ſo will ich in den Wald gehen und Haſpelholz holen.“ Da fürchtete ſich die Frau, wenn er das Holz hätte, daß er daraus einen Haſpel machte, und ſie abhaſpeln und dann wieder friſch ſpinnen müßte. Sie beſann ſich ein bißchen, da kam ihr ein guter Einfall, und ſie lief dem Manne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum geſtiegen war, das Holz auszuloſen und zu hauen, ſchlich ſie darunter in das Gebüſch, wo er ſie nicht ſehen konnte und rief hinauf:

„Wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
wer da haſpelt, der verdirbt.“

Der Mann horchte, legte die Axt eine Weile nieder und dachte nach, was das wohl zu bedeuten hätte. „Ei was,“ ſprach er endlich, „was wird's geweſen ſein! Es hat dir in den Ohren geklungen, mache dir keine unnötige Furcht.“ Alſo ergriff er die Axt von neuem und wollte zuhauen, da rief's wieder von unten herauf:

„Wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
wer da haſpelt, der verdirbt.“

Er hielt ein, kriegte angſt und bang und ſann dem Ding nach. Wie aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Herz wieder, und er langte zum drittenmal nach der Axt und wollte zuhauen. Aber zum drittenmal rief's und ſprach's laut:

„Wer Haſpelholz haut, der ſtirbt,
wer da haſpelt, der verdirbt.“

Da hatte er's genug, und alle Luſt war ihm vergangen, ſo daß er eilends den Baum hinunterſtieg und ſich auf den

Heimweg machte. Die Frau lief, was sie konnte, auf Nebenwegen, damit sie eher nach Haus käme. Wie er nun in die Stube trat, tat sie unschuldig, als wäre nichts vorgefallen, und sagte: „Nun, bringst du ein gutes Haspelholz?" — „Nein," sprach er, „ich sehe wohl, es geht mit dem Haspeln nicht," erzählte ihr, was ihm im Walde begegnet war und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an, sich über die Unordnung im Hause zu ärgern. „Frau," sagte er, „es ist doch eine Schande, daß das gesponnene Garn da auf dem Knauel liegen bleibt." — „Weißt du was," sprach sie, „weil wir doch zu keinem Haspel kommen, so stell dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich ich den Knauel hinaufwerfen, und du wirfst ihn herunter, so gibt's doch einen Strang." — „Ja, das geht," sagte der Mann. Also taten sie das, und wie sie fertig waren, sprach er: „Das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gekocht werden." Der Frau ward wieder angst, sie sprach zwar: „Ja, wir wollen's gleich morgen früh kochen," dachte aber bei sich auf einen neuen Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen Klumpen Werg hinein, und ließ es immerzu kochen. Darauf ging sie zum Manne, der noch zu Bette lag, und sprach zu ihm: „Ich muß einmal ausgehen, steh derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel überm Feuer steht; aber du mußt's beizeit tun, gib wohl acht, denn wo der Hahn kräht und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Werg." Der Mann war bei der Hand und wollte nichts versäumen, stand eilends auf, so schnell er konnte, und ging in die Küche. Wie er aber zum Kessel kam und hineinsah, so erblickte er mit Schrecken nichts als einen Klumpen Werg. Da schwieg der arme Mann mäuschenstill, dachte, er hätt's versehen und wäre schuld daran und sprach in Zukunft gar nicht mehr von Garn und Spinnen. Aber das mußt du selbst sagen, es war eine garstige Frau.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußte er nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe tät; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch und lerne jeder sein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „Nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus." Der Barbier rasierte lauter vornehme

Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „Fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr." Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit zeigen sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase übers Feld dahergelaufen. „Ei," sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen," nahm Becken und Seife, schaumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasierte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und tat ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir," sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl," sprach der Vater, „du machst deine Sache so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren," und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward, und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis

in ihr Alter zuſammen, und als der eine krank ward und ſtarb, grämten ſich die zwei andern ſo ſehr darüber, daß ſie auch krank wurden und bald ſtarben. Da wurden ſie, weil ſie ſo geſchickt geweſen waren und ſich ſo lieb gehabt hatten, alle drei zuſammen in ein Grab gelegt.

Der Zaunkönig

In den alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmieds ertönte, ſo rief er: „Smiet mi to! ſmiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tiſchlers ſchnarrte, ſo ſprach er: „Dor häſt! dor, dor häſt!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, ſo ſprach es: „Help, Herr Gott! help, Herr Gott!“ und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, ſo ſprach ſie hochdeutſch und fragte erſt langſam: „Wer iſt da? wer iſt da?“ Dann antwortete ſie ſchnell: „Der Müller! der Müller!“ und endlich ganz geſchwind: „Stiehlt tapfer, ſtiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.“

Zu dieſer Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verſtand, jetzt lautet es nur wie ein Zwit-

schern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kibitz, war dagegen; frei hatte er gelebt und frei wollte er sterben, und angstvoll hin und her fliegend rief er: „Wo bliew ick? wo bliew ick?" Er zog sich zurück in einsame und unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfinke, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt; auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung. „Wat, wat, wat is den dar to don?" gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: „Luter riek Lüd," erzählte ihr auch, was sie vorhätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche saß, rief, als er das hörte, warnend: „Natt, natt, natt! natt, natt, natt!" weil er meinte, es würden deshalb viel Tränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte: „Quark ok!" es sollte alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinter sagen könnte: „Ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr." Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleineren Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größeren hielten's länger aus, aber keiner konnte

es dem Adler gleichtun, der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er: „Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König," und fing an, sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: „Du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du." — „Ausgenommen ich," schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner durchdringenden Stimme: „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König?" schrien die Vögel zornig, „durch Ränke und Listen hast du es dahin gebracht." Sie machten eine andere Bedingung, der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: „Pracherwerk! Pracherwerk!" Der Kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus: „König bün ick! König bün ick!"

„Du unser König?" riefen die Vögel noch zorniger, meinst du, deine Listen sollten gelten?" Sie beschlossen, ihn in seinem Loch gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht herauslassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: „Ein Auge kannst du wohl zutun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus." Also tat

ſie das eine Auge zu und ſchaute mit dem andern ſteif auf das Mäuſeloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopf heraus und wollte wegwitſchen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu und wollte ſo die ganze Nacht abwechſeln. Aber als ſie das eine Auge wieder zumachte, vergaß ſie das andere aufzutun, und ſobald die beiden Augen zu waren, ſchlief ſie ein. Der Kleine merkte das bald und ſchlüpfte weg.

Von der Zeit an darf ſich die Eule nicht mehr am Tage ſehen laſſen, ſonſt ſind die andern Vögel hinter ihr her und zerzauſen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuſe, weil ſie ſolche böſe Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt ſich nicht gerne ſehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwiſcht würde. Er ſchlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz ſicher iſt, ruft er wohl zuweilen: „König bün ick!“ und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

Niemand aber war froher als die Lerche, daß ſie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wie ſich die Sonne blicken läßt, ſteigt ſie in die Lüfte und ruft: „Ach, wo is dat ſchön! ſchön is dat! ſchön! ſchön! ach, wo is dat ſchön!“

Die ſieben Schwaben

Einmal waren ſieben Schwaben beiſammen, der erſte war der Herr Schulz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli,

der vierte der Jergli, der fünfte der Michal, der sechste der Hans, der siebente der Veitli; die hatten alle siebene sich vorgenommen, die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gingen, sahen sie's für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen, aber recht starken und langen Spieß machen ließen. Diesen Spieß faßten sie alle siebene zusammen an; vorn ging der kühnste und männlichste, das mußte der Herr Schulz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie im Heumonat eines Tages einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gut Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schulz erschrak, daß er fast den Spieß hätte fallen lassen und ihm der Angstschweiß am ganzen Leibe ausbrach. „Horcht, horcht," rief er seinen Gesellen, „Gott, ich höre eine Trommel!" Der Jackli, der hinter ihm den Spieß hielt und dem, ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach: „Etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und den Zündstrick." Bei diesen Worten hub der Herr Schulz an, die Flucht zu ergreifen, und sprang im Hui über einen Zaun, weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechen sprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. „O wei, o wei," schrie der Herr Schulz, „nimm mich gefangen, ich ergeb mich, ich ergeb mich!" Die andern sechs hüpften auch alle einer über den andern herzu und schrien: „Gibst du dich, so geb ich mich auch, gibst du dich, so geb ich mich auch." Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie, daß sie betrogen waren; und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme, und sie nicht genarrt und gespottet würden, verschwuren sie sich untereinander, so lang davon still zu schweigen, bis einer unverhofft das Maul auftäte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Gefährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe und hatte die großen gläsernen Augen starr aufstehen. Da erschraken sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Tieres insgesamt und hielten Rat, was zu tun das wenigst Gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setzte ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie: „Wir müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!" faßten alle siebene den Spieß an, der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Spieß immer noch anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und rief:

„Stoß zu in aller Schwabe Name,
sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme."

Aber der Hans wußt ihn zu treffen und sprach:

„Beim Element, du hascht gut schwätze,
bischt stets der letscht beim Drachehetze."

Der Michal rief:

„Es wird nit fehle um ei Haar,
so ischt es wohl der Teufel gar."

Drauf kam an den Jergli die Reihe, der sprach:

„Ischt er es nit, so ischt's sei Muter
oder des Teufels Stiefbruder."

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte zum Veitli:

„Gang, Veitli, gang, gang du voran,
i will dahinte vor di stahn."

Der Veitli hörte aber nicht drauf, und der Jackli sagte:

„Der Schulz, der muß der erschte sei,
denn ihm gebührt die Ehr allei."

Da nahm ſich der Herr Schulz ein Herz und ſprach gravitätiſch:

„So zieht denn herzhaft in den Streit,
hieran erkennt man tapfre Leut."

Da gingen ſie insgeſamt auf den Drachen los. Der Herr Schulz ſegnete ſich und rief Gott um Beiſtand an. Wie aber das alles nicht helfen wollte und er dem Feind immer näher kam, ſchrie er in großer Angſt: „Hau! hurlehau, hau! hauhau!" Davon erwachte der Has, erſchrak und ſprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz ſo feldflüchig ſah, da rief er voll Freude:

„Potz, Veitli, lueg, lueg, was iſch das?
das Ungehüer iſcht a Has."

Der Schwabenbund ſuchte aber weiter Abenteuer und kam an die Moſel, ein moſiges, ſtilles und tiefes Waſſer, darüber nicht viel Brücken ſind, ſondern man an mehrern Orten ſich muß in Schiffen überfahren laſſen. Weil die ſieben Schwaben deſſen unberichtet waren, riefen ſie einem Mann, der jenſeits des Waſſers ſeine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann verſtand wegen der Weite und wegen ihrer Sprache nicht, was ſie wollten, und fragte auf ſein Trieriſch: „Wat? wat?" Da meinte der Herr Schulz, er ſpräche nicht anders als: „Wade, wade durchs Waſſer," und hub an, weil er der vorderſte war, ſich auf den Weg zu machen und in die Moſel hineinzugehen. Nicht lang, ſo verſank er in den Schlamm und in die antreibenden tiefen Wellen, ſeinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenſeitige Ufer, und ein Froſch ſetzte ſich dabei und quakte: „Wat, wat, wat." Die ſechs andern hörten das drüben und ſprachen: „Unſer Geſell, der Herr Schulz, ruft uns, kann er hinüber waden, warum wir nicht auch?" Sprangen darum eilig alle zuſammen in das Waſſer und ertranken, alſo daß ein Froſch ihre ſechſe ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

Das Hirtenbüblein

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen." Sprach das Büblein: „Wie lauten die drei Fragen?" Der König sagte: „Die erste lautet: Wieviel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?" Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wieviel Tropfen im Meere sind." Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wieviel Sterne stehen am Himmel?" Das Hirtenbübchen sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weiß Papier," und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie

kaum zu ſehen und faſt gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf ſprach es: „So viel Sterne ſtehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier, zählt ſie nur.“ Aber niemand war dazu imſtand. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: „Wieviel Sekunden hat die Ewigkeit?“ Da ſagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und wetzt ſein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgewetzt iſt, dann iſt die erſte Sekunde von der Ewigkeit vorbei.“

Sprach der König: „Du haſt die drei Fragen aufgelöſt wie ein Weiſer und ſollſt fortan bei mir in meinem königlichen Schloſſe wohnen, und ich will dich anſehen wie mein eigenes Kind.“

Der Fuchs und die Frau Gevatterin

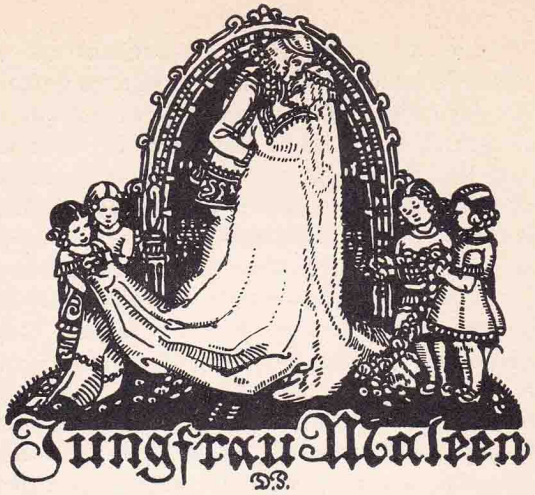
Die Wölfin brachte ein Junges zur Welt und ließ den Fuchs zu Gevatter einladen. „Er iſt doch nahe mit uns ver-

wandt," sprach sie, „hat einen guten Verstand und viel Geschicklichkeit, er kann mein Söhnlein unterrichten und ihm in der Welt forthelfen." Der Fuchs erschien auch ganz ehrbar und sprach: „Liebwerte Frau Gevatterin, ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir erzeigt, ich will mich aber auch so halten, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt." Bei dem Fest ließ er sich's schmecken und machte sich ganz lustig, hernach sagte er: „Liebe Frau Gevatterin, es ist unsere Pflicht, für das Kindlein zu sorgen, Ihr müßt gute Nahrung haben, damit es auch zu Kräften kommt. Ich weiß einen Schafstall, woraus wir leicht ein gutes Stück holen können."

Der Wölfin gefiel das Liedlein, und sie ging mit dem Fuchs hinaus nach dem Bauernhof. Er zeigte ihr den Stall aus der Ferne und sprach: „Dort werdet Ihr ungesehen hineinkriechen können, ich will mich derweil auf der andern Seite umsehen, ob ich etwa ein Hühnlein erwische." Er ging aber nicht hin, sondern ließ sich am Eingang des Waldes nieder, streckte die Beine und ruhte sich. Die Wölfin kroch in den Stall, da lag ein Hund und machte Lärm, so daß die Bauern gelaufen kamen, die Frau Gevatterin ertappten und eine scharfe Lauge von ungebrannter Asche über ihr Fell gossen. Endlich entkam sie doch und schleppte sich hinaus.

Da lag der Fuchs, tat ganz kläglich und sprach: „Ach, liebe Frau Gevatterin, wie ist mir's schlimm ergangen! Die Bauern haben mich überfallen und mir alle Glieder zerschlagen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich auf dem Platz liegen bleiben und verschmachten soll, so müßt Ihr mich forttragen."

Die Wölfin konnte selbst nur langsam fort, doch hatte sie große Sorge für den Fuchs, daß sie ihn auf ihren Rücken nahm und den ganz gesunden und heilen Gevatter langsam bis zu ihrem Haus trug. Da rief er ihr zu: „Lebt wohl, liebe Frau Gevatterin, und laßt Euch den Braten wohl bekommen," lachte sie gewaltig aus und sprang fort.



Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der warb um die Tochter eines mächtigen Königs, die hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Weil ihr Vater sie einem andern geben wollte, so ward sie ihm versagt. Da sich aber beide von Herzen liebten, so wollten sie nicht voneinander lassen, und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater: „Ich kann und will keinen andern zu meinem Gemahl nehmen." Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen finstern Turm bauen, in den kein Strahl von Sonne oder Mond fiel. Als er fertig war, sprach er: „Darin sollst du sieben Jahre lang sitzen, dann will ich kommen und sehen ob dein trotziger Sinn gebrochen ist." Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie und ihre Kammerjungfer hineingeführt und eingemauert, und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis, wußten nicht, wann Tag oder Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken Mauern. Was konnten sie anders tun als jammern und klagen? Indessen ging die Zeit dahin und an der Abnahme von Speise und Trank merkten sie, daß die sieben Jahre ihrem Ende sich

näherten. Sie dachten, der Augenblick ihrer Erlösung wäre gekommen, aber kein Hammerschlag ließ sich hören und kein Stein wollte aus der Mauer fallen; es schien, als ob ihr Vater sie vergessen hätte. Als sie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraussahen, da sprach die Jungfrau Maleen: „Wir müssen das letzte versuchen und sehen, ob wir die Mauer durchbrechen." Sie nahm das Brotmesser, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steines, und wenn sie müde war, so löste sie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen, einen Stein herauszunehmen, dann einen zweiten und dritten, und nach drei Tagen fiel der erste Lichtstrahl in die Dunkelheit, und endlich war die Öffnung so groß, daß sie hinausschauen konnten. Der Himmel war blau, und eine frische Luft wehte ihnen entgegen, aber wie traurig sah ringsumher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Stadt und die Dörfer waren, so weit man sehen konnte, verbrannt, die Felder weit und breit verheert; keine Menschenseele ließ sich erblicken. Als die Öffnung in der Mauer so groß war, daß sie hindurchschlüpfen konnten, so sprang zuerst die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Maleen. Aber wo sollten sie sich hinwenden? Die Feinde hatten das ganze Reich verwüstet, den König verjagt und alle Einwohner erschlagen. Sie wanderten fort, um ein anderes Land zu suchen, aber sie fanden nirgend ein Obdach oder einen Menschen, der ihnen einen Bissen Brot gab, und ihre Not war so groß, daß sie ihren Hunger an einem Brennesselstrauch stillen mußten. Als sie nach langer Wanderung in ein anderes Land kamen, boten sie überall ihre Dienste an, aber wo sie anklopften, wurden sie abgewiesen, und niemand wollte sich ihrer erbarmen. Endlich gelangten sie in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hofe. Aber auch da hieß man sie weitergehen, bis endlich der Koch sagte, sie könnten in der Küche bleiben und als Aschenputtel dienen.

Der Sohn des Königs, in dessen Reich sie sich befanden, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Maleen gewesen. Der Vater hatte ihm eine andere Braut bestimmt, die ebenso

häßlich von Angesicht als bös von Herzen war. Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut schon angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen. Als der Tag herankam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen sollte, so schämte sie sich ihrer Häßlichkeit und fürchtete, wenn sie sich auf der Straße zeigte, würde sie von den Leuten verspottet und ausgelacht. Da sprach sie zur Jungfrau Maleen: „Dir steht ein großes Glück bevor, ich habe mir den Fuß vertreten und kann nicht gut über die Straße gehen; du sollst meine Brautkleider anziehen und meine Stelle einnehmen, eine größere Ehre kann dir nicht zuteil werden." Die Jungfrau Maleen aber schlug es aus und sagte: „Ich verlange keine Ehre, die mir nicht gebührt." Es war auch vergeblich, daß sie ihr Gold anbot. Endlich sprach sie zornig: „Wenn du mir nicht gehorchst, so kostet es dir dein Leben; ich brauche nur ein Wort zu sagen, so wird dir der Kopf vor die Füße gelegt." Da mußte sie gehorchen und die prächtigen Kleider der Braut samt ihrem Schmuck anlegen. Als sie in den königlichen Saal eintrat, erstaunten alle über ihre große Schönheit, und der König sagte zu seinem Sohn: „Das ist die Braut, die ich dir ausgewählt habe und die du zur Kirche führen sollst." Der Bräutigam erstaunte und dachte: „Sie gleicht meiner Jungfrau Maleen, und ich würde glauben, sie wäre es selbst, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen oder ist tot." Er nahm sie an der Hand und führte sie zur Kirche. An dem Wege stand ein Brennesselbusch, da sprach sie:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so klene,
wat steist du hier allene?
Ik hef de Tyt geweten,
da hef ik dy ungesaden
ungebraten eten."

„Was sprichst du da?" fragte der Königssohn. „Nichts," antwortete sie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen." Er verwunderte sich, daß sie von ihr wußte, schwieg aber still.

Als sie an den Steg vor dem Kirchhof kamen, sprach sie:

„Karkstegels, brik nich,
bün de rechte Brut nich."

„Was sprichst du da?" fragte der Königssohn. „Nichts," antwortete sie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen." — „Kennst du die Jungfrau Maleen?" — „Nein," antwortete sie, „wie sollt ich sie kennen, ich habe nur von ihr gehört." Als sie an die Kirchtüre kamen, sprach sie abermals:

„Karkendär, brik nich,
bün de rechte Brut nich."

„Was sprichst du da?" fragte er. „Ach," antwortete sie, „ich habe nur an die Jungfrau Maleen gedacht." Da zog er ein kostbares Geschmeide hervor, legte es ihr an den Hals und hakte die Kettenringe ineinander. Darauf traten sie in die Kirche und der Priester legte vor dem Altar ihre Hände ineinander und vermählte sie. Er führte sie zurück, aber sie sprach auf dem ganzen Weg kein Wort. Als sie wieder in dem königlichen Schloß angelangt waren, eilte sie in die Kammer der Braut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog ihren grauen Kittel an und behielt nur das Geschmeide um den Hals, daß sie von dem Bräutigam empfangen hatte.

Als die Nacht herankam und die Braut in das Zimmer des Königssohns sollte geführt werden, so ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht merken sollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, sprach er zu ihr: „Was hast du doch zu dem Brennesselbusch gesagt, der an dem Weg stand?" — „Zu welchem Brennesselbusch?" fragte sie, „ich spreche mit keinem Brennesselbusch." — „Wenn du es nicht getan hast, so bist du die rechte Braut nicht," sagte er. Da half sie sich und sprach:

„Mut heruet na myne Maegt,
de my myn Gedanken draegt."

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an: „Dirne, was hast du zu dem Brennesselbusch gesagt?" — „Ich sagte nichts als:

Brennettelbusch,
Brennettelbusch so klene,
wat steist du hier allene?

Ik hef de Tyt geweten,
da hef ik dy ungesaden
ungebraten eten."

Die Braut lief in die Kammer zurück und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu dem Brennesselbusch gesprochen habe, „und wiederholte die Worte, die sie eben gehört hatte. „Aber was sagtest du zu dem Kirchensteg, als wir darüber gingen?" fragte der Königssohn. „Zu dem Kirchensteg?" antwortete sie, „ich spreche mit keinem Kirchensteg." — „Dann bist du auch die rechte Braut nicht." Sie sagte wiederum:

„Mut heruet na myne Maegt,
de my myn Gedanken draegt."

Lief hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an: „Dirne, was hast du zu dem Kirchsteg gesagt?" — „Ich sagte nichts als:

Karkstegels, brik nich,
bün de rechte Brut nich."

„Das kostet dich dein Leben," rief die Braut, eilte aber in die Kammer und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu dem Kirchsteg gesprochen habe," und wiederholte die Worte. „Aber was sagtest du zur Kirchentür?" — „Zur Kirchentür?" antwortete sie, „ich spreche mit keiner Kirchentür." — „Dann bist du auch die rechte Braut nicht." Sie ging hinaus, fuhr die Jungfrau Maleen an: „Dirne, was hast du zu der Kirchentür gesagt?" — „Ich sagte nichts als:

Karkendär, brik nich,
bün de rechte Brut nich."

„Das bricht dir den Hals," rief die Braut und geriet in den größten Zorn, eilte aber zurück in die Kammer und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu der Kirchentür gesprochen habe," und wiederholte die Worte. „Aber, wo hast du das Geschmeide, das ich dir an der Kirchentür gab?" — „Was für ein Geschmeide," antwortete sie, „du hast mir kein Geschmeide gegeben." — „Ich habe es dir selbst um den Hals gelegt und selbst eingehakt; wenn du das nicht weißt, so bist du die rechte Braut nicht." Er zog ihr den Schleier vom Gesicht, und als er ihre grundlose Häßlichkeit erblickte, sprang er erschrocken zurück und sprach: „Wie kommst du hierher? Wer bist du?"

— „Ich bin deine verlobte Braut, aber weil ich fürchtete, die Leute würden mich verspotten, wenn sie mich draußen erblickten, so habe ich dem Aschenputtel befohlen, meine Kleider anzuziehen und statt meiner zur Kirche zu gehen." — „Wo ist das Mädchen," sagte er, „ich will es sehen, geh und hol es hierher." Sie ging hinaus und sagte den Dienern, das Aschenputtel sei eine Betrügerin, sie sollten es in den Hof hinabführen und ihm den Kopf abschlagen. Die Diener packten es und wollten es fortschleppen, aber es schrie so laut um Hilfe, daß der Königssohn seine Stimme vernahm, aus seinem Zimmer herbeieilte und den Befehl gab, das Mädchen augenblicklich loszulassen. Es wurden Lichter herbeigeholt, und da bemerkte er an ihrem Hals den Goldschmuck, den er ihm vor der Kirchentür gegeben hatte. „Du bist die rechte Braut," sagte er, „die mit mir zur Kirche gegangen ist; komm mit mir in meine Kammer." Als sie beide allein waren, sprach er: „Du hast auf dem Kirchgang die Jungfrau Maleen genannt, die meine verlobte Braut war; wenn ich dächte, es wäre möglich, so müßte ich glauben, sie stände vor mir, du gleichst ihr in allem." Sie antwortete: „Ich bin die Jungfrau Maleen, die um dich sieben Jahre in der Finsternis gefangen gesessen, Hunger und Durst gelitten und so lange in Not und Armut gelebt hat, aber heute bescheint mich die Sonne wieder. Ich bin dir in der Kirche angetraut und bin deine rechtmäßige Gemahlin." Da küßten sie einander und waren glücklich für ihr Lebtag. Der falschen Braut ward zur Vergeltung der Kopf abgeschlagen.

Der Turm, in welchem die Jungfrau Maleen gesessen hatte, stand noch lange Zeit, und wenn die Kinder vorübergingen, so sangen sie:

„Kling klang kloria,
wer sitt in dissen Thoria?
Dar sitt en Königsdochter in,
die kann ik nich to seen krygn.
De Muer de will nich bräken,
de Steen, de will nich stechen.
Hänschen mit de bunte Jak,
kumm unn folg my achterna."

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient; als aber der Krieg zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, sprach der König zu ihm: „Du kannst heimgehen, ich brauche dich nicht mehr; Geld bekommst du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir Dienste dafür leistet." Da wußte der Soldat nicht, womit er sein Leben fristen sollte, ging voll Sorgen fort und ging den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finsternis einbrach, sah er ein Licht, dem näherte er sich, und kam zu einem Haus, darin wohnte eine Hexe. „Gib mir doch ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken," sprach er zu ihr, „ich verschmachte sonst." — „Oho!" antwortete sie, „wer gibt einem verlaufenen Soldaten etwas? Doch ich will barmherzig sein und dich aufnehmen, wenn du tust, was ich verlange." — „Was verlangst du?" fragte der Soldat. „Daß du mir

morgen meinen Garten umgräbst." Der Soldat willigte ein und arbeitete den folgenden Tag aus allen Kräften, konnte aber vor abend nicht fertig werden. „Ich sehe wohl," sprach die Hexe, „daß du heute nicht weiter kannst; ich will dich noch eine Nacht behalten, dafür sollst du mir morgen ein Fuder Holz spalten und klein machen." Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag, und abends machte ihm die Hexe den Vorschlag, noch eine Nacht zu bleiben. „Du sollst mir morgen nur eine geringe Arbeit tun; hinter meinem Hause ist ein alter wasserleerer Brunnen, in den ist mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verlischt nicht, das sollst du mir wieder heraufholen." Den andern Tag führte ihn die Alte zu dem Brunnen und ließ ihn in einem Korb hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen, daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rand nahe war, reichte sie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. „Nein," sagte er und merkte ihre bösen Gedanken, „das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehe." Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunnen fallen und ging fort.

Der arme Soldat fiel ohne Schaden zu nehmen auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort, aber was konnte ihm das helfen? Er sah wohl, daß er dem Tod nicht entgehen würde. Er saß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in seine Tasche und fand seine Tabakspfeife, die noch halb gestopft war. „Das soll mein letztes Vergnügen sein," dachte er, zog sie heraus, zündete sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen. Als der Dampf in der Höhle umhergezogen war, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen vor ihm und fragte: „Herr, was befiehlst du?" — „Was habe ich dir zu befehlen?" erwiderte der Soldat ganz verwundert. „Ich muß alles tun," sagte das Männchen, „was du verlangst." — „Gut," sprach der Soldat, „so hilf mir zuerst aus dem Brunnen." Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdischen Gang, vergaß aber

nicht, das blaue Licht mitzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Schätze, welche die Hexe zusammengebracht und da versteckt hatte, und der Soldat nahm so viel Gold, als er tragen konnte. Als er oben war, sprach er zum dem Männchen: „Nun geh hin, bind die alte Hexe und führe sie vor das Gericht.“ Nicht lange, so kam sie auf einem wilden Kater mit furchtbarem Geschrei schnell wie der Wind vorbeigeritten, und es dauerte abermals nicht lang, so war das Männchen zurück: „Es ist alles ausgerichtet,“ sprach es, „und die Hexe hängt schon am Galgen. — Herr, was befiehlst du weiter?“ fragte der Kleine. „In dem Augenblick nichts,“ antwortete der Soldat, „du kannst nach Haus gehen; sei nur gleich bei der Hand, wenn ich dich rufe.“ — „Es ist nichts nötig,“ sprach das Männchen, „als daß du deine Pfeife an dem blauen Licht anzündest, dann stehe ich gleich vor dir.“ Darauf verschwand es vor seinen Augen.

Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er ging in den besten Gasthof und ließ sich schöne Kleider machen, dann befahl er dem Wirt, ihm ein Zimmer so prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und der Soldat es bezogen hatte, rief er das schwarze Männchen und sprach: „Ich habe dem König treu gedient, er aber hat mich fortgeschickt und mich hungern lassen, dafür will ich jetzt Rache nehmen.“ — „Was soll ich tun?“ fragte der Kleine. „Spät abends, wenn die Königstochter im Bett liegt, so bring sie schlafend hierher, sie soll Mägdedienste bei mir tun.“ Das Männchen sprach: „Für mich ist das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Ding, wenn das herauskommt, wird es dir schlimm ergehen.“ Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Türe auf, und das Männchen trug die Königstochter herein. „Aha, bist du da?“ rief der Soldat, „frisch an die Arbeit! Geh, hol den Besen und kehr die Stube.“ Als sie fertig war, hieß er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach: „Zieh mir die Stiefel aus,“ warf sie ihr dann ins Gesicht und sie mußte sie aufheben, reinigen und glänzend machen. Sie tat aber alles, was er ihr befahl, ohne Widerstreben, stumm und mit halbgeschlossenen Augen.

Bei dem ersten Hahnschrei trug sie das Männchen wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, ging sie zu ihrem Vater und erzählte ihm, sie hätte einen wunderlichen Traum gehabt: „Ich ward durch die Straßen mit Blitzesschnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit tun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich so müde, als wenn ich wirklich alles getan hätte." — „Der Traum könnte wahr gewesen sein," sprach der König, „ich will dir einen Rat geben; stecke deine Tasche voll Erbsen und mache ein klein Loch in die Tasche, wirst du wieder abgeholt, so fallen sie heraus und lassen die Spur auf der Straße." Als der König so sprach, stand das Männchen unsichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, fielen zwar einzelne Erbsen aus der Tasche, aber sie konnten keine Spur machen, denn das listige Männchen hatte vorher in allen Straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnenschrei Mägdedienste tun.

Der König schickte am folgenden Morgen seine Leute aus, welche die Spur suchen sollten, aber es war vergeblich, denn in allen Straßen saßen die armen Kinder und lasen Erbsen auf und sagten: „Es hat heut nacht Erbsen geregnet." — „Wir müssen etwas anderes aussinnen," sprach der König, „behalt deine Schuh an, wenn du dich zu Bett legst, und ehe du von dort zurückkehrst, verstecke einen davon; ich will ihn schon finden." Das schwarze Männchen vernahm den Anschlag, und als der Soldat abends verlangte, er solle die Königstochter wieder herbeitragen, riet es ihm ab und sagte, gegen diese List wüßte es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gefunden würde, so könnte es ihm schlecht ergehen. „Tue, was ich dir sage," erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; sie versteckte aber, ehe sie zurückgetragen wurde, einen Schuh unter das Bett.

Am andern Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh seiner Tochter suchen; er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat selbst, der sich auf Bitten des Kleinen zum Tor hinausgemacht hatte, ward bald eingeholt und ins Gefängnis geworfen. Er hatte sein Bestes bei der Flucht vergessen, das blaue Licht und das Gold, und hatte nur noch einen Dukaten in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er: „Sei so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthaus habe liegen lassen, ich gebe dir dafür einen Dukaten." Der Kamerad lief hin und brachte ihm das Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. „Sei ohne Furcht," sprach es zu seinem Herrn, „geh hin, wo sie dich hinführen und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit." Am andern Tag ward Gericht über den Soldaten gehalten, und, obgleich er nichts Böses getan hatte, verurteilte ihn der Richter doch zum Tode. Als er nun hinausgeführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. „Was für eine?" fragte der König. „Daß ich auf dem Weg noch eine Pfeife rauchen darf." — „Du kannst drei rauchen," antwortete der König, „aber glaube nicht, daß ich dir das Leben schenke." Da zog der Soldat seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Ringel vom Rauch aufgestiegen waren, so stand schon das Männchen da, hatte einen kleinen Knüppel in der Hand und sprach: „Was befiehlt mein Herr?" — „Schlag mir da die falschen Richter und ihre Häscher zu Boden, und verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat." Da fuhr das Männchen wie der Blitz, zickzack, hin und her, und wen es mit seinem Knüppel nur anrührte, der fiel schon zu Boden, und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich auf das Bitten, und um nur das Leben zu behalten, gab er dem Soldaten das Reich und seine Tochter zur Frau.

Die ungleichen Kinder Evas

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt; die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten, daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter

das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den Keller, das sechste unter eine Kufe, das siebente unter das Weinfaß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die Haustüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an, sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden," ebenso zu dem zweiten: „Du ein Fürst," zu dem dritten: „Du ein Graf," zu dem vierten: „Du ein Ritter," zu dem fünften: „Du ein Edelmann," zu dem sechsten: „Du ein Bürger," zum siebenten: „Du ein Kaufmann," zu dem achten: „Du ein gelehrter Mann." Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie: „Ich will meine ungestalteten Kinder herbeiholen, vielleicht, daß er ihnen auch seinen Segen gibt." Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen und wo sie sonst hin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach: „Auch diese will ich segnen." Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer," zu dem zweiten: „Du ein Fischer," zu dem dritten: „Du ein Schmied," zu dem vierten: „Du ein Lohgerber," zu dem fünften: „Du ein Weber," zu dem sechsten: „Du ein Schuhmacher," zu dem siebenten: „Du ein Schneider," zu dem achten: „Du ein Töpfer," zu dem neunten: „Du ein Karrenführer," zu dem zehnten: „Du ein Schiffer," zu dem elften: „Du eine Bote," zu dem zwölften: „Du ein Hausknecht dein lebelang."

Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie: „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle

meine Kinder, die ich geboren habe; deine Gnade ſollte über alle gleich ergehen." Gott aber erwiderte: „Eva, das verſtehſt du nicht. Mir gebührt und iſt not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern verſehe. Wenn ſie alle Fürſten und Herren wären, wer ſollte Korn bauen, dreſchen, mahlen und backen? Wer ſchmieden, weben, zimmern, bauen, graben, ſchneiden und nähen? Jeder ſoll ſeinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle ernährt werden wie am Leib die Glieder." Da antwortete Eva: „Ach Herr, vergib, ich war zu raſch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geſchehe auch an meinen Kindern."

Spindel, Weberſchiffchen und Nadel

Es war einmal ein Mädchen, dem ſtarb Vater und Mutter, als es noch ein kleines Kind war. Am Ende des Dorfes wohnte in einem Häuschen ganz allein ſeine Pate, die ſich von Spinnen, Weben und Nähen ernährte. Die Alte nahm das verlaſſene Kind zu ſich, hielt es zur Arbeit an und erzog es in aller Frömmigkeit. Als das Mädchen fünfzehn Jahre alt war, erkrankte ſie, rief das Kind an ihr Bett und ſagte: „Liebe Tochter, ich fühle, daß mein Ende herannaht, ich

hinterlasse dir das Häuschen, darin bist du vor Wind und Wetter geschützt, dazu Spindel, Weberschiffchen und Nadel, damit kannst du dir dein Brot verdienen." Sie legte noch die Hände auf seinen Kopf, segnete es und sprach: „Behalt nur Gott in dem Herzen, so wird dir's wohlgehen." Darauf schloß sie die Augen, und als sie zur Erde bestattet wurde, ging das Mädchen bitterlich weinend hinter dem Sarg und erwies ihr die letzte Ehre.

Das Mädchen lebte nun in dem kleinen Haus ganz allein, war fleißig, spann, webte und nähte, und auf allem, was es tat, ruhte der Segen der guten Alten. Es war, als ob sich der Flachs in der Kammer von selbst mehrte, und wenn sie ein Stück Tuch oder einen Teppich gewebt, oder ein Hemd genäht hatte, so fand sich gleich ein Käufer, der es reichlich bezahlte, so daß sie keine Not empfand und andern noch etwas mitteilen konnte.

Um diese Zeit zog der Sohn des Königs im Land umher und wollte sich eine Braut suchen. Eine arme sollte er nicht wählen und eine reiche wollte er nicht. Da sprach er: „Die soll meine Frau werden, die zugleich die ärmste und die reichste ist." Als er in das Dorf kam, wo das Mädchen lebte, fragte er, wie er überall tat, wer in dem Ort die reichste und die ärmste wäre. Sie nannten ihm die reichste zuerst; die ärmste, sagten sie, wäre das Mädchen, das in dem kleinen Haus ganz am Ende wohnte. Die Reiche saß vor der Haustür in vollem Putz, und als der Königssohn sich näherte, stand sie auf, ging ihm entgegen und neigte sich vor ihm. Er sah sie an, sprach kein Wort und ritt weiter. Als er zu dem Haus der Armen kam, stand das Mädchen nicht an der Türe, sondern saß in seinem Stübchen. Er hielt das Pferd an und sah durch das Fenster, durch das die helle Sonne schien, das Mädchen an dem Spinnrad sitzen und emsig spinnen. Es blickte auf, und als es bemerkte, daß der Königssohn hereinschaute, ward es über und über rot, schlug die Augen nieder und spann weiter; ob der Faden diesmal ganz gleich ward, weiß ich nicht, aber es spann so lange, bis der Königssohn

wieder weggeritten war. Dann trat es ans Fenster, öffnete es und sagte: „Es ist so heiß in der Stube," aber es blickte ihm nach, solange es noch die weißen Federn an seinem Hut erkennen konnte.

Das Mädchen setzte sich wieder in seine Stube zur Arbeit und spann weiter. Da kam ihm ein Spruch in den Sinn, den die Alte manchmal gesagt hatte, wenn es bei der Arbeit saß, und es sang so vor sich hin:

„Spindel, Spindel, geh du aus,
bring den Freier in mein Haus."

Was geschah? Die Spindel sprang ihm augenblicklich aus der Hand und zur Türe hinaus; und als es vor Verwunderung aufblickte und ihr nachblickte, so sah es, daß sie lustig in das Feld hineintanzte und einen glänzenden goldenen Faden hinter sich herzog. Nicht lange, so war sie ihm aus den Augen entschwunden. Das Mädchen, da es keine Spindel mehr hatte, nahm das Weberschiffchen in die Hand, setzte sich an den Webstuhl und fing an zu weben.

Die Spindel aber tanzte immer weiter, und eben als der Faden zu Ende war, hatte sie den Königssohn erreicht. „Was sehe ich?" rief er, „die Spindel will mir wohl den Weg zeigen?" drehte sein Pferd um und ritt an dem goldenen Faden zurück. Das Mädchen aber saß an seiner Arbeit und sang:

„Schiffchen, Schiffchen, webe fein,
führ den Freier mir herein."

Alsbald sprang ihr das Schiffchen aus der Hand und sprang zur Türe hinaus. Vor der Türschwelle aber fing es an einen Teppich zu weben, schöner, als man je einen gesehen hat. Auf beiden Seiten blühten Rosen und Lilien und in der Mitte auf goldenem Grund stiegen grüne Ranken herauf, darin sprangen Hasen und Kaninchen; Hirsche streckten die Köpfe dazwischen, oben in den Zweigen saßen bunte Vögel; es fehlte nichts, als daß sie gesungen hätten. Das Schiffchen sprang hin und her, und es war als wüchse alles von selber.

Weil das Schiffchen fortgelaufen war, hatte sich das Mädchen zum Nähen hingesetzt; es hielt die Nadel in der Hand und sang:

„Nadel, Nadel, spitz und fein,
mach das Haus dem Freier rein."

Da sprang ihr die Nadel aus den Fingern und flog in der Stube hin und her, so schnell wie der Blitz. Es war nicht anders, als wenn unsichtbare Geister arbeiteten, alsbald überzogen sich Tisch und Bänke mit grünem Tuch, die Stühle mit Samt, und an den Fenstern hingen seidene Vorhänge herab. Kaum hatte die Nadel den letzten Stich getan, so sah das Mädchen schon durch das Fenster die weißen Federn von dem Hut des Königssohnes, den die Spindel an dem goldenen Faden herbeigeholt hatte. Er stieg ab, schritt über den Teppich in das Haus herein, und als er in die Stube trat, stand das Mädchen da in seinem ärmlichen Kleid, aber es glühte darin wie eine Rose im Busch. „Du bist die ärmste und auch die reichste," sprach er zu ihr, „komm mit mir, du sollst meine Braut sein." Sie schwieg, aber sie reichte ihm die Hand. Da gab er ihr einen Kuß, führte sie hinaus, hob sie auf sein Pferd und brachte sie in das königliche Schloß, wo die Hochzeit mit großer Freude gefeiert ward. Spindel, Weberschiffchen und Nadel wurden in der Schatzkammer verwahrt und in großen Ehren gehalten.

Ein Soldat, der sich vor nichts fürchtet, kümmert sich auch um nichts. So einer hatte seinen Abschied erhalten, und da er nichts gelernt hatte und nichts verdienen konnte, so zog er umher und bat gute Leute um ein Almosen. Auf seinen Schultern hing ein alter Wettermantel, und ein paar Reiter-

stiefeln von Büffelleder waren ihm auch noch geblieben. Eines Tages ging er, ohne auf Weg und Steg zu achten, immer ins Feld hinein und gelangte endlich in einen Wald. Er wußte nicht, wo er war, sah aber auf einem abgehauenen Baumstamm einen Mann sitzen, der gut gekleidet war und einen grünen Jägerrock trug. Der Soldat reichte ihm die Hand, ließ sich neben ihm auf das Gras nieder und streckte seine Beine aus. „Ich sehe, du hast feine Stiefel an, die glänzend gewichst sind," sagte er zu dem Jäger, „wenn du aber herumziehen müßtest wie ich, so würden sie nicht lange halten. Schau die meinigen an, die sind von Büffelleder und haben schon lange gedient, gehen aber durch dick und dünn." Nach einer Weile stand der Soldat auf und sprach: „Ich kann nicht länger bleiben, der Hunger treibt mich fort. Aber, Bruder Wichsstiefel, wohinaus geht der Weg?" — „Ich weiß es selber nicht," antwortete der Jäger, „ich habe mich in dem Wald verirrt." — „So geht dir's ja wie mir," sprach der Soldat, „gleich und gleich gesellt sich gern, wir wollen beieinander bleiben und den Weg suchen." Der Jäger lächelte ein wenig, und sie gingen zusammen fort, immer weiter, bis die Nacht einbrach. „Wir kommen aus dem Wald nicht heraus," sprach der Soldat, „aber ich sehe dort in der Ferne ein Licht schimmern, da wird's etwas zu essen geben." Sie fanden ein Steinhaus, klopften an die Türe und ein altes Weib öffnete. „Wir suchen ein Nachtquartier," sprach der Soldat, „und etwas Unterfutter für den Magen, denn der meinige ist so leer wie ein alter Tornister." — „Hier könnt ihr nicht bleiben," antwortete die Alte, „das ist ein Räuberhaus, und ihr tut am klügsten, daß ihr euch fortmacht, bevor sie heimkommen, denn finden sie euch, so seid ihr verloren." — „Es wird so schlimm nicht sein," antwortete der Soldat, „ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen genossen, und es ist mir einerlei, ob ich hier umkomme oder im Walde vor Hunger sterbe. Ich gehe herein." Der Jäger wollte nicht folgen, aber der Soldat zog ihn am Ärmel mit sich: „Komm, Bruderherz, es wird nicht gleich an den Kragen gehen." Die Alte hatte Mit-

leiden und sagte: „Kriecht hinter den Ofen, wenn sie etwas übrig lassen und eingeschlafen sind, so will ich's euch zustecken." Kaum saßen sie in der Ecke, so kamen zwölf Räuber hereingestürmt, setzten sich an den Tisch, der schon gedeckt war, und forderten mit Ungestüm das Essen. Die Alte trug einen großen Braten herein, und die Räuber ließen sich's wohlschmecken. Als der Geruch von der Speise dem Soldaten in die Nase stieg, sagte er zum Jäger: „Ich halt's nicht länger aus, ich setze mich an den Tisch und esse mit." — „Du bringst uns ums Leben," sprach der Jäger und hielt ihn am Arm. Aber der Soldat fing an laut zu husten. Als die Räuber das hörten, warfen sie Messer und Gabel hin, sprangen auf und entdeckten die beiden hinter dem Ofen. „Aha, ihr Herren," riefen sie, „sitzt ihr in der Ecke? Was wollt ihr hier? Seid ihr als Kundschafter ausgeschickt? Wartet, ihr sollt an einem dürren Ast das Fliegen lernen." — „Nur manierlich," sprach der Soldat „mich hungert, gebt mir zu essen, hernach könnt ihr mit mir machen was ihr wollt." Die Räuber stutzten, und der Anführer sprach: „Ich sehe, du fürchtest dich nicht; gut, Essen sollst du haben, aber hernach mußt du sterben." — „Das wird sich finden," sagte der Soldat, setzte sich an den Tisch und fing an, tapfer in den Braten einzuhauen. „Bruder Wichsstiefel, komm und iß," rief er dem Jäger zu, „du wirst hungrig sein, so gut als ich, und einen besseren Braten kannst du zu Haus nicht haben;" aber der Jäger wollte nicht essen. Die Räuber sahen dem Soldaten mit Erstaunen zu und sagten: „Der Kerl macht keine Umstände." Hernach sprach er: „Das Essen wäre schon gut, nun schafft auch einen guten Trunk herbei." Der Anführer war in der Laune, sich das auch noch gefallen zu lassen und rief der Alten zu: „Hol eine Flasche aus dem Keller und zwar von dem besten." Der Soldat zog den Pfropfen heraus, daß es knallte, ging mit der Flasche zu dem Jäger und sprach: „Gib acht, Bruder, du sollst dein blaues Wunder sehen: jetzt will ich eine Gesundheit auf die ganze Sippschaft ausbringen." Dann schwenkte er die Flasche über den Köpfen der Räuber, rief: „Ihr sollt alle leben, aber das Maul auf

und die rechte Hand in der Höhe," und tat einen herzhaften Zug. Kaum waren die Worte heraus, so saßen sie alle bewegungslos, als wären sie von Stein, hatten das Maul offen und streckten den rechten Arm in die Höhe. Der Jäger sprach zu dem Soldaten: „Ich sehe, du kannst noch andere Kunststücke, aber nun komm und laß uns heimgehen." — „Oho, Bruderherz, das wäre zu früh abmarschiert, wir haben den Feind geschlagen und wollen erst Beute machen. Die sitzen da fest und sperren das Maul vor Verwunderung auf; sie dürfen sich aber nicht rühren, bis ich es erlaube. Komm, iß und trink." Die Alte mußte noch eine Flasche von dem besten holen, und der Soldat stand nicht eher auf, als bis er wieder für drei Tage gegessen hatte. Endlich, als der Tag kam, sagte er: „Nun ist es Zeit, daß wir das Zelt abbrechen, und damit wir einen kurzen Marsch haben, so soll die Alte uns den nächsten Weg nach der Stadt zeigen." Als sie dort angelangt waren, ging er zu seinen alten Kameraden und sprach: „Ich habe draußen im Wald ein Nest voll Galgenvögel aufgefunden, kommt mit, wir wollen es ausheben." Der Soldat führte sie an und sprach zu dem Jäger: „Du mußt wieder mit zurück und zusehen, wie sie flattern, wenn wir sie an den Füßen packen." Er stellte die Mannschaft rings um die Räuber herum, dann nahm er die Flasche, trank einen Schluck, schwenkte sie über ihnen her und rief: „Ihr sollt alle leben!" Augenblicklich hatten sie ihre Bewegung wieder, wurden aber niedergeworfen und an Händen und Füßen mit Stricken gebunden. Dann hieß sie der Soldat wie Säcke auf einen Wagen werfen und sagte: „Fahrt sie nur gleich vor das Gefängnis." Der Jäger aber nahm einen von der Mannschaft beiseite und gab ihm noch eine Bestellung mit.

„Bruder Wichsstiefel," sprach der Soldat, „wir haben den Feind glücklich überrumpelt und uns wohl genährt, jetzt wollen wir als Nachzügler in aller Ruhe hinterhermarschieren." Als sie sich der Stadt näherten, so sah der Soldat, wie sich eine Menge Menschen aus dem Stadttor drängten, lautes Freudengeschrei erhuben und grüne Zweige in der Luft schwangen.

Dann sah er, daß die ganze Leibwache herangezogen kam. „Was soll das heißen?“ sprach er ganz verwundert zu dem Jäger. „Weißt du nicht,“ antwortete er, „daß der König lange Zeit aus seinem Reich entfernt war, heute kehrt er zurück, und da gehen ihm alle entgegen.“ — „Aber wo ist der König?“ sprach der Soldat, „ich sehe ihn nicht.“ — „Hier ist er,“ antwortete der Jäger, „ich bin der König, und habe meine Ankunft melden lassen.“ Dann öffnete er seinen Jägerrock, daß man die königlichen Kleider sehen konnte. Der Soldat erschrak, fiel auf die Knie und bat ihn um Vergebung, daß er ihn in der Unwissenheit wie seinesgleichen behandelt und ihn mit solchem Namen angeredet habe. Der König aber reichte ihm die Hand und sprach: „Du bist ein braver Soldat und hast mir das Leben gerettet. Du sollst keine Not mehr leiden, ich will schon für dich sorgen. Und wenn du einmal ein Stück guten Braten essen willst, so gut als in dem Räuberhaus, so komm nur in die königliche Küche. Willst du aber eine Gesundheit ausbringen, so sollst du erst bei mir Erlaubnis dazu holen.“

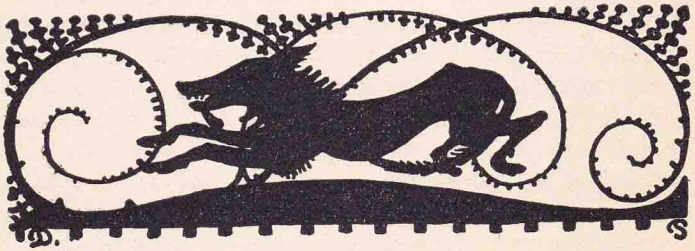
Der Wolf und der Fuchs

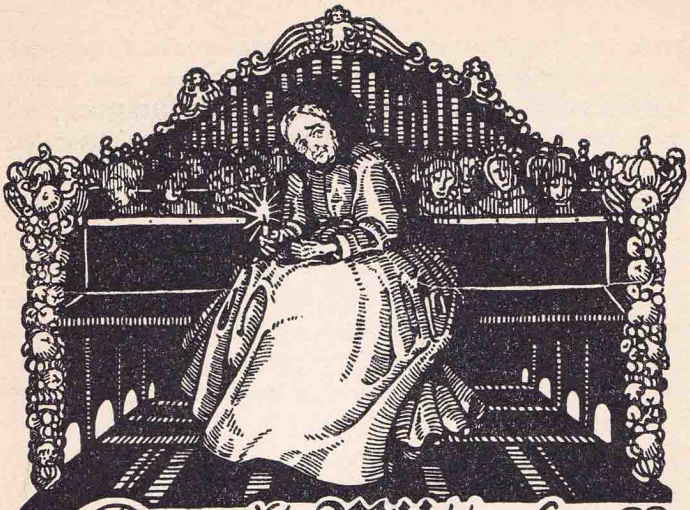
Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs tun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wäre gerne des Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach

der Wolf: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen oder ich fresse dich selber auf.“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein Paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Dem Wolf war das recht, sie gingen hin, und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben, und ging es zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entsetzlich zu schreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt,“ sprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und haben mich weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am andern Tag gingen sie wieder ins Feld, sprach der gierige Wolf abermals: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen oder ich fresse dich selber auf.“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin, und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf. „Da hast du zu fressen,“ sprach er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinuntergeschluckt und sprach: „Sie schmecken nach mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gab's einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute, die eilten herbei und schlugen ihn, was das Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was hast du mich garstig angeführt!“ rief er, die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen oder ich fresse dich selber auf.“ Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.“ — „Meinetwegen,“ sagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich gleich daran und dachte: „Bis ich aufhöre, hat's Zeit.“ Der Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, sag mir, warum rennst du so hin und her und springst hinaus und herein?“ — „Ich muß doch sehen, ob niemand kommt,“ antwortete der Listige, „friß nur nicht zu viel.“ Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen. Der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn tot. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.





Das alte Mütterchen

Es war in einer großen Stadt ein altes Mütterchen, das ſaß abends allein in ſeiner Kammer; es dachte ſo darüber nach, wie es erſt den Mann, dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich auch heute noch den letzten Freund verloren hätte und nun ganz allein und verlaſſen wäre. Da ward es in tiefſtem Herzen traurig, und vor allem ſchwer war ihm der Verluſt der beiden Söhne, daß es in ſeinem Schmerz Gott darüber anklagte. So ſaß es ſtill und in ſich verſunken, als es auf einmal zur Frühkirche läuten hörte. Es wunderte ſich, daß es die ganze Nacht alſo in Leid durchwacht hätte, zündete ſeine Leuchte an und ging zur Kirche. Bei ſeiner Ankunft war ſie ſchon erhellt, aber nicht, wie gewöhnlich, von Kerzen, ſondern von einem dämmernden Licht. Sie war auch ſchon angefüllt mit Menſchen, und alle Plätze waren beſetzt, und als das Mütterchen zu ſeinem gewöhnlichen Sitz kam, war er auch nicht mehr ledig, ſondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute anſah, ſo waren es lauter verſtorbene Verwandte, die ſaßen da in ihren altmodiſchen Klei-

dern, aber mit blassem Angesicht. Sie sprachen auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein leises Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Muhme auf, trat vor, und sprach zu dem Mütterlein: „Dort, sieh nach dem Altar, da wirst du deine Söhne sehen." Die Alte blickte hin und sah ihre beiden Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf das Rad geflochten. Da sprach die Muhme: „Siehst du, so wäre es ihnen ergangen, wären sie im Leben geblieben und hätte sie Gott nicht als unschuldige Kinder zu sich genommen." Die Alte ging zitternd nach Haus und dankte Gott auf den Knieen, daß er es besser mit ihr gemacht hätte, als sie hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und starb.

Et was mol en Künig west, de hadde en kleinen Jungen kregen, in den sin Teiken (Zeichen) hadde stahn, he sull von einen Hirsch ümmebracht weren, wenn he sestein Johr alt wäre.

Aſe he nu ſo wit anewaſſen was, do giengen de Jägers mol mit ünne up de Jagd. In den Holte, do kümmt de Künigsſohn bie de anneren denne (von den andern weg), up einmol ſüht he do ein grooten Hirſch, den wull he ſcheiten, he kunn en awerſt nig dreppen; up't leſt is de Hirſch ſo lange für ünne herut laupen, bis gans ut den Holte, do ſteiht do up einmol ſo ein grot lank Mann ſtad des Hirſches, de ſegd: „Nu, dat is gut, dat ik dik hewe; ik hewe ſchon ſeſſ paar gleſerne Schlitſchau hinner die kaput jaget un hewe dik nig kriegen könnt." Do nümmet he ün mit ſik un ſchlippet em dur en grot Water bis für en grot Künigsſchlott, da mut he mit an'n Diſk un eten wat. Aſe ſe toſammen wat geeten hed, ſegd de Künig: „Ik hewe drei Döchter, bie der öleſten mußt du en Nacht waken, von des Obends niegen Uhr bis Morgen ſeſſe, un ik kumme jedesmol, wenn de Klocke ſchlätt, ſülwens un rope, un wenn du mie dann kine Antwort giwſt, ſo werſt du Morgen ümmebracht, wenn du awerſt mie immer Antwort giwſt, ſo falſt du ſe tor Frugge hewen." Aſe do die jungen Lüde up de Schlopkammer kämen, do ſtund der en ſteineren Chriſtoffel, do ſegd de Künigsdochter to emme: „Um niegen Uhr kummet min Teite (Vater), alle Stunne bis et dreie ſchlätt, wenn he froget, ſo giwet gi em Antwort ſtatt des Künigsſuhns." Do nickede de ſteinerne Chriſtoffel mit den Koppe ganz ſchwinne un dann jümmer lankſamer, bis he to leſte wier ſtille ſtand. Den anneren Morgen, da ſegd de Künig to emme: „Du heſt dine Sacken gut macket, awerſt mine Dochter kann ik nig hergiewen, du möſteſt dann en Nacht bi de tweiden Dochter waken, dann will ik mie mal drup bedenken, ob du mine ölleſte Dochter tor Frugge hewen kannſt; awerſt ik kumme olle Stunne ſülwenſt, un wenn ik die rope, ſo antworte mie, un wenn ik die rope un du antworteſt nig, ſo ſoll fleiten din Blaud für mie." Un do gengen de beiden up de Schlopkammer, do ſtand do noch en gröteren ſteineren Chriſtoffel; dato ſeg de Künigsdochter: „Wenn min Teite frögt, ſo antworte du." Do nickede de grote ſteinerne Chriſtoffel wier mit den Koppe gans ſchwinne un dann jümmer lankſamer, bis he to leſte wier ſtille ſtand. Un

de Künigsſuhn legte ſik up den Dörſüll (Türſchwelle), legte de Hand unner den Kopp un ſchläp inne. Den anneren Morgen ſeh de Künig to ünne: „Do haſt dine Sacken twaren gut macket, awerſt mine Dochter kann ik nig hergiewen, du möſteſt ſüs bie der jungeſten Künigsdochter en Nacht wacken, dann will ik mie bedenken, ob du mine tweide Dochter tor Frugge hewen kannſt; awerſt ik kumme olle Stunne ſülwenſt, un wenn ik die rope, ſo antworte mie, un wenn ik die rope un du antworteſt nig, ſo ſoll fleiten din Blaud für mie." Do giengen ſe wier tohope (zuſammen) up ehre Schlopkammer, do was do noch en viel grötern un viel längern Chriſtoffel, aſe bie de twei erſten. Dato ſegte de Künigsdochter: „Wenn min Teite röpet, ſo antworte du," do nickede de grote lange ſteinerne Chriſtoffel wohl ene halwe Stunne mit den Koppe, bis de Kopp toleſt wier ſtille ſtand. Un de Künigsſuhn legte ſik up de Dörſüll un ſchläp inne. Den annern Morgen, do ſegd de Künig: „Du haſt twaren gut wacket, awerſt ik kann die nau mine Dochter nig giewen, ik hewe ſo en groten Wall, wenn du mie den von hüte morgen ſeſſe bis obends ſeſſe afhoggeſt, ſo will ik mie drup bedenken." Do dehe (tat, d. i. gab) he ünne en gleſerne Exe, en gleſernen Kiel un en gleſerne Holthacke midde. Wie he in dat Holt kummen is, do hoggete he einmal to, do was de Exe entwei; do nam he den Kiel un ſchlett einmal mit de Holthacke daruppe, do is et ſo kurt un ſo klein aſe Grutt (Sand). Do was he ſo bedröwet un glövte, nu möſte he ſterwen, un he geit ſitten un grient (weint). Aſſet nu Middag is, do ſegd de Künig: „Eine von juck Mäken mott ünne wat to etten bringen." — „Nee," ſeggeð de beiden öllesten, „wie willt ün nicks bringen, wo he dat leſte bie wacket het, de kann ün auck wat bringen." Do mutt de jungeſte weg un bringen ünne wat to etten. Aſe in den Walle kummet, da frägt ſe ün, wie et ünne gienge? „O," ſehe he, „et gienge ün gans ſchlechte." Do ſehe ſe, he ſull herkommen un etten eeſt en bitken. „Ene," ſehe he, „dat künne he nig, he möſte jo doch ſterwen, etten wull he nig mehr." Do gav ſe ünne ſo viel gute Woore, he möchte et doch verſöken; do kümmt

he un ett wat. Aſe he wat getten hett, do ſehe ſe: „Ik will die eeſt en bitken luſen, dann werſt du annerſt to Sinnen.“ Do ſe ün luſet, do werd he ſo möhe un ſchlöppet in, un do nümmet ſe ehren Doock un binnet en Knupp do in, un ſchlätt ün dreimol up de Eere un ſegd: „Arweggers, herut!“ Do würen gliek ſo viele Eerdmännekens herfur kummen un hadden froget, wat de Künigsdochter befelde. Do ſeh ſe: „In Tied von drei Stunnen mutt de grote Wall afhoggen un olle dat Holt in Höpen ſettet ſien.“ Do giengen de Eerdmännekens herum un boen ehre ganſe Verwanſchap up, dat ſe ehnen an de Arweit helpen ſullen. Do fiengen ſe gliek an, un aſe de drei Stunne ümme würen, do is olles to Enne (zu Ende) weſt; un do keimen ſe wier to der Künigsdochter un ſehent ehr. Do nümmet ſe wier ehren witten Doock un ſegd: „Arweggers, nah Hus!“ Do ſiet ſe olle wier wege weſt. Do de Künigsſuhn upwacket, ſo werd he ſo frau, do ſegd ſe: „Wenn et nu ſeſſe ſchloen het, ſo kumme nah Hus.“ Dat het he auck bevolget, un do frägt de Künig: „Heſt du den Wall aawe (ab)?“ — „Jo,“ ſegd de Künigsſuhn. Aſe ſe do an een Diſke ſittet, do ſeh de Künig: „Ik kann di nau mine Dochter nie tor Frugge giewen, he möſte eeſt nau wat umme ſe dohen.“ Do frägt he, wat dat denn ſien ſulle. „Ik hewe ſo en grot Dieck,“ ſeh de Künig, „do moſt du den annern Morgen hünne un moſt en utſchloen, dat he ſo blank is aſe en Spegel, un et müttet von ollerhand Fiſke dorinne ſien.“ Den annern Morgen do gav ünne de Künig ene gleſerne Schute (Schüppe) un ſegd: „Umme ſeſſ Uhr mot de Dieck ferrig ſien.“ Do geit he weg, aſe he bie den Dieck kummet, do ſtecket he mit de Schute in de Muhe (Moor, Sumpf), do brack ſe af; do ſtecket he mit de Hacken in de Muhe, un et was wier kaput. Do werd he gans bedröwet. Den Middag brachte de jüngeſte Dochter ünne wat to etten, do frägt ſe, wo et ünne gienge? Do ſeh de Künigsſuhn, et gienge ünne gans ſchlechte, he ſull ſienen Kopp wohl mißen mutten: „Dat Geſchirr is mie wir klein gohen.“ — „O,“ ſeh ſe, „he ſull kummen un etten eeſt wat, dann wer he anneren Sinnes.“ — „Ne,“ ſegte he, „etten kunn

he nig, he wer gar to bedröwet." Do givt se ünne viel gude Woore, bis he kummet un ett watt. Do luset se ünn wier, un he schloppet in; se nümmet von niggen en Doock, schlett en Knupp do inne un kloppet mit den Knuppe dreimol up de Eere un segd: „Arweggers, herut!" Do kummt gliek so viele Eerdmännekens un froget olle, wat ehr Begeren wür. In Tied von drei Stunne mosten se den Dieck gans utschloen hewen, un he möste so blank sien, dat man sik inne speigelen künne, un von ollerhand Fiske mosten dorinne sien. Do giengen de Eerdmännekens hünn un boen ehre Verwanschap up, dat se ünnen helpen sullen; un et is auck in zwei Stunnen ferrig west. Do kummet se wier un seged: „Wie hät dohen, so us befolen is." Do nümmet de Künigsdochter den Doock un schlett wier dreimol up de Eere un segd: „Arweggers, to Hus!" Do siet se olle wier weg. Ase do de Künigssuhn upwacket, do is de Dieck ferrig. Do geit de Künigsdochter auck weg, un segd, wenn et sesse wär, dann sull he nah Hus kummen. Ase he do nah Hus kummet, do frägt de Künig: „Hes du den Dieck ferrig?" — „Jo," seh de Künigssuhn. Dat wür schöne. Do se do wier to Diske sittet, do seh de Künig: „Du hast den Dieck twaren ferrig, awerst ik kann di mine Dochter noch nie giewen, du most eest nau eins dohen." — „Wat is dat denn?" frögte de Künigssuhn. He hedde so en grot Berg, do würen luter Dorenbuske anne, de mosten alle afhoggen weren, un bowen up moste he en grot Schlott buggen, dat moste so wacker sien, ase't nu en Menske denken kunne, un olle Ingedömse, de in den Schlott gehorden, de mösten der olle inne sien. Do he nu den anneren Morgen up steit, do gav ünne de Künig en glesernen Exen un en glesernen Boren mie; et mott awerst um sess Uhr ferrig sien. Do he an den eersten Dorenbuske mit de Exen anhogget, do gieng se so kurt un so klein, dat de Stücker rund um ünne herfloen, un de Boren kunn he auck nig bruken. Do war he gans bedröwet un toffte (wartete) up sine Leiweste, op de nie keime un ünne ut de Naut hülpe. Ase't do Middag is, do kummet se un bringet wat to etten;

do geit he ehr in de Möte (entgegen) un vertellt ehr olles un ett wat, un lett sik von ehr lusen un schloppet in. Do nümmet se wier den Knupp un schlett domit up de Eere un segd: „Arweggers, herut!" Do kummet wier so viel Eerdmännekens un froget, wat ehr Begeren wür? Do seh se: „In Tied von drei Stunnen müttet ju den ganzen Busk afhoggen, un bowen uppe den Berge do mot en Schlott stohen, dat mot so wacker sien, ase't nu ener denken kann, un olle Ingedömse muttet do inne sien. Do gienge se hünne un boen ehre Verwandschap up, dat se helpen sullen, un ase te Tied umme was, do was alles ferrig. Do kümmet se to der Künigsdochter un segget dat, un de Künigsdochter nümmet den Doock und schlett dreimol domit up de Eere un segd: „Arweggers, to Hus!" Do siet se gliek olle wier weg west. Do nu de Künigssuhn upwacket, un olles seh, do was he so frau ase en Vugel in der Luft. Do et do sesse schloen hadde, do giengen se tohaupe nah Hus. Do segd de Künig: „Is dat Schlott auck ferrig?" — „Jo," seh de Künigssuhn. Ase do to Diske sittet, do segd de Künig: „Mine jungeste Dochter kann ik nie giewen, befur de twei öllesten frigget het." Do wor de Künigssuhn un de Künigsdochter gans bedröwet, un de Künigssuhn wuste sik gar nig to bergen (helfen). Do kummet he mol bie Nachte to der Künigsdochter un löppet dermit furt. Ase do en bitken wegsiet, do kicket sik de Dochter mol umme un süht ehren Vader hinner sik. „O," seh se, „wo sull wie dat macken? Min Vader is hinner us un will us ummeholen; ik will die grade to'n Dörenbusk macken un mie tor Rose, un ik will mie ümmer midden in den Busk waaren (schützen)." Ase do de Vader an de Stelle kummet, do steit do en Dörenbusk un ene Rose do anne; do will he de Rose afbrecken, do kummet de Dören un stecket ün in de Finger, dat he wier nah Hus gehen mut. Do frägt sine Frugge, worumme he se nig hädde middebrocht. Do seh he, he wür der balt bie west, awerst he hedde su uppen mol ut den Gesichte verloren, un do hädde do en Dörenbusk un ene Rose stohen. Do seh de Künigin: „Heddest du ment

(nur) de Rose afbrocken, de Busk hedde sullen wohl kummen." Do geit he wier weg un will de Rose herholen. Unnerdes waren awerst de beiden schon wiet öwer Feld, un de Künig löppet der hinner her. Do kicket sik de Dochter wier umme un süht ehren Vader kummen; do seh se: „O, wo sull wie et nu macken? Ik will die grade tor Kerke macken un mie tom Pastoer; do will ik up de Kanzel stohn un predigen." Ase do de Künig an de Stelle kummet, do steiht do ene Kerke, un up de Kanzel is en Pastoer un priediget; do hort he de Priedig to un geit wier nah Hus. Do frägt de Küniginne, worumme he se nig midde brocht hedde, da segd he: „Ne, ik hewe se so lange nachlaupen, un as ik glovte, ik wer der bold bie, do steit do en Kerke un up de Kanzel en Pastoer, de priedigte." — „Du häddest sullen ment den Pastoer bringen," seh de Fru, „de Kerke hädde sullen wohl kummen; dat ik die auk (wenn ich dich auch) schicke, dat kann nig mer helpen, ik mut sülwenst hünne gohen." Ase se do ene Wiele wege is un de beiden von fern süht, do kicket sik de Künigsdochter umme un süht ehre Moder kummen und segd: „Nu sie wie unglückst, nu kummet miene Moder sülwenst; ik will die grade tom Dieck macken un mie tom Fisk." Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dieck, un in de Midde sprank en Fisk herumme un kickete mit den Kopp ut den Water un was gans lustig. Do wull se geren den Fisk krigen, awerst se kunn ünn gar nig fangen. Do werd se gans böse un drinket den gansen Dieck ut, dat se den Fisk kriegen will, awerst do werd se so üwel, dat se sick spiggen mott un spigget den gansen Dieck wier ut. Do seh se: „Ik sehe do wohl, dat et olle nig mer helpen kann;" sei mogten nu wier to ehr kummen. Do gohet se dann auck wier hünne, un de Küniginne givt der Dochter drei Wallnütte un segd: „Do kannst du die mit helpen, wenn du in dine högste Naud bist." Un do giengen de jungen Lüde wier tohaupe weg. De se do wohl tein Stunne gohen hadden, do kummet se an dat Schlott, wovon de Künigssuhn was, un dobie was en Dorp. Ase se do anne keimen, do segd de Künigssuhn: „Blief hie, mine Leiweste, ik will eest up dat Schlott

gohen, un dann will ik mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die afholen." Aſe he do up dat Schlott kummet, do werd ſe olle ſo frau, dat ſe den Künigsſuhn nu wier hett. Do vertellt he, he hedde ene Brut, un de wür jetzt in den Dorpe, ſe wullen mit den Wagen hintrecken un ſe holen. Do ſpannt ſe auck gliek an, un viele Bedeinten ſetten ſich up den Wagen. Aſe do de Künigsſuhn inſtiegen wull, do gav ün ſine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat ſchehen was un auck, wat he dohen will. Do befal de Moder, ſe ſullen wier utſpannen, un do giengen ſe olle wier in't Hus. Dat Mäken awerſt ſitt im Dorpe un luert un luert, un meint, he ſull ſe afholen, et kummet awerſt keiner. Do vermaiet (vermietet) ſik de Künigsdochter in de Muhle, de hoerde bie dat Schlott; do moſte ſe olle Nohmiddage bie den Water ſitten un Stunze ſchüren (Gefäße reinigen). Do kummet de Küniginne mol von den Schlotte gegohen, un gohet an den Water ſpatzeiern, un ſeihet dat wackere Mäken do ſitten, ſo ſegd ſe: „Wat is dat für en wacker Mäken! Wat geföllt mie dat gut!" Do kicket ſe et olle an, awerſt keen Menſke hadde et kand. Do geit wohl ene lange Tied vorbie, dat dat Mäken eerlick un getrugge bie den Müller deint. Unnerdes hadde de Küniginne ene Frugge für ehren Suhn socht, de is gans feren ut der Weld weſt. Aſe do de Brut ankümmet, do söllt ſe gliek tohaupe giewen weren. Et laupet ſo viele Lüde toſamen, de dat olle ſeihen willt, do ſegd dat Mäken to den Müller, he mögte ehr doch auck Verlöv giewen. Do ſeh de Müller: „Go menten hünne." Aſe't do weg will, do macket et ene van den drei Wallnütten up, do legt do ſo en wacker Kleid inne, dat trecket et an un gienk domie in de Kerke gigen den Altor ſtohen. Up enmol kummt de Brut un de Brüme (Bräutigam), un ſettet ſik für den Altor, un aſe de Paſtoer ſe do inſegnen wull, do kicket ſik de Brut van der Halwe (ſeitwärts), un ſüht et do ſtohen, do ſteit ſe wier up, un ſegd, ſe wull ſik nie giewen loten, bis ſe auck ſo en wacker Kleid hädde, aſe de Dame. Do giengen ſe wier nah Hus un läten de Dame froen, ob ſe dat Kleid wohl verkofte. Nee, verkaupen dau ſe't nig, awerſt ver-

deinen, dat mögte wohl sien. Do fragten se ehr, wat se denn dohen sullen. Do segd se, wenn se van Nachte fur dat Dohr van den Künigssuhn schlapen döffte, dann wull se et wohl dohen. Do seget se jo, dat sul se menten dohen. Do muttet de Bedeinten den Künigssuhn en Schlopdrunk ingiewen, un do legt se sik up den Süll un günselt (winselt) de heile Nacht, se hädde den Wall für ün afhoggen loten, se hädde de Dieck für ün utschloen, se hädde dat Schlott für ün bugget, se hädde ünne ton Dörenbusk macket, dann wier tor Kerke un tolest tom Dieck, un he hädde se so geschwinne vergeten. De Künigssuhn hadde nicks davon hört, de Bedeinten awerst würen upwacket un hadden tolustert, un hadden nie wust, wat et sull bedüen. Den anneren Morgen, ase se upstohen würen, do trock de Brut dat Kleid an, un fort mit den Brümen nah der Kerke. Unnerdes macket dat wackere Mäken de tweide Wallnut up, un do is nau en schöner Kleid inne, dat thüt et wier an un geit domie in de Kerke gigen den Altor stohen, do geit et dann ewen wie dat vürge mol. Un dat Mäken liegt wier en Nacht für den Süll, de nah des Künigsuhns Stobe geit, un de Bedeinten süllt ün wier en Schlopdrunk ingiewen; de Bedeinten kummet awerst un giewet ünne wat to wacken, domie legt he sik to Bedde: un de Müllersmageb fur den Dörsüll günselt wier so viel und segd, wat se dohen hädde. Dat hört olle de Künigssuhn un werd gans bedröwet, un et föllt ünne olle wier bie, wat vergangen was. Do will he nah ehr gohen, awerst sine Moder hadde de Dör toschlotten. Den annern Morgen awerst gieng he gliek to siner Leiwesten un vertellte ehr olles, wie et mit ünne togangen wür, un se mögte ünne doch nig beuse sin, dat he se so lange vergetten hädde. Do macket de Künigsdochter de dridde Wallnutt up, do is nau en viel wackerer Kleid inne; dat trecket sie an un fört mit ehrem Brümen nah de Kerke, un do keimen so viele Kinner, de geiwen ünne Blomen un hellen ünne bunte Bänner fur de Föte, un se leiten sik insegnen un hellen ene lustige Hochtied! awerst de falske Moder und Brut mosten weg. Un we dat lest vertellt het, den is de Mund noch wärm.

Des Herrn und des Teufels Getier

Gott der Herr hatte alle Tiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden auserwählet; bloß der Geiß hatte er vergessen. Da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen und machte die Geißen mit feinen, langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen. Das verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geiß den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah, wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edlen Reben beschädigten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Das jammerte ihn, so daß er aus Güte und Gnaden seine Wölfe dran hetzte, welche die Geißen, die da gingen, bald zerrissen. Wie der Teufel das vernahm, trat er vor den Herrn und sprach: „Dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen.“ Der Herr antwortete: „Was hatteſt du es zu Schaden erschaffen!“ Der Teufel sagte: „Ich mußte das; gleichwie selbst mein Sinn auf Schaden geht, konnte, was ich erschaffen, keine andere Natur haben, und mußt mir's teuer zahlen.“ — „Ich zahl dir's, sobald das Eichenlaub abfällt,

dann komm, dein Geld ist schon gezählt." Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach: „In der Kirche zu Konstantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub." Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, irrte sechs Monate in der Wüstenei, ehe er sie fand, und als er wiederkam, waren derweil wieder alle anderen Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach im Zorn allen übrigen Geißen die Augen aus und setzte ihnen seine eigenen ein.

Darum haben alle Geißen Teufelsaugen und abgebissene Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Marienkind 5
2. Die Wichtelmänner 10
3. Katze und Maus in Gesellschaft 14
4. Der treue Johannes 17
5. Der Nagel 26
6. Die drei Männlein im Walde 27
7. Das Lumpengesindel 33
8. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich 36
9. Der Wolf und die sieben jungen Geislein 40
10. Der Hase und der Igel 43
11. Herr Korbes 47
12. Die Scholle 49
13. Daumesdick 50
14. Daumerlings Wanderschaft 56
15. Das tapfere Schneiderlein 61
16. Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen . 70
17. Die Bremer Stadtmusikanten 80
18. Rapunzel 84
19. Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack . 88
20. Der Bärenhäuter 99
21. Die Kornähre 104
22. Die zwölf Brüder 106
23. Brüderchen und Schwesterchen 112
24. Aschenputtel 119
25. Die drei Spinnerinnen 128
26. Hänsel und Gretel 131
27. Die drei Schlangenblätter 139
28. Der Jude im Dorn 143
29. Von dem Fischer un syner Fru 148
30. Dornröschen 157
31. Die Geschenke des kleinen Volkes 161
32. Der Fuchs und die Gänse 164
33. Allerleirauh 165
34. Der Großvater und der Enkel 171

Seite
35. Strohhalm, Kohle und Bohne 172
36. Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst . . . 174
37. Die weiße Schlange 176
38. Die Hochzeit der Frau Füchsin 181
39. Von dem Machandelboom 184
40. Das junggeglühte Männlein 194
41. Das Bürle im Himmel 196
42. Der Zaunkönig und der Bär 197
43. Sneewittchen 200
44. Die drei Feldscherer 209
45. Die Boten des Todes 212
46. Der Gevatter Tod 214
47. Der Fuchs und das Pferd 218
48. Die Lebenszeit 220
49. Bruder Lustig 222
50. Der Teufel und seine Großmutter 233
51. Frau Holle 237
52. De drei Vügelkens 240
53. Rohrdommel und Wiedehopf 244
54. Der Vogel Greif 245
55. Der süße Brei 252
56. König Drosselbart 253
57. Die Rose 258
58. Sechse kommen durch die ganze Welt 259
59. Der Teufel mit den drei goldenen Haaren 265
60. Similiberg 272
61. Jorinde und Joringel 275
62. Die Rübe 279
63. Die drei Sprachen 282
64. Die Brautschau 285
65. Der Grabhügel 286
66. Die klare Sonne bringt's an den Tag 290
67. Das Totenhemdchen 292
68. Der Schneider im Himmel 293
69. Der Bauer und der Teufel 296
70. Das Bürle 297
71. Dat Mäken von Brakel 303
72. Die kluge Bauerntochter 304
73. Der Arme und der Reiche 308
74. Rotkäppchen 313

Seite
75. Die Gänsehirtin am Brunnen 316
76. Die Sternthaler 327
77. Der Hund und der Sperling 328
78. Der Geist im Glas 332
79. Rumpelstilzchen 337
80. Die drei grünen Zweige 340
81. Märchen von der Unke 343
82. Der alte Sultan 345
83. Up Reisen gohn 348
84. Vom klugen Schneiderlein 349
85. Schneeweißchen und Rosenrot 353
86. Der alte Hildebrand 361
87. Hans im Glück 365
88. Das Wasser des Lebens 371
89. Die sieben Raben 377
90. Der Wolf und der Mensch 380
91. Meister Pfriem 382
92. Der Sperling und seine vier Kinder 386
93. Das Lämmchen und Fischchen 389
94. Die Gänsemagd 391
95. Die drei Handwerksburschen 398
96. Vom Tode des Hühnchens 401
97. Die faule Spinnerin 403
98. Die drei Brüder 406
99. Der Zaunkönig 408
100. Die sieben Schwaben 411
101. Das Hirtenbüblein 415
102. Der Fuchs und die Frau Gevatterin 416
103. Jungfrau Maleen 418
104. Das blaue Licht 424
105. Die ungleichen Kinder Evas 429
106. Spindel, Weberschiffchen und Nadel 431
107. Der Stiefel von Büffelleder 434
108. Der Wolf und der Fuchs 438
109. Das alte Mütterchen 441
110. De beiden Künigeskinner 442
111. Des Herrn und des Teufels Getier 451

Nachwort.

Die hier dargebotenen Deutschen Märchen sind in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich in und aus Hessen und Westfalen durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm gesammelt worden. Jakob war 1785, Wilhelm 1786 zu Hanau geboren. Beide hatten in Cassel das Lyceum, in Marburg die Universität besucht. Im Jahre 1837 gehörten die Brüder Grimm zu den sieben Professoren in Göttingen, die die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes durch den neuen König Ernst August von Hannover für widerrechtlich erklärten und infolgedessen ihre Professur niederlegen mußten. Friedrich Wilhelm IV. berief beide nach Berlin, wo Wilhelm 1859, Jakob 1863 starb. Außer durch ihre Märchensammlung sind die Brüder Grimm durch gemeinsame und Sonderarbeiten bekannt geworden, die für die Wissenschaft heute noch fundamentale Bedeutung haben: Deutsche Grammatik, Deutsche Rechtsaltertümer, Deutsche Mythologie, Deutsche Heldensage, Geschichte der deutschen Sprache, Über deutsche Runen, Deutsches Wörterbuch — das sind der Hauptsache nach die Titel ihrer wissenschaftlichen Arbeiten.

Zu den Freunden, die den beiden Brüdern beim Sammeln der hier vorliegenden Märchen halfen, gehörte die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Am meisten aber verdankt die Sammlung einer einfachen Bäuerin in dem Dorfe Niederzwehrn bei Cassel. „Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über fünfzig Jahre alt. Ihre Gesichtszüge hatten etwas Festes, Verständiges, Angenehmes und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtnis, und sagte wohl selbst, daß diese Gabe nicht jedem verliehen sei, und mancher gar nichts im Zusammenhange behalten könne. Dabei erzählte sie be-

dächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten und wird in ‚einer Wahrheit nicht zu verkennen sein. Wer an leichte Verfälschung der Überlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab, und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber."

Auch die Brüder Grimm haben nichts geändert, sondern sich begnügt, mit philologischer Gewissenhaftigkeit und künstlerischem Feingefühl das Ermittelte wiederzugeben: „Was die Weise betrifft, in der wir hier gesammelt haben, so ist es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen hatten; daß der Ausdruck und die Ausführung des einzelnen großenteils von uns herrührt, versteht sich von selbst, doch haben wir jede Eigentümlichkeit, die wir bemerkten, zu erhalten gesucht, um auch in dieser Hinsicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu lassen . . . Eine entschiedene Mundart haben wir gerne beibehalten. Hätte es überall geschehen können, so würde die Erzählung ohne Zweifel gewonnen haben. Es ist hier ein Fall, wo die erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zuschanden wird, und man fühlt, daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem übrigen sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden ist und nicht mehr so fest dem Kerne sich anschließt."

Die Bücher der Rose

Erster bis sechster Band
In biegsamem Pappband je M. 1.80, in Ganzleinenband je M. 3.—

Die Ernte

aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik
Gesammelt von Will Vesper
1. bis 85. Tausend 1906 bis 1909

Alles um Liebe

Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens
Mit biographischen Verbindungen
und sachlichen Erläuterungen von Ernst Hartung
1. bis 100. Tausend 1906 bis 1909

Kügelgen

Jugenderinnerungen eines alten Mannes
Ausgabe mit großer Schrift und vielen Bildern, z. T. nach Gemälden des Verfassers
1. bis 85. Tausend 1907 bis 1910

Vom tätigen Leben

Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens
Mit biographischen Verbindungen
und sachlichen Erläuterungen von Ernst Hartung
1. bis 65. Tausend 1907 bis 1909

Der heilige Krieg

Friedrich Hebbel in seinen Briefen, Tagebüchern, Gedichten
Herausgegeben von Hans Brandenburg
1. bis 30. Tausend 1907 bis 1910

Menschen und Mächte

Ausgewählte Erzählungen von E. T. A. Hoffmann
1. bis 31. Tausend 1908 bis 1910

Die Bücher der Rose

Siebenter bis zwölfter Band
In biegsamem Pappband je M. 1.80, in Ganzleinenband je M. 3.—

Über allen Gipfeln

Goethes Gedichte im Rahmen seines Lebens
Mit 30 Bildnissen
Auswahl und Anmerkungen von Ernst Hartung
1. bis 50. Tausend 1908 bis 1909

Pitt und Fox

Die Liebeswege der Brüder Sintrup
Ein Roman von Friedrich Huch
1. bis 40. Tausend 1908 bis 1910

Die Droste

Annette v. Droste-Hülshoff: Briefe, Gedichte, Erzählungen
Biographisch verbunden und sachlich erläutert von H. Amelung
1. bis 27. Tausend 1909 bis 1910

Von Wald und Welt

Eichendorffs Gedichte und Erzählungen mit Bildern
von Moritz Schwind
Herausgegeben von Wilhelm von Scholz
1. bis 40. Tausend 1909 bis 1910

Feuertrunken

Eine Dichterjugend. Schillers Briefe bis zur Verlobung
Mit biographischen Verbindungen von Hans Brandenburg
1. bis 42. Tausend 1909 bis 1910

Das zweite Buch

der Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik
Gesammelt von Will Vesper
1. bis 30. Tausend 1910

Jugenderinnerungen eines alten Mannes

Keine fünfhundert Seiten; keine zwanzig Jahre eines stürmelosen Jugendlebens. Und dennoch ergiebig wie eine Bibel, die durch Jahrzehnte aufgeschlagen und befragt werden kann. Seinen Zeitgenossen erschien der Verfasser als Maler, der Nachwelt muß er als Dichter gelten. Wilhelm von Kügelgen war einer von den Poeten, die keine Bücher schreiben und nur durch mündliche Ausstrahlung Segen verbreiten. Denn diese Jugendgeschichte (die uns jetzt der Verlag von W. Langewiesche-Brandt in einem würdigen Gewande zu billigem Preise [1.80 M.] vermittelt hat) kann nicht als Lebenswerk angesprochen werden. Mit der gleichen Darstellungskraft und sittlichen Schönheit hätte Kügelgen zwanzig Bände füllen können, wenn ihm das Dichten und Schildern in niedergelegten Worten eine innere berufliche Notwendigkeit gewesen wäre.

Die gute alte Zeit, an der zu zweifeln wir oftmals Grund haben, ist kein Phantasiegebilde der ehrwürdigen Greise. Hier lebt sie auf und zieht uns mit zarten Fäden in ihre einfachen Wohnstuben. Wie etwa Theodor Storm uns seine Kuchenesser vorführt, so schließen wir bei Kügelgen mit den seltsamsten Originalen innige Freundschaft; nicht eins, das wir nicht liebgewännen. Vielleicht die köstlichsten sind der Fürst Putjatin-Ohnehosen, das wandelnde Schilderhaus, der das Brot nie im primären Zustande, sondern nur geröstet aß und es in jede Gesellschaft mitschleppte, der Erfinder überflüssiger Zuckersäge- und Windmaschinen, und der prächtige grobe Pastor Roller, für den die Tätigkeit des Lateinschülers beim Pfeifenqualmen begann und der alle Krankheiten — unentgeltlich — mit pulverisierten Elstern aus der Welt schaffte, die in den heiligen zwölf Nächten geschossen werden mußten; derselbe Roller, der dann durch seine herzerquickende Konfirmandenrede den gut katholischen Vater Kügelgens mit dem Protestantismus aussöhnte.

Wie arm sind wir, die wir tagtäglich von allem „hören", was in der ganzen Welt geschieht, wie arm an Erleben gegen diese Menschen, die viele Meilen reisten, um einem einfältigen, lahmen, gottesfürchtigen Weber ein Almosen zu bringen, und in seiner niedrigen Hütte sogar übernachten! Wie arm im Vergleich zu den Eltern des Dichters, die noch um Goethes Größe streiten durften und mit klugen Urteilen über seine Werke hin und wieder sprachen, ohne sich auf einen literarhistorischen Kanon einzuschwören! Jede Reise ein Ereignis mit Offenbarungen und Unfällen, jeder Dienstbotenwechsel eine Hauptaktion, jede neue Bekanntschaft ein Gegenstand ernstester Erörterungen!

Aber in alledem liegt die Größe dieses Kunstwerkes nicht. Zwar birgt sich der Anfang ins Dunkel und das Ende ist ein plötzliches Aufhören; Kügelgen lügt uns nicht vor, wie er sich in den ersten Wochen seines Lebens aufgeführt habe, und ebensowenig sagt er empfindsam, daß ihm der Raubmord, der an seinem Vater geschah, die Feder hat aus der Hand fallen lassen; es ist auch kein Aufbau

da mit ästhetischer Steigerung: aber jedes zwei- oder dreiseitige Kapitelchen hat seinen Einzelreiz wie etwa unsre sonntäglich vorgelesenen Evangelienstücke.
Er erzählt von seinem Elternhause und wir schauen wehmütig auf unser eigenes zurück; er berichtet von Schul-Schabernacks, und wir können den Übermut der Schüler und die Schuld der Lehrer, ohne daß wir zu moralisieren brauchten, gegeneinander abwägen. Es wohnte eine Frömmigkeit in diesen Kreisen, die ans Pietistische grenzte, aber der Schildernde ergreift niemals Partei und erreicht damit, daß wir ihn keiner Schwachheit zeihen können. Er weiß die Tendenzen der Burschenschaften ganz rein darzustellen, trug auch selbst das lange Haar und die Pekesche der teutschen Studenten, aber er fragt doch auch zwischendurch, worin nun eigentlich die vaterländischen Tugenden bestehen, und erkennt, daß sie ebensowohl Mord und Totschlag wie gut Essen und Trinken bedeuten. Man schwärmte ja für eine Vorzeit, die man gar nicht kannte, „und deren Bedingungen, Ordnungen und Formen man nach Herzenslust mit Füßen trat. Am allerwenigsten war man deutsch". Unvergleichlich klar ist die Charakterisierung der Mutter und ihrer Erziehungsmethode; ein unsterblicher Beitrag zur Galerie von Dichtermütter, wie sie des Zusammenstellens wohl wert wäre. Und der Humor des alten Herrn! Er tut zwar immer so, als ob nur die andern eine launige oder witzige Ader gehabt hätten; doch den Humor so zu Papier zu bringen, gelingt allein dem großen Humoristen. Es ist der Humor Jean Pauls, Gottfried Kellers und Wilhelm Raabes; es ist das, woran der Romane gern vorübergeht, was er, wenn er das Wort hätte, läppisch heißen würde; und es ist das, wobei uns die Freudentränen in die Augen schießen, worin wir uns als besondere Nation erkennen. Kügelgen schreibt ein Deutsch, das sich nicht nur angenehm liest, das man auch im innern Ohr mit Entzücken hört. Wie unnötig die heutigen krampfhaft erquetschten Neubildungen von Worten sind, macht diese üppige Fülle klar, die alles beim rechten und beim besten Namen nennt. Dabei wirkt sie nirgends veraltet wie so häufig in alten Büchern, und bescheidenschöpferisch gibt sie sich doch auch hier und da.
Der Grund für solche Vorzüge liegt eben in des Dichters seelischer Sammlung, die allein Traulichkeit, Behaglichkeit, religiöses und künstlerisches Leben solchergestalt wiedergeben konnte. Kein Verleger hat gedrängt, kein Gläubiger stand mit der Hetzpeitsche vor der Tür des stillen Schreibers. So mögen in den Klöstern die kostbaren Miniaturen entstanden sein; nur daß Wilhelm von Kügelgens Blick und Geist sich freier über Welt und Menschen ergingen.

Ferdinand Gregori im „Kunstwart".

Die Ernte der deutschen Lyrik

Es ist oft genug darüber geklagt worden, wie leichtsinnig und geschmacklos man in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts lyrische Anthologien zusammenzustellen pflegte. Man hatte es so leicht, mit der Schere eine Anzahl alter und neuer Bändchen seiner Hausbibliothek auseinanderzuschneiden und diese Schnitzel zu einem hübschen vergoldeten Geschäftsartikel zusammenzufügen. Nicht zuletzt war der bedauerliche Tiefstand des Durchschnittsgeschmacks, der diese Sammlungen fröhlich und skrupellos erschuf und ebenso fröhlich und skrupellos genoß, die Folge einer oberflächlichen Literaturgeschichtsschreibung, die überkommene Urteile ungeprüft von Generation zu Generation weitergab. Erst in unseren Tagen müht man sich mit Ernst und Fleiß um eine Besserung. Aber die bisherigen Resultate dieser lobenswerten Versuche waren doch meist nicht befriedigend. So hat man es schon mehrfach mit Recht hervorgehoben, daß das „Hausbuch deutscher Lyrik" von Avenarius nicht umfassend genug war und namentlich seinen Stoff allzu sonderbar und gewaltsam rubrizierte. Auch schleppte es unzählige „Schulgedichte" mit, die jedem bis zum Überdruß bekannt sind und zu deren Genuß für den Erwachsenen recht viel guter Wille gehört, den man nicht immer voraussetzen kann. Will Vesper nun vereinigt in seiner Sammlung Schätze deutscher Lyrik aus acht Jahrhunderten, und zwar zum sehr großen Teil wenig bekannte, und ordnet sie auf natürliche Weise, nach den Verfassern und chronologisch.

Die Basis für eine solche Sammlung muß das klare ästhetische Bewußtsein des Herausgebers sein, daß es sich bei wertvoller Lyrik um Wortkunst handelt, die das Mittel der Sprache mit derselben Kraft und Sicherheit regiert, wie Malerei und Musik die Farbe und den Ton. Diese banal selbstverständliche Forderung befriedigt kaum eine einzige der bekannten lyrischen Auslesen. Will Vesper aber hat den geschulten Blick für Wesen und Kultur der dichterischen Sprache, den man so selten findet, und geht daher mit ganzer Sicherheit dem Hausbackenen und Rhetorischen, dem Ungelenken und Matten aus dem Wege. Und so zeigt die „Ernte", wie sich das Bild der Entwickelung deutscher Lyrik für den modernen Genießenden verschieben, verändern und neu beleben muß. Das Buch beginnt mit den tiefechten Kinderlauten mittelalterlicher Verskunst, führt schnell zu der frühen und köstlichen Blüte des Minnesangs, zeigt die seltsame Pracht alter religiöser und erotischer Gesänge, die wunderbar mystisch sinnliches Begehren und Himmelsverlangen mischen, läßt die Farbe und kernige Kraft protestantischer Choräle mit ihrem ganzen gläubigen Frühlingsjubel vor uns aufleben und stellt zwischen dies alles die Lieder unbekannter Dichter, die die Wucht überstarker Gefühle aus heißen Herzen riß, heftig und süß, streng und zärtlich. Dann vergegenwärtigt es uns die Rokokozeit, in der wieder wie in den Tagen der Minnesänger bewußte Artisten die Sprache in mannigfachen und

graziösen metrischen Gebilden schulten. Nach ihnen konnte dann Schiller mit den sprödesten Stoffen siegreich kämpfen und Hölderlin eine Überfülle von Gedanken streng und geschmeidig, würdig und anmutig, kostbar und lebendig prägen. Absichtlich läßt Vespers Buch erst auf diese beiden Goethe folgen als den, der alle bis dahin erworbenen Mittel beherrschte und dem ganzen Inhalt eines gewaltigen Herzens Gestalt und Wesen gab. Die 57 Goetheseiten sind eine Musterleistung des Herausgebers. Ihnen schließt sich der Teil an, der den Romantikern gewidmet ist. Nicht in virtuoser Nachschöpfung, sondern in lebendigster mystischer Wiedergeburt feiert bei ihnen gleichsam der Geist der ganzen vergangenen Jahrhunderte eine Auferstehung, und was sie schufen, ist alles, so reich und verschieden untereinander es ist, kindlich-hold und inbrünstig. Nach ihnen führt die Entwickelung der wahren lyrischen Kunst gewiß nicht über die zahlreichen Dichter, die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts populär wurden. Was sie für sich als rühmlich in Anspruch nahmen, die metrische Gewandtheit, den formalen Wohlklang, hatten ihnen schon die vorgoethischen Lyriker vorweggenommen. Diese Tugenden waren nicht mehr zu überbieten. Und so mußte es etwas ganz anderes sein, was die Neuzeit dem reichen Erbe hinzufügte. Es war die „Nuance", die Möglichkeit, das Unaussprechliche auszusprechen, auf neu entdeckten Seelengebieten Pfade zu finden. Das tat die Droste, die mit unerhörter Kraft Dinge gestaltete, die heutige Landschaftsmaler zum ersten Male gesehen zu haben glauben, das tat Hebbel, dem sich die kompliziertesten psychologischen Zustände in reine Formen auflösten, Mörike, bei dem jedes Wort sensibel ist und schwer von neuen Reichtümern. Bei Storm bekamen selbst die schlichtesten Vierzeiler einen neuen herben Duft und das Zittern verhaltener Leidenschaften. Konrad Ferdinand Meyer gab der Sprache eine kostbare Weihe, und Gottfried Keller zwang sie zu den kräftigsten und wesenhaftesten Gestaltungen. Naturgemäß mußte Vesper von neueren Lyrikern Liliencron einen breiteren Raum gewähren, als einem Schöpfer, der jedes noch so naive Wort mit einer symbolischen Wucht hinstellt, Richard Dehmel, der das Metrum unendlich beweglich und nervös machte, und Max Dauthendey, der in unseren Tagen eine geradezu alttestamentarische Kraft der Anschauung und des Ausdrucks besitzt. Ich konnte nur knapp einen Teil dessen andeuten, was uns die „Ernte" bietet. Selbstverständlich kann man von einer Anthologie nicht verlangen, daß sie alle Gedichte enthält, die dem Kenner der Lyrik am Herzen liegen. Wenn sie, wie die „Ernte", auf 466 Seiten nur eine kleine Anzahl solcher Gedichte enthält, über deren hohen Wert sich vielleicht streiten ließe, so leistet sie das Menschenmögliche. Und so wurde Vespers Sammlung das Buch, das endlich einmal zusammengestellt werden mußte, und es ist ihm bei seiner schönen Ausstattung und seinem erstaunlich billigen Preise von 1,80 M. (3,— M. für das in Leinen gebundene Exemplar) die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Hans Brandenburg in den „Münchener Neuesten Nachrichten".

Erstes bis dreißigstes Tausend: Herbst 1910.
Einunddreißigstes bis sechzigstes Tausend: Winter 1910 auf 1911.
Papier von Sieler & Vogel in Leipzig.
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.
Einband von H. Fikentscher in Leipzig.

DIE BÜCHER
DER ROSE
15